Ast. Keller
2636 mk -4

<36635866700014

<36635866700014

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fortsetzung

der

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Aus dem Nachlasse

Victor Keller's,

Verfassers des Katholikon, der Ideale für alle Stände ꝛc. ꝛc.

Vierter Band.

Freiburg im Breisgau.

Gedruckt und im Verlag bei Friedrich Wagner.

1833.

Blätter

der

Erbauung und des Nachdenkens

gesammelt

von

Georg Victor Keller.

Vierter Band.

Freiburg im Breisgau.
Gedruckt und im Verlag bei Friedrich Wagner.

1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

142.

Auch im Kriege bleibt Gott groß und anbethungswürdig.

Der Welten Sturm, des Meers Getümmel,
Braust oder ruth, wie's Gott beschließt.
Er, unser Vater in dem Himmel,
Der aller Welt Regierer ist,
Erquickt selbst durch den Sturm was lebt
Obgleich die Welt erschrocken bebt.
Was er für seine Kinder thut,
Ist alles recht, ist alles gut.

Cramer.

Liebe ist die Hauptforderung Gottes an den Menschen; Liebe ist das Grundgesetz des Christenthums; Liebe ist das Merkmal, woran Jesus die Seinigen erkennt. Ewiger Friede sollte also da einheimisch seyn, wo das Christenthum die herrschende Religion ist; man sollte da die Gräuel des Krieges nur aus der Geschichte, nur aus den Jahrbüchern der Vorwelt kennen. O Gott! warum ist es anders? Warum drohen uns immer die Gefahren, die Schrecknisse, die schweren Leiden und das vielnamige Verderben neuer Kriege, während die Noth von vorigen Kriegen her noch so schwer auf uns lastet, die Wunden, die sie schlugen, noch nicht vernarbt, die Thränen kaum vertrocknet sind! Soll nie völlige Versöhnung einkehren in die Herzen der Fürsten und Völker, soll unser Geschlecht nie sich erquicken, sich sonnen und erwärmen an den milden, segnenden Strahlen eines dauernden Friedens!

Doch beruhigen wir uns! noch hat die Religion Worte des Friedens, und heißt uns ruhig seyn, wo Alles zagt, Muth behalten, wo Alles zittert, glauben, wo Alles zweifelt, der Hoffnung leben, wo Alles verloren scheint. Früher oder später entwickelt sich allenthalben Gutes aus dem Bösen; einst trägt auch die blutige, thränenvolle Aussaat des Kriegs gesegnete Früchte. Es lebt und herrscht ein heiliger und gerechter Gott, der die Angelegenheiten der Völker ordnet, und was nach seinem unerforschlichem Rathe und durch seine Zulassung zerstört wird, das baut er mit allmächtiger Hand fester und herrlicher wieder auf; „auch im Kriege bleibt Gott groß und anbethungswürdig." Bedarf es mehr, als dieses einzigen Gedankens das Herz des Christen zu beruhigen und gelassen den Erfolg der Dinge abzuwarten, die da kommen sollen? —

Ja, groß und anbethungswürdig bleibt Gott auch im Kriege; denn Gott ist es, von dessen Willen und Zulassung der Krieg abhängt. Wahr ist es: der Krieg zerstört; dieß ist seine Natur. Er zerstört das Leben von Hunderttausenden; er zerstört das häusliche Glück, und stürzt wohlhabende Familien in drückende Dürftigkei; er zerstört das öffentliche Wohl, hemmt den Gang der Gewerbe, die Freiheit des Handels, den Fortschritt der Wissenschaften, und reißt oft in wenigen Wochen nieder, was der Fleiß eines halben Jahrhunderts gebaut hat; er zerstört durch verheerenden Brand, durch Raub und Plünderung, und was er nicht ganz zerstört, dazu benimmt er die Lust und den Muth. Darum aber kann doch kein Krieg entstehen ohne Gottes Fügung oder Zulassung. Wenn Völker gegen Völker sich erheben und zum blutigen Kampf sich rüsten, so ist es doch zuverläßig eine höhere Macht, welche den Willen der Fürsten lenkt. Gott, dem alle Kräfte der Natur und alle Elemente derselben gehorchen, Er der Fruchtbarkeit und Mißwachs, erquickenden Thau und verheerenden Hagel sendet, Er, der dem Sturm und Ungewitter die Bahn bezeichnet, und dem Blitz seine Richtung giebt, spricht auch zum Schwert: fahre durchs Land. Der Krieg, so furchtbar sein Gefolge ist, gehört doch unstreitig in den Regierungsplan des Vaters der Liebe. Unser Verstand mag da immerhin stille stehen, der Glaube an

die Vorsehung hilft seiner Schwachheit nach, und gewährt uns die tröstliche Ueberzeugung, daß sich die furchtbarsten Ereignisse endlich für die Welt in Segen auflösen werden. Die Menschen sind nur die Werkzeuge in der Hand Gottes, und diese Hand wird immer von Weisheit und Güte geleitet. Erwäget das Christen, und behaltet Zuversicht zu Gott. Ist Gott für uns, dann kann uns kein Leid widerfahren.

Durch den Krieg ruft Gott den Menschen zu: erkennet, daß ich Gott bin! erkennet, daß ich über das Schicksal der Staaten, über das Loos der Völker, über die Thronen der Könige gebiete! Mein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Es ist das eine Wahrheit, welche besonders im Kriege anschaulich wird. Was vermögen unübersehbare Kriegsheere ohne die schützende Hand des Allmächtigen? Zieht Gott seine Hand zurück, ists ein Wunder, wenn Throne zusammen brechen und die blühendsten Reiche aus der Reihe der Staaten verschwinden? An Gott müssen wir uns also festhalten, wenn der Wirbel der Zeitereignisse nicht auch uns verschlingen soll. Von Gott beschützt sind die kleinsten Völker sicher; sie bestehen fort, während um sie her die mächtigsten Königreiche erliegen. Den Beweis giebt die Geschichte unseres Vaterlandes. Muß uns das nicht ermuntern, auch noch ferner uns Gottes Wohlwollen durch Ruhe und Eintracht, durch Reinheit der Sitten und Heilighaltung der Gesetze zu verdienen? Sollten wir vergessen, daß nur die Tugend ein Volk erhöhe, das Laster aber sein Verderben sey? Wie könnten wir auf den Schutz des Allmächtigen rechnen, wenn uns das Gewissen den Vorwurf machte, daß wir desselben unwerth seyen?

Gott ist nicht blos durch seine Allmacht groß, sondern auch durch seine Weisheit und Güte; nicht blos als unser Oberherr und Gebieter, sondern auch als unser Vater und Erzieher; er ist nicht blos darum groß und anbethungswürdig, weil der Krieg von seinem Willen abhängt; er ist es auch darum, weil er den Krieg zu einer Quelle des Segens macht. Gott züchtiget um zu bessern, und hat auch dann, wenn er Landplagen über uns verhängt, die wohlthätigsten Absichten. Er erlaubt den Krieg, um größern und verderblichern Uebeln

dadurch zu steuren. Er läßt uns die Schrecken des Krieges fühlen, um uns zum Gefühl unsrer Mängel und Bedürfnisse zu bringen. Er läßt gefahrvolle und unglückliche Zeiten kommen, um den ausgearteten Geist der Zeit dadurch zu bekämpfen. Der Krieg, der unstreitig viel Gutes zerstört, zerstört auch ohne Widerrede viel Böses, und gehört eben darum in den Plan der Vorsehung. Er zerstört Vorurtheile und Mißbrächeu, die durch keine andere Waffen zu besiegen sind, und nur in solchen Zeiten, nur durch solche Ereignisse vertilgt werden können; Vorurtheile, die allen Angriffen der Vernunft trotzen; Mißbräuche, die auf den Gang der öffentlichen Geschäfte, auf die Regierung der Länder, auf das Wohl der Völker unmittelbar einwirken, und den nachtheiligsten Einfluß äußern. Man hat sie schon längst bald mit ernsthaften Gründen, bald mit bitterem Spott bestritten; man hat ihre traurigen, gemeinschädlichen Wirkungen, so wie das Lächerliche und Verächtliche derselben, bis zur Anschauung entwickelt; man schämt sich selbst von Seiten ihrer Anhänger, ihnen öffentlich das Wort zu reden: aber man fährt fort, ihnen durch die That zu huldigen, und behält sie bei, weil Tausende Gewinn daraus ziehen, und weil gewisse Menschenklassen ihre Vorzüge darauf gründen. Nur eine gewaltsame Umwälzung der Dinge kann solche Vorurtheile verdrängen, nur der Krieg solche Mißbräuche ausrotten; nur in dieser Schule lernt der Regent, daß er mit dem Glück der Völker nicht wie das Kind mit dem Balle spielen darf; nur in dieser Schule lernt der Hochbürtige, daß kein Adel gelte, der nicht das eigene Verdienst in Anspruch nimmt; nur in dieser Schule überzeugen sich Manche, daß ihr Stand nicht nothwendig mit dem Wohl des Landes zusammenhange; nur in dieser Schule lernt man endlich, daß manches mit dem Heiligsten vermengt wurde, was nichts weiter als ein unglücklicher Ueberrest aus finstern Zeiten ist; nur durch den Krieg fühlen sich endlich die Großen gedrungen, schon längst nothwendig gewordene Verbesserungen vorzunehmen.

Und eben so gewiß zerstört auch der Krieg herrschende Laster; Laster, die so tiefe Wurzeln haben, daß sie gleichsam zur Ordnung des Tages gehören; Laster, die sich durch ihre glän-

zende Außenseite, durch ihre gefälligen Namen, durch Gewohnheit und Herkommen schützen, und von oben herab allmählig die niedrigsten Stände ansteckten; Laster, die auf eine sichtbare Art das Glück der Familien untergraben. Solche Laster werden nur von Wenigen freiwillig abgelegt; wo sie fallen sollen, muß Gewalt eintreten. Sie fallen nur in Zeiten allgemeiner Noth, nur in Zeiten der Zerstörung, wo ihre Ausübung durch Mangel des Vermögens schlechterdings unmöglich wird. Mag dieses immerhin nichts weniger als Besserung seyn; mag das Verlangen darnach noch immer im Herzen wohnen; mag man sich unglücklich fühlen, daß man ihnen entsagen muß: man gewöhnt sich mit der Zeit an das Gegentheil; man lernt nach und nach begreifen, daß man ohne diese Laster ruhiger und zufriedener lebt; man lernt endlich einsehen, daß sie mit unserer Natur und Bestimmung streiten; und was vorher blos das Werk der Nothwendigkeit, blos Folge des Mangels und der unglücklichen Zeitumstände war, das wird früher oder später eigene Ueberzeugung, eigener Vorsatz, eigenes Verdienst und Sache des freien Willens. Ueppigkeit, Verschwendung, Vergnügungssucht, träges Hinbrüten, Laster, welche selbst bis zu den untersten Volksklassen durchgedrungen sind, machen das Lebensglück nicht aus, das beweist die Erfahrung aller Zeiten: aber man achtet auf diese Wahrheit erst dann, wenn sie durch öffentliche Landplagen gepredigt wird; Mancher zieht sich erst dann in den Kreis des häuslichen Glücks zurück, wenn er durch die Noth gedrungen wird. Ich schweige davon, daß der Krieg manche Veranlassung giebt sich Vorzüge zu erwerben, die man bisher für unerreichbar hielt, weil man nicht mit der erforderlichen Anstrengung darnach gerungen hat; ich schweige von schlafenden Talenten, welche durch das Waffengeklirr geweckt wurden. Das Bedürfniß gewisser Tugenden wird besonders in Kriegszeiten fühlbar. Betrachtet aus diesem Standpunkte die gegenwärtigen Zeiten, in welchen uns Kriege drohen. Betrachtet die herrschende Denkart, und entscheidet selbst, ob sie nicht einer großen Verbesserung bedarf. Betrachtet die eingerissenen Laster und den Sittenverfall, und bekennet es, daß das Glück eines langen Friedens davon die

Hauptquelle sey, welch ein Leichtsinn, selbst da, wo es auf die wichtigsten und ernsthaftesten Dinge ankömmt! Welch eine Gleichgültigkeit gegen Pflicht und Recht, gegen Wahrheit und Tugend, gegen Religion und Christenthum! Welch eine üppige, schwelgerische, alle Schranken durchbrechende Zerstörungssucht! Welch ein Wetteifer sich über seinen Stand zu erheben! Welch eine Abneigung vor allem dem, was zur Häuslichkeit und zu einem stillen, eingezogenen, bürgerlichen Leben gehört! Welch eine Gewissenlosigkeit im Handel und Wandel, bei feierlichen Zusagen und bei gerichtlichen Eiden. Welch ein Mangel an Ehrlichkeit und Redlichkeit, an Treu unde Glauben! — Und wir könnten noch fragen, warum die Vorsehung den Krieg zulasse? Wir könnten noch daran zweifeln, daß sie dadurch die Menschen zur Gerechtigkeit, zur Selbstbeherrschung, zur Achtung für ihre Pflicht, zur Werthschätzung der Religion zurück führen will? O, erkennet doch, so ruft uns der Herr auch beim Ausbruch des Krieges zu, erkennet, daß ich Gott bin! mißkennet meine liebevollen Absichten nicht, wenn ich über Nationen ein strenges Gericht ergehen lasse! sträubet euch nicht gegen die Fügungen meiner Vorsehung! setzet nicht länger eine Lebensart fort, welche mir mißfällt, und ein so strenges Heilmittel fordert! Ich züchtige nur so lange, bis Besserung erfolgt. Sollen euch meine Strafgerichte nicht treffen; soll der wieder ausgebrochene Krieg nicht auch die Gränzen eures Vaterlandes berühren; bleibt den einfachen Sitten euerer Väter getreu, haltet euch in stiller Eintracht zusammen, zeichnet euch durch Heilighaltung eurer Landesgesetze aus! seyd behutsam in euren Reden und in eurem ganzen Benehmen, damit nicht der Zorn benachbarter Staaten wider euch gereitzt werde, und damit nicht Alle für Unbesonnenheit Weniger büßen müssen, und fügt euch willig den Anordnungen eurer Regierungen. Sie sind für die Ruhe des Vaterlandes verantwortlich. Wehe Jedem, der ihnen ihre Vatersorge durch unkluges Benehmen erschweren wollte! Preiset euch glücklich, wenn ihr zwar mit blutenden Herzen, aber doch ruhig von der Ferne zusehen könnet, wie die Kriegsflamme von Neuem wieder ganze Länder und Königreiche ergreift. Ihr seyd bisher im Sturme der

Zeitereignisse verschont geblieben, zeiget eure Erkenntlichkeit dafür durch ein Benehmen, das euch gegen verdiente Vorwürfe eures Gewissens sichert. Gute Verwendung einer Wohlthat ist das sicherste Mittel ihre Fortdauer zu begründen.

Auch darum ist Gott groß und anbethungswürdig im Kriege, weil er es ist, der dem Kriege wieder steuert. Dazu besitzt Gott allein die erforderliche Macht und Weisheit; er allein kann das wilde, von den heftigsten Leidenschaften genährte Feuer der Zwietracht wieder dämpfen; er allein den gereitzten Völkern, dem glücklichen Sieger zurufen: bis hieher und nicht weiter; er allein Umstände herbeiführen, die den Frieden für jeden Preis annehmlich machen; er allein die Großen der Welt in Lagen kommen lassen, daß sie sich nach Ruhe sehnen müssen. Auch der mächtigste Sterbliche, auch der unbezwinglichste Held ist nur ein Werkzeug in Gottes Hand, und muß vollbringen, was er beschlossen hat. Er setzt ihm sein Ziel, und zeichnet ihm seinen Weg vor. Er legt Empfindungen, Ahndungen, Hoffnungen, Besorgnisse in seine Brust, denen er nicht zu widerstehen vermag. Er wirkt und handelt durch Menschen, und bedient sich ihrer Einsichten, ihrer Irrthümer, ihrer Stärke, ihrer Schwäche, ihrer guten und schlimmen Eigenschaften zur Ausführung seines Plans. So wenig im Kriege das Spiel menschlicher Leidenschaften zu verkennen ist, so ist und bleibt er doch ein göttliches Werk, ein Mittel in der Hand der Vorsehung, die Menschen auf rauhen aber sichern Wegen ihrer höhern Bestimmung entgegen zu führen. Aber er bedient sich dieses Mittels nur so lange, als es nothwendig ist. Er liebt die Menschen; er will sie nicht ohne Noth betrüben, sondern bessern. Wer wollte auf Mangel der Liebe schließen, wenn der Vater sein Kind züchtiget? wer wollte den Arzt der Härte beschuldigen, weil er dem Kranken bittere Arznei reicht? Und wir sollten gegen Gott klagen, wenn er entartete Völker unter der Geißel des Kriegs bluten läßt? Zweifelt, Christen! keinen Augenblick daran: Gott wird der Welt den Frieden wieder geben, sobald er durch den Krieg seine wohlthätigen Zwecke erreicht haben wird. Gott lenkt und ordnet alle Weltbegebenheiten zu unserm Besten; so wie er auf Regen den Sonnen-

schein folgen läßt, ebenso wird er auch, vielleicht bälder als wir hoffen, auf den zerstörenden Sturm des Krieges die sanfte Ruhe des Friedens folgen lassen. Habet kindliches Zutrauen zu ihm, und erwartet ruhig die Lösung seiner Rathschlüsse. Aus dem Gewirre der Weltbegebenheiten wird endlich gewiß Segen für die Welt hervorgehen. Gott hat uns darauf sein heiliges Wort gegeben. Eher werden Himmel und Erden vergehen, als daß euch nur ein Punkt dieser Verheißung unerfüllt bleiben sollte. Gott verläßt die Seinen nicht, und diesen gehören wir an, so lange wir getreu im Dienste der Tugend ausharren. Mag die Welt um uns her in Trümmer gehen, wir bleiben glücklich, so lange wir den Himmel im Herzen tragen, das heißt, so lange das Bewußtseyn erfüllter Pflicht unser Gemüth erheitert. Nach diesem Glück ringet also Christen! es ist unabhängig von Allem, was außer dem Menschen liegt; es ist ein Gut, das kein Zufall, kein Feind uns rauben kann ewiglich!

Vater, sollte dich mein Herz verkennen,
Wenn ein trüber Lebenstag erscheint?
Sollte je der Geist an dir verzweifeln,
Wenn das Auge seine Thräne weint?
Du bist weise, du bist hoch erhaben,
Du bist Weltenkönig; ich bin Staub.
Mag die Sonne ihren Glanz verlieren,
Mag die Welt im Sturme untergeh'n,
Liebend, freudig, will ich an dir hängen,
Und im Sturm den treuen Vater seh'n.

Witschel.

143.

Es ist noch nicht genug, gegen Andere nicht ungerecht zu seyn.

Wer dieser Erde Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden;
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Gellert.

Andern kein Leid zufügen; einem Jeden das Seinige lassen und geben; Niemanden hindern in Verfolgung seines Vortheils, in Ausführung seines Vorhabens, in Besorgung seiner Geschäfte; sich vor Betrug hüten, mit einem Worte, gerecht gegen Jedermann seyn, das Alles erschöpft bei weitem noch nicht den Begriff jener Vollkommenheit, wozu Jesus den Seinigen Anweisung gab. Und doch glauben Viele Alles gethan zu haben, wenn sie gegen Andere nicht ungerecht sind. Von diesem Vorurtheil war selbst der jüdische Priester nicht frei, der nach dem Gleichnisse Jesu unbarmherzig an einem verunglückten, im Blute daliegenden Israeliten vorbei gieng, indem er meinte, weil derselbe ein Fremder sey, und er das Unglück desselben gar nicht verschuldet habe, so sey er auch nicht schuldig und verbunden sich seinetwegen Unkosten, Zeitverlust und gefährliche Verwicklungen zuzuziehen. Er dachte wohl nicht daran, daß Hülfeleistung im Nothfall strenge unerläßliche Forderung der Gerechtigkeit wäre.

O wie ungleich edler war der auf gleichem Wege vorübergehende Samaritan gesinnt! War gleich der Verunglückte ein Fremdling, mochte er gleich einem Volke angehören, das mit seinem Volke in beständiger Feindschaft lebte, und das sich schon durch den bloßen Umgang mit den Samaritern als mit Ketzern zu verunreinigen glaubte, so fragte er sich doch nicht erst, was er im strengsten Sinne zu thun schuldig wäre; kein Vorurtheil verstimmte seine Seele; er achtete blos auf den Drang seines liebevollen Herzens, der ihn zur unverweilten Hülfe des Leidenden hinzog; der Unglückliche ist Mensch, dachte er, er ist durch das heilige Band gleicher Natur mit mir verbrüdert, er bedarf meiner Hülfe: mehr brauchte es nicht, sein empfindsames Herz in Flammen zu sehen. Unverweilt wiedmete er dem Unglücklichen die sorgsamste Pflege, seine Zeit und sein Vermögen.

Wie billig rühmt Jesus dieses edle Betragen, und wie lehrreich ist es für uns, die wir uns zu einer Religion bekennen, deren Grundsatz Nächstenliebe ist? — Wir dürfen also unsere Liebe, unser Mitleid, unsere Hülfe nicht blos auf

Mitchristen, auf Religionsgenossen, auf Landsleute, auf Freunde und Bekannte einschränken, sondern jeder Mensch darf Anspruch darauf machen. Alle Menschen ohne Ausnahme sind unsere Nächsten, gegen alle müssen wir Wohlthätigkeit üben, gegen den nothleidenden Juden, wie gegen den bedrängten Christen, gegen den unbekannten Fremdling, wie gegen den Landsmann und Mitbürger. Nur die größere Noth ist ein gültiger Grund, einem vor dem andern den Vorzug zu geben. Der Christ darf sich nicht damit begnügen, blos im strengen Sinne des Wortes gerecht zu seyn, er muß sichs angelegen seyn lassen, durch Herzensgüte, durch Menschenfreundlichkeit, durch theilnehmende Liebe sich auszuzeichnen. Wer nur strenge gerecht ist, ist uns zwar auf keine Weise gefährlich; aber es fehlt ihm doch noch viel, um das zu seyn, wozu das Christenthum ihn machen will; er fügt uns zwar keinen Schaden zu, aber er wird sich auch wenig um die Hülfe bekümmern, deren wir benöthigt sind, und vielleicht unempfindlich seyn gegen alles feinere Gefühl, welches Menschen an Menschen, wie Brüder an Brüder bindet. Der Christ soll mehr seyn als gerecht; er soll auch gütig seyn, wo er kann und so viel er kann. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist das Grundgesetz der christlichen Sittenlehre. Den Nächsten lieben und ihn nicht hassen, nicht kränken, das ist nicht einerlei. Es ist noch ein sehr kleines Lob, wenn man von einem Menschen sagt: er thut Niemand etwas zu Leide. Das soll er nicht; es wäre sehr böse, wenn er das thäte: dafür sind Gesetze und Obrigkeit. Aber er soll nicht nur nicht böse, er soll auch gut seyn; er soll Jedermann wohlwollen und durch thätige Liebe sich auszeichnen. Ohne öffentliche Ordnung, ohne Gerechtigkeit können die Menschen gar nicht leben, kann ihre Gesellschaft durchaus nicht bestehen; ohne Güte und gegenseitiges Wohlwollen können sie nicht vergnügt und glücklich leben. Gerechtigkeit ist der Boden und Liebe und Freundschaft das Gebäude auf diesem Boden.

Stellen wir uns einen Menschen vor, der zwar jedem bezahlt, was er schuldig ist, der Niemanden um einen Heller betrügt, aber auch keinen Schritt weiter geht. Bei jeder Gelegenheit, wo er aufgefordert wird, zu irgend einer wohlthä-

tigen Anstalt etwas beizutragen, sagt er: was geht das mich an? ich bin nichts schuldig; ein jeder mag sehen, wie er für sich durchkomme; ich habe für mich zu sorgen. Jede kleine Gefälligkeit, um die ihn der Nachbar bittet, und die dieser nicht erwiedern kann, schlägt er trotzig ab; er dankt mürrisch kaum, wenn man ihn grüßt; läßt das Vieh ruhig auf fremdem Acker weiden, das er auf seinem Wege mit zehn Schritten und einem Zuruf herausjagen könnte, und geht keinen Takt schneller, wenn er hört, sein Nachbar sey ins Wasser gefallen. Wer möchte wohl mit einem solchen Manne gern leben oder nur neben ihm wohnen? — Freilich ist er noch besser als ein Dieb, ein Räuber rc., er thut Niemanden etwas zu Leide: Aber er ist doch immer schon schlimm genug; er thut Niemanden etwas Gutes.

Nehmen wir dagegen einen Mann an, der alle, mit denen er zu thun hat, mit Freundlichkeit behandelt, sich mit seinem Nachbar herzlich freut, wenn es ihm wohl geht; sich mit ihm betrübt und ihn tröstet, wenn ihn ein Unglück trifft; der überall, wo er kann, ihm beisteht mit Rath und That; bei dem alle Hülfe finden, so weit seine Kräfte reichen, und die Vorsorge für seine Familie es erlaubt, muß das nicht wahre Seligkeit seyn, neben solchen Nachbarn zu wohnen? ist da, wo Liebe den Vorsitz führt, nicht der reinste Lebensgenuß? — Und so will es Gott, so jedes gute gefühlvolle Herz, so Vernunft und Religion, so Jesus, der große Lehrer, das große Vorbild der Menschenliebe. Sogar unser eigener Vortheil erheischt diese Gesinnungen und dieses Betragen. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß Menschen, welche alle brüderlich gesinnt sind, und freundschaftlich, wohlwollend beisammen leben, sich unendlich besser befinden, als Menschen, welche kalt und sorglos neben einander hinwandeln, mürrisch und störrig, mißtrauisch und argwöhnisch sind, wo Jeder den Andern als seinen Glücksstörer ansieht, der ihm seinen Lebensgenuß verkümmert, oder wenigstens ihm zu lieb keinen Fuß vor den andern setzt.

Alle Völker stimmen darin überein, das gute freundschaftliche Herz und die wohlthätigen Bemühungen eines edlen Men-

schenfreundes höher zu achten, als alle zufälligen Güter der Erde, womit die Vorsehung einen Andern begünstigt. Niemand hält es je für ein Lob, wenn man sagt: der Reiche, der Vornehme, der Mächtige; aber alle ehren und lieben sogleich den Mann, den die Geschichte seiner Zeit den Guten, den Edeln, den Milden, den Wohlthätigen nennt. Die Reichen und Mächtigen haben vor Andern blos das zum Voraus, daß sie das letzte leichter seyn können. Desto schlimmer für sie, wenn sie es nicht wirklich sind. Sie thun das Gute nicht, das in ihrem Vermögen liegt, und entbehren das Glück, welches aus dem Wohlthun sprießt. Es ist eines der vorzüglichsten Gebothe der christlichen Lehre: Liebet einander! haltet euch für Kinder eines Vaters, für Brüder einer Familie! jeder freue sich über fremdes Wohl wie über sein eigenes, und helfe, wie und wo er helfen kann, helfe so, als wollte er sich selbst helfen. Wer so liebt, gewinnt am meisten. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wem das Glück seines Freundes, seines Bekannten zu Herzen geht, und dafür sich verwendet, gegen den wird und muß sein Freund und Bekannter brüderlich denken; er müßte alles Menschengefühl verloren haben, wenn er ihm seine Gegenliebe versagte. Jeder achtet und liebt den uneigennützigen Menschenfreund; jeder verläßt sich auf ihn, und knüpft gern sein Schicksal an das seinige, jeder wetteifert ihm Huld und Liebe und Hülfe zu bezeugen, sein Wohlsein und Glück zu begründen und zu fördern.

Vorzüglich äußert sich diese Wohlthätigkeit, diese thätige Bruderliebe, wie sie das Christenthum empfiehlt, gegen Dürftige und Arme. Es ist nicht blos die Pflicht des Reichen und Wohlhabenden mitzutheilen und wohlzuthun: auch derjenige, welchem der Himmel nur ein mittelmäßiges Auskommen gegeben hat, soll es nicht vergessen. Die Reichen können mehr geben; aber schwerlich können sie so herzlich, sinnig geben, als jene, die von ihrem kleinen Vorrathe darreichen, was sie entbehren können. Der Reiche giebt nur; der Aermere theilt mit. Eine mäßige Mahlzeit, ein Trunk und ein warmes Nachtlager in einem freundlichen Hause ist oft dem Empfänger weit mehr werth, als eine große Summe Geld aus der Hand eines

Vornehmen, welcher gleichgültig von seinem Ueberfluß nimmt, und ohne Theilnahme weggiebt. Nicht die Größe der Gabe bestimmt ihren Werth, sondern das Herz des Gebers, seine Gesinnungen, seine Theilnahme, sein guter Wille und sein warmer Eifer für Menschenwohl. Viele Reichen legten viel ein, steht dort in der evangelischen Geschichte; aber die kleine Gabe der armen Wittwe war mehr werth, als alle ihre Opfer. Diese gaben vom Ueberfluß, jene alles.

Wir sollen nicht hartherzig erst strenge untersuchen, durch welche Fehler der Arme in Armuth gerathen ist. Es ist Sache der Obrigkeit dieses zu rügen: wo wir lindern können, sollen wir es mit Theilnahme und Schonung thun, und eine gute Ermahnung, die wir etwa damit verbinden, nicht durch kränkende Vorwürfe unwirksam machen. Personen, die unserer Wohlthätigkeit durch wiederhohlt schlechtes Betragen, durch unverbesserliche Laster ganz unwürdig sind, lassen sich leicht unterscheiden.

Jedes Land und jeder Ort sorgt zwar dafür, daß es seine Armen verpflege; aber wer kann alles Unglück verhüten? wer Allen helfen? wer nach dem Beispiel Jesu die Dürftigen in Menge speisen kann, der ist sehr zu bedauren, wenn er sich dieses Vergnügen nicht recht oft macht. Jeder gute Mensch wirkt so viel Gutes als ihm möglich ist; wer einem Armen auch nur ein Stück Brod reicht, der sammelt sich schon großen Lohn vor Gott. Wahrlich, ich sage euch, spricht der göttliche Lehrer, was ihr dem geringsten unter euren Brüdern gethan habt, das nehme ich so auf, als hättet ihr es mir gethan. Kann man diese heilige Pflicht der Menschheit den Menschen näher und rührender ans Herz legen, als Jesus gethan hat? Kann man sich ein schöneres, würdigeres Beispiel zur Nachfolge wählen, als er gegeben hat? Sein ganzes Leben war Wohlthat für die Menschheit; und seine Lehre ist es noch jetzt. Sie ist die Lehre der Wahrheit, der Tugend, der reinen Gottesverehrung und der Bruderliebe. Er opferte sein Leben auf, um den Menschen wohlzuthun, um sie glücklich zu machen. Und wir, die wir seinen Namen führen, seine Lehre bekennen, seine Nachfolger seyn sollen und wollen, wir sollten

gegen diese Menschen, welche Gott so sehr liebt, und für welche Jesus sich hinopferte, wir sollten gegen sie kalt und gleichgültig seyn? wir sollten ihnen Herz und Hand verschließen? wir sollten nicht das Möglichste thun, ihnen ihre Noth zu mildern? — Wir Menschen sind ja alle Brüder, sind Kinder eines Gottes; und wir sollten uns nicht brüderlich lieben? sollten uns nicht wechselweise mit reiner Güte umfassen? sollten nicht, wie die ersten Christen, ein Herz und eine Seele seyn? sollten nicht wetteifern dem nachzufolgen, der allen Menschen Freund und Bruder war, und gestiftet hat den Bund der Brüder.

O du Gott der Liebe! leite
Uns zu thun, was dir gefällt.
Wohlthun sey des Menschen Freude,
Friede sey das Band der Welt.
Send' uns Kraft und Muth und Willen,
Segen um uns auszustreun,
Armen ihre Noth zu stillen
Und Verfolgter Schutz zu seyn.
Auch dem Bruder, welcher hier
Anders denkt und glaubt als wir,
Freundlich unsre Hände reichen
Dir an Huld und Milde gleichen.

Reimold.

145.

Christlicher Edelsinn.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den unbekannten
Höhern Wesen
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.
Der edle Mensch

Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er,
Das Nützliche, Rechte
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Göthe.

Der Mensch besitzt mancherlei Kräfte und Fähigkeiten, durch deren Ausbildung er sich dem Ziele der Vollkommenheit und Glückseligkeit nähern kann. Er hat Verstand, um die Beschaffenheit, den Werth und Gebrauch der Dinge in der Welt zu erkennen; er hat Vernunft, um den Zusammenhang der Dinge einzusehen, von Einem auf das Andere zu schließen, und auf den Grund derselben zurückzugehen, von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren, von dem Geschöpfe zum Schöpfer mit seinen Gedanken sich zu erheben und seine Größe zu erkennen und zu bewundern; er hat endlich einen freien Willen, um sich aus eigener Kraft zu gewissen Entschließungen und Handlungen zu bestimmen; der Schöpfer seines Glücks oder Unglücks durch die Wahl des Guten oder des Bösen zu werden, und sich zur Tugend, zum höchsten Adel der Menschheit, zu erheben, oder sich zum Laster herabzuwürdigen, sich mit Beifall zu belohnen, oder mit Mißfallen zu bestrafen, je nachdem er gut oder schlecht handelt. Es hangt also einzig von dem Menschen ab, und von der Verwendung seiner Kräfte und Fähigkeiten, ein überaus edles und glückliches Geschöpf zu werden. Nichs geht über die Kraft und Würde eines guten Willens. Dadurch nähern wir aus der Gottheit; dadurch beherrschen wir Alles und uns selbst, werden Wohlthäter der Menschen, Verehrer der Tugend und Freunde alles Guten; dadurch genießen wir des Glücks eines guten Gewissens, des Beifalls Gottes und der Menschen; und ohne ihn sind alle übrigen Vorzüge der Menschen mehr schädlich als nützlich: ohne ihn ist ein ausgebildeter Verstand eine schwindelnde Höhe, von der man gar leicht zu allerlei Künsten des Betrugs und zu allerlei Verfeinerungen der verführerischen Sinnlichkeit herabsinken kann, und der Vorzug der Ehre, des Reichthums und der Macht ein gefährlicher Fallstrick, eine reizende Versuchung zum Stolz und

Eitelkeit, zu Ausschweifungen und allerlei Lastern. Das Höchste und Beste also, wonach ein Mensch streben kann, ist ein guter Wille, ein edler Sinn, eine gute Denkungsart. Dieß ist das Ziel unsers Wesens, der Zweck unsres Daseyns' unsere höchste und letzte Bestimmung. Dieß ist auch der Zweck der christlichen Religion, zu welcher wir uns alle bekennen. Alles zweckt darin auf sittliche Güte und Vollkommenheit ab. Darauf führt uns jede ihrer Vorstellungen, Belehrungen, Ermahnungen und Ermunterungen. Wer wollte daher nicht freudig den „christlichen Edelsinn“ in Betrachtung ziehen und die Fragen: wie zeigt er sich? und wie entsteht er? sich zu beantworten suchen.

Edel ist das, was sich durch Vorzüge vor andern Dingen auszeichnet. So giebt es edle Metalle, edle Pflanzen, edle Früchte; auch edle Gesinnungen und Handlungen. Alles Edle ist gut; aber nicht jedes Gute ist edel. Das Gute muß sich auszeichnen, wenn es edel seyn soll. Ein edler Sinn ist also ein vorzüglich guter Sinn, eine Denkungsart, eine Neigung und Gesinnung die dem Gesetze der Vernunft oder dem Willen Gottes vorzüglich gemäß ist, die nicht nur das Gute will und wählt, sondern auch mit den reinsten Absichten will und wählt. Zu dem Guten rechnen wir aber: Wahrheitsliebe, Tugend- und Menschenliebe.

Ein edler Sinn ist also erstens ein vorzüglicher „Wahrheitssinn.“ Wahrheit ist ein großes Gut, das nicht genug geschätzt werden kann, ein ehrwürdiges Heiligthum, das nicht entweiht und verletzt werden darf. Sie ist die Krone alles Wissens, die Kraft alles vernünftigen Handelns, der Grund aller Sittlichkeit und Tugend. Ohne Wahrheit ist das Wissen Täuschung. Ohne Wahrheit wirkt der Irrthum auf die Menschen, der seiner Natur nach nichts Gutes wirken kann, sondern alles verwirrt und in Unordnung bringt. Die Verwirrung, die er im Verstande erzeugt, erzeugt er auch im Willen, in Gesinnungen und Handlungen; und alles, was der Irrthum noch Gutes zu wirken scheint, rührt nicht von ihm selbst her, sondern von den Wahrheiten, die mit ihm noch verbunden sind. Und doch ist den Menschen gemeiniglich nichts so feil,

als die Wahrheit, die sie für jeden Preis dahin geben, für Geld und Gut, oft für einen nichtigen Beifall, für eine eitle Ehre. Und wenn sie auch die Wahrheit für keinen Preis aufopfern, so sind sie doch gemeiniglich gleichgültig gegen sie, forschen ihr nicht nach, suchen sie nicht auf, und es ist ihnen fast einerlei, ob sie Wahrheit oder Irrthum glauben, wenn sie nur glauben. Die geringste Anstrengung ihrer Kräfte schreckt sie von Forschung der Wahrheit ab, und sie bleiben lieber in Finsterniß, als daß sie sich die geringste Mühe geben sollten, bis zum Lichte der Wahrheit vorzudringen. Solche Menschen kennen doch wohl den Werth der Wahrheit nicht, die den Verstand aufklärt, den Willen verbessert, das Herz veredelt und wohlthätigen Einfluß auf's ganze Menschenleben äußert. Der Mensch vom edlen Sinne liebt die Wahrheit über alles; er sucht sie mit aller Anstrengung seiner Geisteskräfte; er giebt sie für keinen Preis auf. Weder Geld noch Gut, weder Gunst noch Beifall, weder Versprechung noch Hoffnung ist vermögend ihn davon abtrünnig zu machen. Er bewahret sie nicht nur sorgfältig, sondern redet sie auch, wo er sie zu reden hat, er mag für seine Person dabei gewinnen oder verlieren, sich damit Freunde oder Feinde machen, sich Beifall oder Verdruß zuziehen. Im Dienste der Wahrheit scheuet er keine Gefahr, keinen Verdruß, keinen Verlust. Er dienet ihr redlich und treu als Herr und Diener, als Vorsteher und Untergebener, als Lehrer und Zuhörer, als Erzieher und Zögling und überhaupt als Mitglied jeder Gesellschaft. Die Wahrheit ist ihm das heiligste Gesetz, und er redet sie ohne Verstellung, ohne Zurückhaltung, doch mit Bescheidenheit und Klugheit. Und damit er um so weniger irre, und Andere zum Irrthum verleite, erforschet er sie immer mehr und sorgfältiger, hört sie gern, liest und denkt gern darüber nach. Wenn Andere blos ausgehen auf Gewinn, auf Vermehrung ihrer Felder und Heerden, ihrer Macht und Gewalt, ihrer Schätze und Reichthümer, so geht er aus Wahrheit zu suchen, und wenn er sie gefunden hat, ist sie ihm lieber, als das köstlichste Kleinod, als der größte Reichthum, denn er ist davon überzeugt, daß er durch sie verständig, weise und klug wird, und sich und An-

dern mit Rath und That dienen kann. Er vermeidet durch sie Thorheiten, in welche Andere fallen, und die quälenden Sorgen, die Folgen derselben. Darum bethete David: „Sende Herr! dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten;" und der heilige Apostel Paulus sagt: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." O ihr seltenen Wahrheitsfreunde! wo sollen wir euch suchen? wo euch finden? — Aber ihr wenige Edeln! die wir finden, seyd uns willkommen, wir umarmen euch, wir nennen euch Freunde und Brüder, und sind auf euern Besitz stolz! Fahret fort ihr edlen Wahrheitsfreunde sie zu lieben, zu suchen und zu bewahren! Werdet mit ihr immer vertrauter und bekannter. Je mehr ihr sie liebt und schätzet, je heiliger und unverletzlicher sie euch ist, desto edler seyd ihr, desto höher ist die Stufe auf welcher ihr stehet.

Aber ein edler Sinn ist auch ein „tugend liebender Sinn." Tugend ist der Inbegriff alles dessen, was schön und edel genennt werden kann. Sie ist die Königin des menschlichen Lebens, der Alle huldigen, die sie kennen. Sie hat ihren Thron im Herzen aufgeschlagen, und flößt jedem Hochachtung ein. Alle ihre Gebothe sind heilig, wohlthätig und sanft; auch der Lasterhafte, der sich ihrem Scepter nicht unterwirft, empfindet doch Hochachtung gegen sie. Er spricht von Recht und Unrecht, von dem, was Gut und Böse, edel und schlecht ist, und sucht seine Rechte geltend zu machen. Könnte die Tugend in ihrer Schönheit, wie sie dem menschlichen Geiste erscheint, auch den Augen der Menschen sichtbar werden, so würden Alle ihr nachlaufen, Alle ihr folgen und sie unzertrennlich begleiten. Nur Schade, daß ihre Schönheit so wenig erkannt wird, daß die Augen des Geistes so vieler Menschen so blöde sind, um sie zu sehen und zu erkennen! So wie nur der Kenner ein Kunstwerk gehörig schätzen kann, so kann auch nur der Tugendhafte die Tugend gehörig schätzen. Die Uebrigen erblicken nur einige Züge von ihr; er aber bemerkt Alle, und entdeckt ihre besondern Schönheiten, die dem gewöhnlichen Auge entgehen. Denn um sie ganz zu sehen, muß man vertraut mit ihr seyn, und die schöne Harmonie in allen

ihren Theilen und Wirkungen erkennen. Aber wie wenige haben diesen feinen und geübten Sinn? Wie denken nicht die Meisten schlecht? Sie sind Freunde der Tugend, so lange sie ihren Neigungen gemäß ist, ihnen etwas einbringt, und ihr Vergnügen nicht stört; aber sie verlassen sie, und werden ihr ungetreu, sobald sie ihren Neigungen und ihrem Vortheile entgegen ist: und wie sie aus selbstsüchtigen Absichten Verräther der Wahrheit seyn können, so werden sie auch aus den nämlichen Absichten Verräther der Tugend. Der Mensch von edlem Sinne schätzt nichts so hoch als die Tugend; ihr hat er sich gewidmet, für sie lebt er, für sie wirkt er, für sie leidet und duldet er; denn er weiß, daß er seine Kräfte nicht besser anwenden kann, als in ihrem Dienste; sie lohnt ihn mit Beifall, mit süßem Bewußtseyn, mit angenehmen Aussichten und Hoffnungen. Er hat an ihr einen beständigen Freund bei sich, der ihn nie verläßt, ihn stets aufheitert, und nie muthlos werden läßt. Könnte wohl ein Mensch von edlem Sinne eine bessere Wahl treffen, als die Tugend, mit der er sich verbindet und gleichsam vermählet? könnte er aber auch ohne sie im mindesten edel denken? Was giebt dem Menschen Würde? die Tugend. Was adelt ihn? die Tugend. Was macht ihn Gott ähnlich? die Tugend. Ohne Tugend ist der Mensch ein Thier, das sich unbedingt den Forderungen seiner Leidenschaften hingiebt.

Der schönste Zug aber in dem Bilde eines Tugendhaften ist die „Menschenliebe,“ jenes allgemeine Wohlwollen, jene thätige Zuneigung, jene freiwillige Verwendung seiner Zeit, Kräfte, Vorzüge und Güter zum Besten der Menschen, um ihnen ihre Schicksale zu erleichtern, oder ihr Glück zu gründen und ihr gesammtes Wohlseyn zu befördern. Dieß vorzüglich zeugt von einem edlen Sinne. In der ganzen Natur ist nichts, das uns näher und ähnlicher sey, als der Mensch, in dem wir uns selbst und unser eigenes Bild erblicken. Wer den Menschen nicht liebt, der liebt sich selbst nicht, wer ihn nicht achtet, der achtet sich selbst nicht und den, der ihn gemacht hat. Der Mensch sey der Farbe und Gestalt, der Geburt und dem Stande, den Verhältnissen und den Glücksumständen nach noch

so verschieden; sein Verstand sey noch so schwach, sein Wille noch so wenig frei und seine Gesinnung noch so niedrig und schlecht, er ist doch Mensch, und wir können ihm die allgemeinen Vorzüge der Vernunft, der Freiheit und des sittlichen Gefühls nicht absprechen. Er trägt in seinen geistigen Anlagen Gottes Bild an sich, und ist einer höhern Vollkommenheit und Glückseligkeit fähig. Würden wir wohl also edel denken, wenn uns die Menschenliebe fehlte? Was machte jenen Samariter, im Evangelium, in unsern Augen so liebenswürdig? was gab ihm einen so vorzüglichen Werth? was zeichnet ihn so merklich und so vortheilhaft vor jenem Priester und Leviten aus? war es nicht die Menschenliebe, die er dem verunglückten Israeliten so thätig bewies? Wie schön, wie edel handelte er und zwar nicht an einem Freunde und Glaubensgenossen, sondern an einem Unbekannten, ja an seinem ärgsten Feinde! Wie billig rühmt Jesus dieses großmüthige Betragen um die unverträglichen Gesetzlehrer zu beschämen? und wie lehrreich ist es für uns Christen, deren Grundgesetz Nächstenliebe ist? — Wir dürfen also unsere Liebe, unser Mittleid, unsere Hülfe nicht blos auf Glaubensgenossen, auf Freunde, auf Bekannte, auf Landsleute einschränken. Jeder Mensch ohne Rücksicht auf äußere Umstände, auf Verschiedenheit in der Gottesverehrung darf Anspruch darauf machen. Wir haben ja Alle nur einen Gott, nur einen Schöpfer, nur einen Vater im Himmel, der alle seine Kinder durch das Band der Liebe vereinigen und beglücken will. Wer von der Verschiedenheit in der Gottesverehrung, von der Abweichung in diesen oder jenen Lehrmeinungen einen Vorwand hernimmt einem Andern seine Hülfe zu versagen, der mißkennt den Geist des Christenthums, welcher Liebe ist.

Laßt einen Menschen in andern Absichten noch so gut seyn, laßt ihn alle Tugenden besitzen, alle Standhaftigkeit, alle Enthaltsamkeit, alle Mäßigkeit, alle Gerechtigkeit, alle Berufstreue, alle guten und wohlanständigen Sitten; fehlt ihm die Menschenliebe, so fehlt ihm die Krone der Tugend. Und wenn ich, sagt sehr richtig und schön der heilige Apostel Paulus, wenn ich mit allen Menschen, und sogar mit den En-

geln ihre Sprache reden, wenn ich die entfernte Zukunft enthüllen könnte, und alle Geheimnisse wüßte; wenn ich den stärksten Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen, unmöglich scheinende Dinge ausrichten könnte, wenn ich mein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilte, und mich bei lebendigem Leib verbrennen ließe, fehlte mir aber die Liebe, so wäre ich nichts, ich gliche dem Schalle einer tönenden Posaune, der in kurzer Zeit wieder verhallt

Dieser Edelsinn wird uns aber nicht angeboren, wir bringen ihn nicht mit auf die Welt, er muß in uns hervorgebracht werden. Erziehung muß ihn bilden, und eigenes Nachdenken und öftere Uebung ihn vollenden. Die Natur gab uns nur die Anlage zum Edelsinn in den Fähigkeiten der Vernunft und des sittlichen Gefühls; allein diese Anlage muß gebildet werden, und hier ist Erziehung das erste Erforderniß. Ohne Erziehung schlummern die Kräfte, oder erwachen doch nie recht, und kommen nie zur Reife. Der Mensch, wie er in die Welt eintritt, ist unwissend und mit allem unbekannt, er weiß noch nicht, was wahr und falsch, was gut und böse, was Recht und Unrecht ist; und er würde ohne Unterricht, durch eigenes Nachdenken, nicht leicht oder doch sehr spät darauf kommen. Einer muß also dem Andern seine Kenntnisse mittheilen. Die Erziehung verlangt Unterricht und Anleitung zu allen guten und nützlichen Dingen, besonders aber zur Tugend und Religion. Diese Erziehung genießt der junge Mensch schon gewissermassen im väterlichen Hause, und um so mehr, je mehr der Vater und die Mutter selbst gebildet sind, und Zeit und Neigung haben, ihre sittlichen Erfahrungen und Kenntnisse mitzutheilen. Er genießt sie in der Folge auch in den besondern Unterrichtsanstalten, die eine weise Regierung stets im Auge haben muß. Ungebildete, verzogene Menschen sind Thiermenschen, die störisch gegen Gesetze und Vorsteher, sich keiner Zurechtweisung, keinem Gehorsam unterziehen wollen, und ohne Bedenken alles, selbst das Wohl des Vaterlandes, den blinden Forderungen ihrer Leidenschaften aufopfern. Erziehung, Volksbildung ist also das Erste, worauf Regierungen, Obrigkeiten, Vorsteher, Familienväter zu sehen haben. Besonders ist es nö-

thig, den Menschen zur Religion zu erziehen, die einen so großen Einfluß auf seine Bildung hat. Ihre Lehren und Grundsätze, ihre Ermahnungen, Warnungen und Ermunterungen, ihre Verheißungen und Hoffnungen, alles macht sie zu einem vorzüglichen Beförderungsmittel des Edelsinns. Wie empfiehlt sie uns nicht die Tugend? wie sucht sie nicht jede Pflicht zu erleichtern, und das Angenehme und Nützliche mit dem Guten und Edlen zu verbinden? Und wie hängt sie nicht noch an die Ermahnungen, Verheißungen und Hoffnungen, wodurch sie uns zur Pflichtreue ermuntert, das Gewicht einer Ewigkeit, und läßt uns dort ärnten was wir hier gesäet haben, und erklärt Niemanden für einen Bürger des göttlichen Reichs, als den Verehrer der Tugend? — Was aber ihre Kraft noch mehr verstärket, ist das erhabene Beispiel Gottes, der so edel und gerecht handelt, so wohlwollend und liebevoll gesinnt ist; der alle Menschen als Vater liebt, erzieht, erfreut und beglückt, und nur ins Wohlthun seine Seligkeit setzet: und das musterhafte Beispiel Jesu, der gleich edel dachte und handelte, die Menschen als seine Brüder liebte, für sie lebte, litt und starb, und den vollkommensten Gehorsam gegen Gott bis in den Tod bewies; der aber auch nun zur höchsten Herrlichkeit erhoben ist. Sollten solche Beispiele und Muster des Edelsinnes uns nicht mächtig reitzen? — Gewiß die christliche Religion ist ein ausnehmendes Erziehungsmittel zur Sittlichkeit und zum Edelsinn, und wir können nichts besseres thun, als uns mit ihren Lehren und Grundsätzen bekannt zu machen und sie gewissenhaft zu befolgen.

Aber das eigene Nachdenken muß, so wie in allen Dingen, also auch hier, das Beste thun. Wir müssen nachdenken über alles, was wir sehen und hören, und uns daraus nützliche Lehren und Grundsätze ziehen; nachdenken über die Natur und ihre herrlichen Werke; über uns selbst, unsere Natur und Bestimmung, unsere Vorzüge und Mängel, unsere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten und mit unsern Lieblingsneigungen und Fehlern recht bekannt werden, unsere geistige Kräfte fleißig üben und stärken, gute Vorsätze fassen, gute Entschließungen ausführen und uns des Guten und Edeln freuen lernen. Bei

diesen Hülfsmitteln und Uebungen werden wir nach und nach zu jenem vortrefflichen Sinne kommen, den wir uns untereinander als des Himmels schönste Gabe von Herzen wünschen.

Ein Mensch, der seines Wesens Würde kennet,
An sicherm Zügel jede Neigung hält,
Die Brüder liebt, und von Begierde brennet,
Zu strahlen, als ein Licht in seiner Welt,
Und wo er wallt, umher nur streut die Saaten
Der Weisheit und bewährter Edelthaten.

Das ist der Edle, den der reine, helle
Kraftvolle Geist des Meisters neu gebahr;
Das ist — der Christ, an dem die lichte Welle
Der Reinigung nicht ohne Segen war.

Reimold.

145.

Tugend ist nicht an gewisse Glaubensmeinungen gebunden.

Christen, eure Stunde hat geschlagen,
Macht euch von der langen Schande frei.
Auf, beschwöret erst den Bund der Liebe,
Und dann prüfet, was das Beste sey!
Jeder Glaube wird durch Tugend schön.

Witschel.

Es ist merkwürdig daß Jesus jede Gelegenheit benutzt, die Samariter vor den Juden rühmlichst auszuzeichnen. Ein Samariter war es, der unter den zehn aussätzigen Männer, die von Jesus gesund gemacht wurden, seinem Wohlthäter und Erretter dankte. Ein Samariter war es, der sich des unter die Räuber gefallenen und verwundeten Juden erbarmte. Und die Juden, seine Landsleute, zeigten sich bei beiden Gelegenheiten von einer ganz entgegengesetzten Seite. Die neun Aussätzigen von Jesus wieder hergestellten Juden sagten ihm mit dem Samariter nicht Dank; und der jüdische Priester und Levit giengen vor dem verwundeten Juden vorüber, und erbarmten sich seiner nicht.

Warum mag wohl Jesus diese Beispiele der Dankbarkeit und der Menschenliebe unter den Samaritern, die in der Religion von den Juden so verschieden dachten, und darum von ihnen als Ketzer gehaßt und verachtet wurden, ausdrücklich bemerkt und aufgestellt haben? Es ist für uns ungemein wichtig dieses zu wissen, da auch wir unter Menschen wohnen und täglichen Verkehr mit ihnen haben, die in verschiedenen Religionsmeinungen und Gebräuchen von uns abweichen, und wir folglich von entehrendem Vorurtheil geleitet, leicht in Versuchung gerathen könnten, ihnen unsere Liebesdienste zu versagen.

Jesus wollte nämlich durch die angeführten Beispiele zu erkennen geben, daß die Tugend, als die Hauptsache in der Religion, an keine Religionsmeinungen gebunden seye, sondern daß sich unter allen Nationen und Völkern, so verschieden auch ihre Religionsmeinungen und Gebräuche seyen, gute Menschen fänden, die sich durch Tugenden auszeichneten, die man sogar unter den Juden, dem vermeintlichen Volke Gottes, häufig vermißte. Daß diese Bemerkung ungemein wichtig sey, bedarf wohl keines Beweises. Sie flößt uns allgemeine Menschenliebe ein, und verbannt allen Religionshaß; sie zeigt uns, daß die Tugend mehr werth sey, als aller Glaube, und benimmt dem Menschen die thörichte Einbildung, schon durch den Glauben allein vor Gott mehr Werth als Andere zu haben.

Da also noch immer viele Menschen in diesem Wahne stehen, und durch blindes Zutrauen auf ihren Glauben die Kraft der Tugend lähmen, so wird es gut seyn, nachzudenken über die Wahrheit, daß die Tugend an keine Religionsmeinung gebunden sey.

Wir setzen billig voraus, daß die Tugend Hauptsache in der Religion sey. Denn die Tugend ist nicht um der Religion willen, sondern die Religion um der Tugend willen da; was kann uns in der That der Glaube nutzen, wenn er uns nicht besser macht, wenn er nicht Tugend bewirkt und befördert, und dadurch innere Ruhe und Zufriedenheit erzeugt? Wir sind zu dem Ende auf der Welt, um Recht zu thun und unsere Pflicht zu erfüllen; der Glaube ist nur Beförderungsmittel dieses schönen Zweckes. Glaube ohne Tugend ist ein Unding; ist

Entehrung der Gottheit. Wer beim Glauben stille stehen bleibt, gleicht einem Wanderer, der unterwegs vergißt, wohin er gehen wollte. Der Glaube ist jenes himmlische Licht, das uns den Weg erhellen soll, der uns ans hohe Ziel unserer Bestimmung hinführt. Was nutzet es, wenn wir den Weg noch so gut kennen, aber ihn nicht betreten wollen.

Die Tugend geht zunächst und unmittelbar aus der vernünftigen Natur des Menschen hervor, aus seinen angebornen Gefühlen für Recht und Pflicht, die sich unter der Aufsicht und Leitung der Vernunft entwickeln und zu wirklichen Grundsätzen werden. Es giebt ein angebornes Gefühl der Liebe und Dankbarkeit, des Mitleids, des Wohlwollens, der Freundschaft und alles Guten, Edlen und sittlich Schönen. Dieses Gefühl regt sich in allen Menschen, sobald sie nur zu einigem Nachdenken kommen, und ihren Verstand gebrauchen können. Dieser Saame der Tugend und Sittlichkeit ist in aller Menschen Herzen gestreut, und geht auf, und trägt Früchte, wenn er gehörig gepflegt wird. Das Herz des Menschen ist ein natürlich guter Boden, der bei sorgfältiger Bearbeitung die angewandte Mühe durch die schönsten Früchte reichlich belohnt. Der Grund aller Sittlichkeit und Tugend ist Selbstachtung, die uns allen von Natur eigen ist, und uns antreibt, unserer vernünftigen Natur gemäß zu handeln, und uns nichts zu erlauben, was ihren Forderungen widerspricht. Wer sich selbst achtet, der schätzt alles Gute, alles Anständige und Achtungswerthe; der schätzt also auch die Tugend, und sucht sie auszuüben. Hier kommt der Glaube an Religionslehren noch in keinen Anspruch, sondern blos der Glaube an die Vernunft und Sittlichkeit. Dieser Glaube ist die erste Blüthe und Frucht des Gefühls der Menschheit.

Dieser Glaube führt denn aber freilich den Menschen zur Religion. Sobald sich der Kreis seiner Vorstellungen erweitert, und er über das Sichtbare und sich selbst, über den Ursprung der Dinge, und auch seinen eigenen, über die Ordnung, Regelmäßigkeit und Schönheit der Welt, über seine eigene Weisheits- und Ordnungsliebe, über seine sittlichen Gefühle und Begriffe, kurz über seine ganze vernünftige Natur nachdenkt, so

leitet ihn dieser Gedanke zu einem Unsichtbaren, Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, Heiligen und Gerechten; und so führt ihn sein sittliches Gefühl zu dem Glauben an Gott, als dem Ursprung alles Guten. Wer sieht aber da nicht, daß die Tugend nicht vom Glaube oder von der Religion, sondern die Religion von der Tugend abhange, und diese wieder durch Religion veredelt und erhöhet werde? —

Es ist dieses eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, daß sie die Tugend nicht an den Glauben band; denn im entgegengesetzten Falle würde das Erste und Nöthigste des Menschen viel zu spät entstanden seyn. In der That, wie lange mochte wohl der Mensch in der Welt herumgehen, ehe er die Ordnung der Dinge einsehen und über den Ursprung des Ganzen nachdenken konnte? Noch vor diesem Allem gab es Elternliebe und Kinderliebe, und Freundschaft und Wohlwollen, und Großmuth und Versöhnlichkeit, Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit. Dieses alles gieng unmittelbar aus der Menschennatur hervor. Gott schuf den Menschen mit Vernunft, die das Gute erkennen, und mit Freiheit, die das Gute wählen kann. Und nur auf diesem Wege fanden die Menschen Gott, entdeckten seinen Willen, und sahen ihre eigenen Gesetze, die ihnen ihre Vernunft vorschrieb, als Gottes Gesetze an, und verbanden also mit der Moral die Religion, und mit der Tugend den Glauben an Gott.

Es ist hier nichts behauptet, was nicht zugleich Erfahrung und Geschichte bewährt. Wie viele Menschen sehen wir überall, die vom Glauben nichts wissen, oder einen äußerst schwankenden Glauben haben, und doch gut handeln? wie oft finden wir bei ihnen Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Menschenliebe, Freundschaft, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit und mancherlei andere Tugenden, die wir oft bei den Gläubigen vermissen? Um also tugendhaft zu seyn, braucht man blos Mensch zu seyn; das Gefühl für das, was Recht und Gut ist, liegt in unserer Menschennatur, und Gott pflegt, wie sich der heilige Apostel Petrus ausdrückt, kein Volk dem Andern vorzuziehen, sondern „der Rechtschaffene in jedem Volke ist ihm angenehm.“ Ein Cornelius und andere edle Heiden, Samariter und Ausländer

sind uns noch immer merkwürdige Namen, die uns die heilige Geschichte, nicht ohne Ursache, aufgezeichnet hat; dadurch will sie uns belehren, daß die Tugend an keine Lehrmeinung ausschlüßlich gebunden sey, und daß man bei aller Verschiedenheit der Lehrsätze ein rechtschaffener Vater, ein dankbarer Sohn, ein treuer Gatte, ein folgsames Kind, ein sorgfältiger Herr, ein redlicher Diener, mit einem Worte, ein guter Mensch, ein warmer Tugendfreund seyn könne.

Hiemit wollen wir aber dem Glauben seine entschiedene Wirksamkeit auf die Tugend nicht absprechen. Nein so verwegen sind wir nicht; im Gegentheil fühlen wir den wohlthätigen Einfluß des Glaubens auf die Sittlichkeit, und sind völlig überzeugt, daß der Glaube vorzüglich dazu geeignet sey, der Tugend Nahrung zu geben, sie zu stärken, zu erhöhen, zu veredlen. Die Tugend entsteht zwar unmittelbar aus dem Menschen, und geht aus dem fruchtbaren Boden seines Herzens hervor; aber sie ist eine schwache und zarte Pflanze, die sorgfältig gewartet und gepflegt werden muß, wenn sie nicht wieder verwelken und verdorren soll. Sie muß von Zeit zu Zeit Nahrung bekommen, nicht nur von der Erde in welcher sie steht, sondern auch von der Luft, von dem Regen, von dem Thau, von dem Sonnenschein. Ohne in Bildern zu reden: unsere Tugend bedarf eines anderweitigen stärkenden Einflußes. Dieser Einfluß ist die Religion oder der Glaube an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit; dieser muß die schwache Pflanze der Tugend nähren und stärken durch seine göttlicherhabenen Lehren und Wahrheiten; dieser muß ihr Dauer und Festigkeit geben, daß sie auch unter Stürmen und Ungewittern aushalten kann. Denn keine Pflanze ist so vielen Gefahren ausgesetzt, als die Tugend, keine hat so viele Kämpfe zu bestehen, keine so viele Feinde wider sich, als eben sie. Bald muß sie kämpfen mit der Sinnlichkeit, bald mit den Reizen der Verführung, bald mit den Täuschungen der Vorurtheile, bald mit Leiden und Widerwärtigkeiten, bald mit der Pflicht selbst, welche oft große und beschwerliche und blutige Opfer von ihr fordert. Wenn da nicht etwas ist, das sie stärken und festhalten kann, so geht sie verloren. Und dieses Etwas ist die Religion. Die Tugend stärkt sich

durch den Gedanken: ich bin eine Tochter des Himmels, mein Vater und Erzieher ist Gott selbst, der mich aus der Menschennatur, die er schuf, hervor rief. Mein inneres Gebot, meine geheime Stimme für Recht und Pflicht ist Gottes Stimme selbst. Wie ich denke, denkt mein großer Vater, sein Beispiel ist mir Muster, sein Beifall ist meine Ermunterung, und seine Vergeltung meine Stärkung. Sollte ein solcher Gedanke nicht kräftig und wirksam seyn? Und diesen Gedanken finden wir in der Religion, auch wenn sie durch Menschensatzungen entstellt ist.

Freilich ist der eine Glaube zur Stärkung und Befestigung der Tugend mehr geeignet als der andere. Der jüdische war dazu geschickter, als der heidnische, und der christliche ist dazu geschickter als der jüdische, heidnische und muhamedanische. Denn es kommt bei dem Glauben alles auf die Lehren und Vorstellungen von Gott an. Ein zorniger, leidenschaftlicher, partheiischer, willkührlich handelnder Gott ist für die Erhaltung und Beförderung der Tugend nicht so wohlthätig, als ein allgemeiner, gütiger und heiliger Vater. Jener Gott erzeugt mehr knechtische als kindliche Tugend; mehr Sklaven- als Kindessinn; jener Gott erzeugt ähnliche Gesinnungen des Zorns, der Partheilichkeit und Willkühr; und dieser ähnliche Gesinnungen der Güte und Heiligkeit. Nicht zu gedenken, wie finster und schwermüthig jener Glaube und wie heiter und erfreulich dieser ist.

Auch die Tugend ist den Graden und dem Werthe nach verschieden. Eine Tugend, die im Guten fertiger ist, als eine andere, die mehr Gutes thut, als eine andere, die es mehr aus Neigung, aus Liebe thut, als aus Antrieb der Ermunterung und Hoffnung; eine großmüthige, viel aufopfernde Tugend — welchen Grad, welchen Werth hat diese nicht? — Und was kann die Tugend mehr veredeln und erhöhen als richtige, reine Begriffe von Gott? und wo finden wir diese so vorzüglich als in dem christlichen Glauben. Da erscheint uns Gott als Vater, der das Gute will, der die Tugend an die Spitze aller Güter setzt, der sie als etwas an sich Schönes empfiehlt, der denn innern Beifall des Gewissens so hoch an-

schlägt, und die Glückseligkeit nur als unausbleibliche Folge der Tugend vorstellt, und diese blos zum Ermunterungs- nicht aber zum Erweckungsgrund und zum Bestimmungsgrund derselben macht. Trachtet vor allem nach dem Reiche Gottes, und nach Gerechtigkeit, so wird auch das Uebrige euch zufallen. Selig sind, die ein reines Herz haben; sie werden Gott schauen. Seyd vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; liebet auch eure Feinde. Eine Religion von solchen Lehren, von solchen Begriffen, muß nothwendig eine vorzügliche, edle Tugend erzeugen; eine Tugend hingegen, die mehr Rücksicht auf Glückseligkeit, als auf sich selbst nimmt, hat nur einen geringen Gehalt, einen geringen Werth, eine geringe Festigkeit, weil sie Lohntugend ist.

Laßt uns also Gott für unsere Religion danken, die unsere Tugend so sehr befördert, unterhält, stärkt, erhöhet und veredelt. Die Tugend, ob sie gleich an den Glauben nicht gebunden ist, kann ihn doch nicht entbehren, ohne in Gefahr zu seyn, abzusterben oder eine schwache Pflanze zu bleiben. Die Religion muß ihr Nahrung zuführen und Kraft verleihen, und das Himmlische ist überall das Beste. Darum Christen, ehret die Tugend, aber ehret auch Gott und die Religion! und wenn auch eure Vorstellungen und Ansichten nicht durchaus einerlei sind, wenn auch die Art der Gottesverehrung von einander abweichet, lasset euch dadurch nicht irre machen, bleibt der Tugend getreu, liebet einander, und beruhiget euch mit dem Gedanken, daß freudiges Rechtthun der Zweck aller Religion sey. Nie müsse euch die Verschiedenheit der Lehrmeinungen und der Gottesverehrung zum Vorwande dienen andere zu verachten und zu hassen. Laßt uns Gott nachahmen, der alle Menschen mit gleicher Liebe umfasset, und über Gute und Böse seine Sonne aufgehen läßt, Jesum nachahmen, der gegen Römer und Griechen, gegen Heiden und Samariter, gegen Fremde und einheimische stets liebevoll war. Niemand werde von uns verachtet um seiner Religion willen, der er getreu bleibt, er folgt seinen Ueberzeugungen, und sein Glaube ist ihm eine Quelle des Segens für sich und die menschliche Gesellschaft. Niemals wollen wir durch unbesonnenen Tadel entweihen der

fremden Glaubensgenossen Gebräuche. Was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit bereitet, ist ehrwürdig. Wir wollen unsre Liebesdienste Niemanden einzig darum versagen, weil er nicht eines Glaubens mit uns ist. Die Religion ist nicht von Gott, welche die Herzen der Menschen trennt, sondern jene nur, welche dieselben einigt und in Liebe verbindet. Unser Vater im Himmel ist ein Gott der Liebe, nur Liebe müsse also seine Kinder vereinigen.

Führe deine Menschenkinder, Vater,
Wie du willst, in deinen Himmel ein;
Aber laß uns eins seyn in der Liebe;
Dieses wird der wahre Glaube seyn.

Witschel.

146.

Reiz der Tugend.

Freund! die Tugend ist kein leerer Name.
Aus dem Herzen keimt des Guten Saame,
Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne.

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend,
Haßt das Gute, und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Haller.

Es ist schön ein Tugendhafter zu seyn; es ist schön, es ist ehrenvoll, sich über die niedern sinnlichen Triebe zu erheben, und blos dem Lichte und den Vorschriften der Vernunft zu folgen, nie seine erhabene Würde als Mensch zu verläugnen, sondern vielmehr sich stets durch strenge Rechtschaffenheit und rastlosen Pflichteifer unter seinen Zeitgenossen auszuzeichnen. Es erhebt uns dieß Bewußtseyn über die Müheseligkeiten dieses

Erdenlebens, vermindert die Schrecken des Todes, und sichert uns ganz allein ein glückliches Loos jenseits des Grabes zu.

Das erkennt der größte Theil der Menschen; das fühlt sogar der Lasterhafte selbst. Und doch ist sie immer klein die Zahl derer, welche ganz diesem ihrem Urtheil folgen. So sehr sie das Gute billigen, so träg sind sie gewöhnlich, wenn es auf die Vollziehung ankömmt. So groß ist der Hang der Menschen, lieber ihren thierischen oder eigennützigen Neigungen zu folgen, als der Stimme ihres Gewissens, wodurch sich der Wille Gottes so laut, so deutlich ausspricht.

Und doch liegt die Achtung für das Gute und die Guten und der Abscheu gegen das Böse und die Bösen so tief in dem menschlichen Herzen, und spricht sich überall so entschieden aus, daß dieß allein schon ein mächtiger Beweggrund seyn sollte, uns der Tugend zu weihen und das Laster zu fliehen.

In einem jeden Menschen liegt ein Gefühl für alles, was groß, schön, regelmäßig und in seiner Art vortrefflich ist. Der Anblick einer solchen Sache reißt uns oft zur Bewunderung hin, nnd wir können uns oft nicht enthalten, unsere Urtheile darüber laut werden zu lassen. Diese Erfahrung hat gewiß schon jeder gemacht. Wo ist einer unter uns, auf den nicht schon öfters der Anblick eines wohlgebildeten Menschen, eines regelmäßig gebauten Thieres, eines prachtvollen Gebäudes den lebhaftesten Eindruck gemacht hat?

Dieses Gefühl, welches in jedem nicht ganz stumpfsinnigen Menschen sich äußert, erstreckt sich aber nicht blos auf körperliche Gegenstände, auf Naturschönheiten und Kunstwerke, sondern auch auf das sittlich Schöne oder auf die Tugend.

Ja man darf kühn behaupten, es giebt keinen einzigen nur etwas gebildeten Menschen, wenn er anders nicht schon ganz verdorben und bis zur schmutzigsten Unsittlichkeit herabgesunken ist, auf dessen Gemüth nicht der Anblick edler und pflichtmäßiger Handlungen, aber auch schlechter Thaten anderer mächtig wirkte, und ihn zur Bewunderung jener, und zum Abscheu gegen diese hinrieße?

Wie empört sich nicht unsere Empfindung, wenn wir z. B. von einer grausamen Behandlung eines, auch uns ganz

unbekannten, Menschen hören! wie sträubt sich nicht unser ganzes Herz gegen einen Lasterhaften, der mit kaltem Blut seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, Leben und Vermögen seiner Brüder aufopfert! — Aber wie so ganz anders sind unsere Gefühle beim Anblick der Handlungen uneigennütziger Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Großmuth gegen Beleidiger und Feinde? wie ehrwürdig erscheint uns selbst der Taglöhner und Bettler wenn er eine schöne That übt, wenn er in jenem mühsamen Berufe getreu und standhaft ausharret, ohne der bittern Kränkungen zu achten, die er zuweilen von übermüthigen Reichen und Vornehmen ausstehen muß? Werden wir nicht oft unwillkührlich zur Bewunderung derer hingerissen, welche durch solche Tugenden sich auszeichnen? Können wir dem Edlen unsern Beifall versagen, der in seinem Pflichteifer durch nichts sich stören läßt, und leiber auf Vermögen und Leben als auf Tugend verzicht leistet? Der Name des dankbaren Samariters im Evangelium wird uns nicht einmal genannt; und doch gefällt er uns und seine That. Und wer freut sich nicht über jenen biedern Samariter, der sich so großmüthig des unglücklichen Israeliten annahm, vor dem der Priester und Levit gefühllos vorbei gieng, der des Halbtodten mitleidig pflegte, den seine Glaubensgenossen verlassen hatten? — Oder was empfinden wir, wenn wir auf die der höchsten Prüfung blosgestellte und doch unbesiegte Tugend Josephs hinblicken, und das unwürdige Verhalten seiner unnatürlichen Brüder dagegen halten? Was empfinden wir bei der Rückerinnerung an die sieben makabäischen Brüder und ihre zärtliche Mutter, als sie mitten unter den heftigsten Qualen einander Muth einsprachen, und durch den Gedanken an Unsterblichkeit, durch vertrauensvollen Aufblick zum Himmel einander zur beharrlichen Geduld ermunterten, im Gegensatz des unmenschlichen Königs Antiochus, der an ihnen seine ganze Grausamkeit erschöpft, um sie vom Gesetz ihrer Väter abwendig zu machen, und zum schändlichen Götzenopfer zu verleiten? Was empfinden wir, wenn wir uns den Unschuldigsten, den Heiligsten, der je unter den Sterblichen lebte, wenn wir uns Jesum vergegenwärtigen, wie er jeden Schritt durch dieses Erdenleben mit

Wohlthun bezeichnet, wie er keiner Beschwerde, keiner Lästerung, keiner Mißhandlung, selbst nicht einmal des schmählichsten Todes achtete, wenn es darum zu thun war, der Wahrheit Zeugniß zu geben und Tugend unter seinen Brüdern in Aufnahme zu bringen, im Gegensatz der heuchlerischen Pharisäer, welche sich gegen den Gerechten jede Gewaltthat erlaubten und zu den schwärzesten Verläumdungen ihre Zuflucht nahmen, wo sie mit Gegenbeweisen wider seine Lehre nicht auslangen konnten? Was empfinden wir, wenn wir daran denken, wie der Göttliche am Kreuze seinem irregeführten Volke, daß ihn muthwillig lästerte, mitleidig seine letzten Blicke zuwarf, und dann noch mit sterbender Stimme zu seinem himmlischen Vater bethete: „Vater vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun?“ Was empfinden wir, wenn wir uns im Geiste die Apostel mitten unter Verfolgern vorstellen, wie sie, auf die Zumuthung, von ihrem Vorhaben die neue Lehre auszubreiten abzustehen, beherzt antworteten: man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen, und wie sie in der Folge auch wirklich ihre Lehre mit ihrem Blute besiegelten? — Was empfinden wir, wenn wir an jene langwierigen und blutigen Verfolgungen zurück denken, wo noch das Blut der Christen in ganzen Strömen floß, und wenn wir einerseits die erhabensten Beispiele christlicher Standhaftigkeit, andererseits aber Beispiele gränzenloser Wuth und Entartung wahrnehmen? — Was empfinden wir noch täglich, wenn wir sehen oder hören, daß sich da oder dort jemand durch wohlthätige Handlungen ausgezeichnet habe? Fühlen wir nicht in uns eine geheime Kraft, die uns mächtig zu solchen Menschen hinzieht? — Zum sprechenden Beweise, daß tief und unausrottbar der Keim zur Tugend in uns liege, wünscht selbst der Böse nichts sehnlicher, als für rechtschaffen und gut von andern gehalten zu werden, und er wird gewöhnlich aufgebracht, wenn man ihn für das hält, was er wirklich ist.

Die Erinnerung an diese ohnehin schon bekannten Wahrheiten und allgemeinen Gefühle möge dazu dienen, auf's neue die Ueberzeugung in uns zu befestigen, daß der Mensch in sich selbst einen so mächtigen Sporn zur Tugend habe; es

uns abermals recht fühlbar machen, daß der Mensch nur dann natürlich und seiner Menschheit gemäß handle, wenn er gut ist, aber unnatürlich handle und seine Menschenwürde verläugne, wenn er dem Laster huldigt.

Sollte nun nicht jeder von uns sich höchst verpflichtet fühlen ganz dem Laster zu entsagen und ganz der Tugend sich zu weihn? Denn was könnte uns mehr von dieser Verbindlichkeit überzeugen, als eben der ungetheilte Beifall, den wir auch sogar der Tugend unseres Feindes im Herzen zu zollen uns gedrungen fühlen? — Wenn selbst der Dieb und Betrüger es nicht läugnen kann, es sey schön auch bei der höchsten Armuth doch ein ehrlicher Mann zu bleiben; wenn der Unzuverläßige doch selbst von Andern Offenheit und Gradheit in seinen Verhältnissen mit ihnen verlangt; wenn der Hartherzige doch die Mildthätigkeit Anderer anerkennt und schätzt, wenn der Rachgierige doch Großmuth und Feindesliebe an Andern achtet, so zeigt ja eben diese allgemeine Erfahrung, daß es dem Menschen weit natürlicher sey, gut als schlecht zu handeln; und so bestätiget sich hier ganz der Ausspruch des heiligen Apostels Paulus an die Römer, „daß des Herrn Gesetz dem Menschen in's Herz geschrieben sey."

Aber eben diese Erfahrung überzeugt uns zugleich von der Möglichkeit, die Forderung des Gesetzes Gottes zu erfüllen, und zeigt, daß es blos an dem Leichtsinn und an dem bösen Willen der Menschen liege, wenn es nicht von Allen geschieht. Wir zählen die neun undankbaren Menschen im Evangelium nicht zu den bessern Menschen; aber hatten sie nicht eben das Gefühl und eben die Verpflichtung zum Danke gegen Jesum als jener Einzige? — Besaßen denn der schon erwähnte Priester und Levit nicht eben das Gefühl des Mittleids, wie der Samariter? — Warum beurkundete aber nur dieser Fremdling seine Achtung für die Menschheit durch seine edle That? — Wenn es doch — und wer kann es läugnen? — in allen Ständen ehrliche, gerechte, wahrheitsliebende, menschenfreundliche und überhaupt pflichtmäßig handelnde Menschen giebt: so muß es doch überhaupt möglich seyn, nach Pauli Vorschrift unter allen Verhältnissen züchtig, gerecht und gottselig zu leben in

dieser Welt. — Oder hätte der weise Schöpfer vielleicht nur einigen Menschen dieß Gefühl für Recht und Unrecht eingeprägt, es aber andern versagt? — Wer wollte so etwas behaupten, ohne der Ehre Gottes zu nahe zu treten, ohne sich einer Gotteslästerung schuldig zu fürchten! — Wenn nun das aber nicht ist, nicht seyn kann, wenn die Natur des einen Menschen nicht verschieden von der des Andern ist, so hat ja jeder so gut wie der Andere in sich selbst den stärksten Sporn, seine sinnlichen Triebe zu bekämpfen und blos den Vorschriften seiner Vernunft zu folgen, das heißt: das Laster zu fliehen und ein Freund der Tugend zu seyn.

Hieraus folgt endlich noch, daß der Mensch, der dem ungeachtet das Gegentheil thut, sich auf das Schimpflichste erniedriget, und seine erhabene Würde als Mensch ganz verläugnet. Da darf er sich dann wohl nicht wundern, wenn er hier so manches Ungemach über sich herbeiführt, welches die traurige Folge der Sünde zu seyn pflegt, und so manche Lebensfreude entbehren muß, welche uneigennützige Tugend schon hier begleitet. Zu geschweigen vom unglücklichen Loos, das seiner jenseits des Grabes wartet, da er hienieden seiner Bestimmung so ganz vergaß; die heilige Schrift spricht darüber zu bestimmt, zu deutlich, als daß es noch einer fernern Erläuterung bedürfte. O daß wir doch das beherzigen, im Abscheu gegen das Laster zunehmen, im Glauben an die Tugend uns befestigen und in der Liebe zu ihr uns täglich mehr erwärmen möchten!

Unsäglich ernst und mild,
Der Gottheit schönstes Bild,
Wie winkt so mütterlich
Uns Alle sie zu sich!
Ha! wer die Tugend sieht
Und nicht von Lieb' erglüht,
Weh ihm! gesäugt hat ihn
Die Brust der Tigerin.

J. H. v. Wessenberg.

147.

Undank der Welt Lohn.

Den, der dir Gutes thut, verehre Lebenslang;
Der kleinste Liebesdienst erfordert unsern Dank.
Kein Uebel schuf die Zeit, das nicht im Undank stecket,
Wie gegen ihren Freund die Natter Bosheit hegt,
Und den zu tödten sucht, der sie im Busen trägt;
So lohnt der Undank dem, der ihm dient, mit Schaden.

Lichtwer.

Daß sich die Dankbaren zu den Undankbaren wie Eins zu Zehn verhalten, ist eine so bekannte Sache, daß es zum Sprüchworte wurde: „Undank ist der Welt Lohn.“

Diese traurige Wahrheit soll uns Christen aber nicht verleiten in die niedrige und schändliche Gesinnung jener gemeinen und lasterhaften Menschenklasse einzustimmen, welche in der heilige Schrift nur die Welt heißt, sondern laßt uns die Mahnung des Apostels: „gestaltet euch nicht nach dem Geist dieser Welt“ — befolgen und uns zu edler christlicher Erkenntlichkeit ermuntern durch die Erwägung der vielen Wohlthaten, welche wir täglich genießen.

Wenn wir auch den Blick von den zahllosen, gewöhnlichen und außerordentlichen göttlichen Wohlthaten wegwenden, wenn wir nicht einmal des Guten gedenken, das wir unsern lieben Eltern verdanken; wenn wir einzig bei dem stehen bleiben, was unsere Nebenmenschen für uns gethan haben: welche vielfältige Antriebe zur Dankbarkeit!

Werden schon vernunftlose Thiere durch ihre Naturtriebe so mächtig angeregt gegen ihre Wohlthäter gut und dienstfertig zu seyn: warum spricht doch den Menschen die edlere Geisteskraft nicht eben so stark an? warum enthebt er sich so leicht der Dankespflicht? Wir bedürfen von der zarten Kindheit an bis ins hohe Alter, ja selbst in der vollen Lebensblüthe fremder Herzen und Hände, und wir sollten uns schämen, was uns Gutes von andern wiederfährt, anzuerkennen, und es ihnen treuherzig zu verdanken? Kennt doch, spricht der Prophet, kennt doch der Ochs seinen Herrn, und der Esel

die Krippe seines Meisters: warum nicht auch der Mensch die Hand seines Wohlthäters? Wie treu ist der Hund für die geringe Nahrung, die ihm gereicht wird? wie wachsam, wenn Gefahr seinem Herrn droht? wie muthig und unverzagt bei dessen Vertheidigung? wie entschlossen setzt er sein eigenes Leben daran, wo es dem Leben seines Wohlthäters gilt? Sollte der Mensch hinter dem Hund zurückbleiben? wozu denn das richtige Gefühl des Guten, das Gott in jedes Menschenherz legte? Von diesem Gefühl geleitet verabscheuen wir an Andern den Undank, und wir können fremder Erkenntlichkeit unsern Beifall nicht versagen: woher doch der Widerspruch unsers Betragens mit diesem angebornen Gefühl? — Wir finden das Betragen Davids schön, groß, nachahmungswerth, der sogar noch sterbend die Kinder seines Wohlthäters seinem Thronerben empfahl; wir mißbilligen dagegen das Benehmen jenes Obermundschenken, der gegen sein Versprechen in guten Tagen des frommen Josephs gar nicht mehr gedachte, den er so leicht hätte retten können: warum thun oder meiden wir nicht auch, was wir an Andern billigen oder mißbilligen? warum hat blos eigene Dankbarkeit für uns keinen Reitz? Wir schämen uns nicht, von Andern Wohlthaten anzunehmen, warum sollten wir uns schämen, es zu bekennen, es zu würdigen, was Andere an uns gethan haben, und dafür erkenntlich zu seyn? O bedächten wir es doch! nirgends steht Hochmuth übler als bei erwiesenen Wohlthaten; nirgends ist die Schaam weniger an ihrem Orte. Der Mensch darf und soll es wissen, daß ihm nur ein beschränktes Maaß von Kräften zugetheilt sey; er darf und soll es fühlen, sein natürliches Unvermögen, sich bei allen Bedürfnissen selbst zu helfen; er darf und soll es eingestehen, daß er Zeitlebens größtentheils von fremden Wohlthaten abhange. Nicht nur Eltern, sondern viele andere gute Menschen hatten in unsern Kindesjahren, besonders in kranken Tagen, viele Mühe mit uns; sie mußten es sich oft recht sauer werden lassen wegen uns. Sollte dieß den Werth solcher Wohlthaten herabsetzen, daß es z. B. Dienstbothen waren, von denen sie uns erwiesen worden? oder daß sie dafür ihren Lohn hatten? Ach! wie selten stehen solche Bemühungen

mit dem Lohn im Ebenmaaß! wie dürftig ist gewöhnlich der Lohn gegen das, was dafür gefordert wird! Der Reiche zieht leichter den Beutel, und giebt vom großen Ueberfluß eine Kleinigkeit her, als daß er mehrere Nächte nach einander selbst kranke Kinder pflegte.

Wir übergehen so viele andere Menschen mit Stillschweigen, die uns in der Jugend oft so nützlich und angenehm unterhielten. Jedes gute Wort von ihnen, jeder wohl angebrachte Verweis, jeder Unterricht in und außer der Schule, sind Wohlthaten, die wichtige und heilsame Folgen auf unser ganzes Lebensglück hatten. Sind nicht die Meisten aus uns dafür ihren Dank schuldig geblieben? Wer, wenn er den Kindesjahren entwachsen ist, gedenket noch mit Achtung seines ehemaligen Lehrers, dem er doch nach seinen Eltern das Meiste zu danken hat? Wem fällt es ein, unbehülflichen, durchs Alter abgeschwächten, armen Dienstbothen, die einst mit uns so viele Mühe hatten, darum auch nur ein freundliches Wort zu geben, und ihnen thätig unsere Dankbarkeit zu zeigen, wo sie so wohl angebracht wäre? Wer einst in Leiden uns tröstete, wer in den Tagen der Noth uns mit Rath und That aufhalf; wer in Zweifel und Verlegenheit wie ein Engel Gottes uns bei der Hand nahm und auf den rechten Weg führte, wer uns vor falschen Freunden warnte, wer uns die Gefahren aufdeckte, welche unsere schwache Tugend bedrohten, wer mit klugem, sanftem Zuspruch die Flamme der Zwietracht dämpfte, die unsere Ruhe zerstören wollte, ist der nicht ein Wohlthäter, der auf unsern vollen Dank Anspruch hat? — Aber wie selten denken wir daran? wie selten freuen wir uns darüber? wie oft schämen wir uns sogar unserer Verbindlichkeit, und gehen gleichgültig, kalt, trotzig an denen vorüber, die einst so treuherzig für uns besorgt waren? — Laßt uns erkenntlich seyn und unsern Wohlthätern besonders auch dadurch unseren Dank bezeugen, daß wir von ihren Wohlthaten einen weisen Gebrauch machen. So wie der liebe Gott, da er den ersten Menschen zum Herrn seiner sichtbaren Schöpfung einsetzte, ihn für den besten Gebrauch seiner Wohlthaten verbindlich machte: so muß auch die Absicht des vernünftigen Gebers für den Empfänger weiser Gebrauch der

Wohlthaten seyn. Wir reichen dem Hungernden Speise: sie soll ihn stärken; dem Durstenden einen Trunk: er soll ihn erquicken; dem Halbnackten ein Kleidungsstück: es soll ihn vor Frost und Blöße schützen. Der würdige Geber verbindet mit jeder Wohlthat auch eine würdige Absicht: der Empfänger soll damit einen würdigen Gebrauch verbinden. Nichtgebrauch der Wohlthat verräth Mangel an Achtung sowohl für den Geber, als für seine Gabe. Solche Menschen trifft einst das Loos des faulen Knechtes, der das ihm gegebene Talent eben nicht vernichtete, aber doch vergrub und unbenützt ließ. Wie groß wird erst die Verantwortlichkeit des Undankbaren seyn, welcher die empfangenen Wohlthaten nicht etwa nur ungebraucht ließ, sondern gegen die Absicht des weisen Gebers schändlich mißbrauchte.

Und doch ist das gar oft der Fall. Wie oft z. B. vergeudet der Erbe auf die lüderlichste Weise das sauer erworbene Vermögen seiner Eltern, die bei ihrem Gewerbfleiß keine andere Absicht hatten, als ihre Kinder gegen drückende Nahrungssorgen zu schützen! Wie oft lohnt die Jugend durch Unfleiß den so mühsam ertheilten Unterricht! Wie oft mißbraucht so Mancher die wiedererlangte Gesundheit nur zum Wohlleben und zur Schwelgerei! Wie oft werden die heilsamsten Zusprüche und Belehrungen in den Wind geschlagen! Wie oft wird von Armen das gesammelte Allmosen ins Wirthshaus oder zum Spieltisch getragen! Wie oft wird das geschenkte Kleidungsstück um eine Kleinigkeit hingegeben, nur um weider einmal nach Herzenslust trinken zu können! —

Ja, lohnte nicht christliche Wohlthätigkeit durch den stillen Beifall des Gewissens und durch die süße Ueberzeugung, daß Gott Wohlgefallen daran habe und sich die Vergeltung vorbehalte, — wahrhaftig, es wäre kein Wunder, wenn durch Undank zurückgeschreckt der Menschenfreund seiner Wohlthätigkeit ein Ziel setzte und verdrossen seine milde Hand zurückzöge. Fahret also fort, ihr edlen Wohlthäter, und werdet nicht müde, durch Wohlthun Segen um euch her zu verbreiten! Euer Vater im Himmel, dessen Blick auch ins Verborgene dringt, kennt euer Herz und das Gute, das ihr übet. Unter dem verächtli-

chen Schwarm so vieler Undankbaren, die euer gutes Herz in Anspruch nehmen, giebt es doch noch manche redliche Seelen, die mit Dank und Freude das Gute erkennen, das ihr ihnen erweiset, und bei denen die ausgelegten Gaben reichliche Zinsen tragen. Auch im Wohlstande laßt uns die Gefühle der Dankbarkeit nicht unterdrücken. Durch fremde Güte erzogen und in Stand gesetzt Etwas zu erwerben laßt uns daran denken, was wir ohne fremde Beihülfe wären! Wir wollen also nicht undankbar diejenigen vergessen, die einst mehr oder weniger zu unserer Bildung beigetragen haben! im frommen Andenken behalten alle diejenigen, die einst so liebvoll für uns sorgten, und bereitwillig zu Allem die Hand boten, wodurch unser künftiges Glück begründet werden sollte. Mit Rührung das Gute erkennen, das wir ihren Bemühungen verdanken, und es ihnen vergelten, wo wir können; noch ihren Kindern die Liebe erweisen, die wir ihren Eltern nicht mehr erweisen können. Wehe uns, wenn wir Schulden der Art unbezahlt mit uns ins Grab nähmen! —

Nichts empört das empfindsame Herz mehr, als der Anblick eines Menschen, der mit Stolz und Verachtung sein Angesicht von denen wegwendet, die einst in seinem Dienste ihre Jugendkräfte aufzehrten, und nun neben ihm und unter seinen Augen mit allen Beschwerden unverschuldeter Armuth ringen, und verschämt es kaum wagen, zu ihm ihre Blicke zu erheben. O möge ewig nie durch uns ein solches Beispiel gegeben werden! Wir wollen stets Allen, die auf unsere Erkenntlichkeit den leisesten Anspruch haben, mit Güte und Freundlichkeit begegnen, und ihnen redlich und reichlich vergelten alle die Liebe und Treue, die sie uns vormals erwiesen haben. Jede Gelegenheit und jedes Mittel, unsere Dankbarkeit in der That zu zeigen, wollen wir liebevoll wahrnehmen und anwenden. Fort also mit jener falschen Schaam, die uns hindern will empfangene Wohlthaten zu erkennen. Laßt uns vielmehr recht oft an jene guten Menschen denken, die auf irgend eine Weise gegen uns Wohlthätigkeit geübt haben, und vor Gott darin unsern Ruhm suchen nach Kräften Gutes mit Gutem zu ver-

gelten. Dann können wir mit kindlicher Zuversicht uns der Liebe und der gnädigen Vergeltung Gottes erfreuen und trösten.

Wenn Menschen streben, dir an Güte und Wohlthun, Vater! gleich zu seyn,
Und mich mit willigem Gemüthe durch ihren Rath und Trost erfreu'n;
Mit reichem Segen segne dann,
Die ich nicht wieder segnen kann!
Kann ich, was ihnen schadet, hindern,
Befördern, was ihr Wunsch begehrt,
Erleichtern, was sie drückt, und lindern,
Was sie bekümmert und beschwert;
Frohlocken, will ich, Vater! dann,
Wenn ich's durch deinen Beistand kann.

A. Cramer.

148.

Gott unser Vater.

Gebet, Menschen! Preis und Ehre,
Ihm, der eurer nicht vergißt,
Herrscher ungezählter Heere,
Und so mild und freundlich ist.
Eh' ein Frühroth Schimmer sprühte,
Schatten warf die Dunkelheit,
War er Vater: seine Güte
Ist von Ewigkeit.

Reimold.

Gott ist unser Vater. Durch diese Lehre empfiehlt sich das Christenthum vor jeder andern Religion der Welt. Keine Lehre ist wichtiger, keine spricht das menschliche Herz kräftiger an, keine weiset uns so faßlich auf unsere Bestimmung, auf unsere eigentlichen Verhältnisse zu Gott hin, als diese.

Darin liegt der Grund, warum Jesus jeden Anlaß benutzte den Seinigen diese Lehre einzuschärfen. Bereits jedes Blatt der evangelischen Geschichte enthält Belege dieser Behauptung. Bereits jede seiner Belehrungen ist mit dem schönen Vaternamen Gottes verwebt. „Sorget nicht so ängstlich für Kleidung und Nahrung; euer Vater weiß, daß ihr dieß Alles

bedürfet. Sehet die Feldlilien an, sie nähen und spinnen nicht, und doch kleidet sie der Vater im Himmel. Betrachtet die Vögel in der Luft, sie säen nicht aus und schneiden nicht ein, und doch essen sie täglich aus der Vaterhand Gottes. Wenn ihr bethet, so machet nicht viele Worte, wie die Heiden thun; euer Vater weiß ohnehin schon was ihr wollet. Wenn ihr bethet, so stellet euch nicht an die Ecken der Häuser oder auf die Marktplätze, sondern verschließt euch in eure Kammer, denn euer Vater sieht euch auch da bethen. Wenn ihr bethet, so sinnet nicht auf künstliche Ausdrücke, sondern sprecht: unser Vater, der du bist im Himmel. Wenn ihr fastet, so stellt euch nicht traurig, wie es die Heuchler machen, sondern salbet euer Gesicht, und seyd heiter, denn euer Vater sieht euch in's Herz. Ich steige auf zu meinem und eurem Vater, zu meinem und eurem Gott." So sprach Jesus immer. Uns Gott als Vater kennen und lieben zu lehren, in unsern Herzen kindliches Vertrauen gegen ihn zu wecken, uns zum kindlichen Gehorsam gegen sein heiliges Gesetz anzuleiten, mit einem Worte, truglosen Kindersinn gegen Gott in unsere Seelen zu pflanzen, das war der Hauptzweck seines Wirkens auf Erden. Die Bekenner seiner Lehre sollten Gott mehr lieben als fürchten; kindliche Liebe zu Gott sollte die Seele ihres ganzen Thuns seyn; ihr Pflichteifer sollte die Frucht eines Gott ergebenen Herzens seyn.

Alles ruft uns die schöne Wahrheit in's Herz: "Gott ist unser Vater." Gott schuf uns; er rief uns in's Daseyn; ihm verdanken wir alles, was wir sind und haben; ihm verdanken wir so manche Lebensfreude; jede Kraft, welche er in unsere Natur legte, zeugt von seiner väterlichen Güte. Gott schuf uns nicht eigentlich um seinetwillen; was könnte der Unendliche an Größe und Seligkeit durch unser Daseyn gewinnen? seine Ehre ist von unserm Dienste unabhängig. Gott bedarf unser nicht, aber wir bedürfen seiner. Gott schuf uns aus Liebe; er wollte uns glücklich machen. Schon darum ist er unser Vater; darauf vorzüglich beruht sein Recht, von uns kindliche Dankbarkeit zu fordern. Irdische Aeltern setzen oft ihre Kinder auf die Welt, ohne es selbst zu wollen. Sie verlangen nur sinnlichen Genuß, und werden oft ungehalten darüber,

wenn ein Kind zur Welt kömmt. Sie verdienen oft nicht Vater, nicht Mutter zu heißen; sie lieben nicht ihr Kind, sondern nur ihre Lüsternheit. Ungleich größer, o Gott! ist dein Anspruch auf den schönen Vaternamen. Du schufst uns, weil du uns liebtest, weil du uns glücklich machen und ewige Seligkeiten bereiten wolltest. Deine Liebe ist die eigentliche Quelle unsers Hierseyns, und Liebe macht das Wesen des Vaters.

Du Allgütiger! begnügtest dich nicht damit uns blos auf die Welt zu setzen, uns ins Daseyn zu rufen, sondern du sorgest noch täglich für uns mit unaussprechlicher Huld. Auch darum bist du unser Vater. Wo thut das ein Vater auf Erden für sein Kind, was du für uns thust? wo sorgt eine leibliche Mutter zärtlicher für die Frucht ihres Leibes, als du für uns sorgest? ist es nicht deine allwaltende Vorsehung, welche alle unsere Schritte leitet? ist es nicht deine Vaterhand, welche uns die nöthigen Lebensbedürfnisse zutheilt? ist uns nicht deine Hülfe oft am nächsten, wo die größte Gefahr droht? ist nicht bereits jeder Augenblick unseres Lebens mit deinen Wohlthaten bezeichnet? können wir uns mit Recht gegen dich beklagen, wenn es uns übel geht? war je eine Noth so groß, wo uns nicht der Zutritt zu deinem Vaterherzen offen stand?

Deine Vatersorge beschränkte sich nicht auf den engen Raum der Zeit, die uns hienieden zum Leben vergönnt ist; sie umfaßt selbst die Ewigkeit, für welche wir bestimmt sind. Ein anderes Land wartet unser, wenn wir die Erde verlassen müssen. Wir sollen einst in einen höhern Kreis des Wirkens eintreten. Unser Daseyn ist mit der Gegenwart nicht geschlossen. Hier kann uns Gott nicht so glücklich machen, als er will, weil hier nur der Uebungsplatz für ein besseres Leben ist. Der Mensch muß sich hier erst der Glückseligkeit werth machen, die dort seiner wartet; seine Treue muß zuvor geprüft werden; seine Tugend erreicht hienieden ihre Vollendung nicht; er bedarf von Zeit zu Zeit der väterlichen Zurechtweisung; er muß oft die Feuerprobe bestehen, damit sein Pflichteifer die Schlacken abläutere. Und ist es hier nicht wieder deine Vaterhand, Allgütiger! die uns mitten durch Gefahren und Leiden unserer höhern Bestimmung entgegenführt? Sind

nicht alle deine Anordnungen mit unverkennbarer Weisheit auf unsere Besserung berechnet? Tragen nicht selbst deine Züchtigungen das Gepräge der Vaterliebe? Wenn wir auch fehlen, und leichtsinnig von deinen Wegen abweichen, ziehst du darum deine Hand zurück? hörest du darum auf, uns Gutes zu thun? giebst du uns sogleich der Verdorbenheit unseres Herzens preis? ermüdet sogleich deine Langmuth? zermalmest du sogleich den Sünder, der mit seiner Besserung zögert? ist es dir einerlei, wenn er sich mit kaltem Blute ins Verderben stürzen will? biethest du nicht die ganze Kraft deiner Vaterliebe auf, den Pflichtvergessenen zur Besinnung zu bringen, den Verirrten einzuholen? bist du nicht der gute Hirt, der das verlorne Schaf aufsucht, und auf eigenen Schultern zur Heerde zurückträgt? bist du nicht der zärtliche Vater, der dem reuigen Sohne mit offenen Armen entgegen eilt, und freudig jedem Entgegenkommenden zuruft: wünsche mir Glück, ich habe den Sohn wieder gefunden, der verloren war. O gewiß, so wie Eltern eben für das Kind am meisten bekümmert sind, das ihrer Ermahnungen nicht achtet, und sorglos auf dem Wege der Sünde fortwandelt, so macht es Gott mit uns. Er verdoppelt gleichsam dort seine Liebe und Sorgfalt, wo wir sie am wenigsten verdienen. „Es ist im Himmel über einen Sünder, der sich bekéhret, größere Freude, als über neun und neunzig Gerechte.“

Sogar die leblose Natur sagt es uns, daß Gott unser Vater sey. Wie schön ist die Welt, die uns Gott zum Wohnorte anwies? wie glänzen uns überall Spuren der göttlichen Liebe entgegen? Freilich giebt es nicht lauter Freuden hienieden; reine Seligkeit ist auf Erden nicht einheimisch; wir müssen hier gleichsam in die Schule gehen, um zu lernen, was zu einer höhern Glückseligkeit gehört, und in einer Schule geht's ohne Verdruß nicht ab; es mengt sich manche Bitterkeit in den Kelch unseres Erdenlebens; es giebt der Unannehmlichkeiten viele, welche uns das Herz schwer machen; ungetrübter Lebensgenuß ist nicht das Erbtheil der Erdenbewohner. Aber ist darum unser Leben ganz freudenleer? ist nicht überall in Gottes unermeßlicher Schöpfung die Inschrift sichtbar: ich bin euer Vater? — Wenn die Sonne nach einer dunkeln Nacht

wieder aufgeht, und die ganze Erde gleichsam zum neuen Leben erwacht, ruft sie uns nicht laut zu: Gott ist euer Vater? Wenn nach einem heißen, schwülen Tage die Nacht einbricht, und der Mond still und freundlich heraufzieht, ertönt nicht auch da wieder der Zuruf: Gott ist euer Vater? Wenn wir zum nächtlichen Himmel aufblicken, sehen wir nicht auch da wieder den Spruch mit Flammenschrift hingezeichnet: Gott ist euer Vater? Wenn wir an einem schönen Tag die Saatfelder durchwandern, und uns überall der Segen Gottes sichtbar wird, wenn wir unter freiem Himmel sehen und hören, wie so innig jedes lebendige Geschöpf seines Daseyns sich freut: dringt nicht auch da wieder der Zuruf an unser Ohr: Gott ist euer Vater. Ja selbst im Donner, selbst in den Schrecknissen der Natur, selbst in zerstörenden Zeitereignissen sehen wir nur den Vater, der absichtlich unsere Freuden unterbricht, damit wir sie nachher desto lebhafter wieder fühlen mögen. Wären wir auf Erden Verwiesene, wären wir verwaiste Adamskinder, wäre Gott nicht unser Vater, gewiß die Natur um uns her wäre bei weitem nicht so schön, und jede Blume der Lebensfreude wäre für uns verwelkt. Man muß dem Christenthume feind seyn, wenn man es immer nur von seiner finstern Seite darstellen will. Wer Gott sich als Vater denkt, der kann nicht trübsinnig seyn. Gefälliger Frohsinn macht das Kind dem Vater liebenswürdig. Freudige Bereitwilligkeit des Herzens, stets zu thun, was recht ist, oder mit einem Worte: ächte Tugend kann nur da Statt finden, wo der Gedanke an Gott als Vater das Gemüth erheitert. Nur falscher Wahn kann die christliche Religion zur Feindin der Freude erniedrigen, und wie kann das Herz zur Freude gestimmt werden, wo man vor Gott nur zittern muß. Eine Religion ohne Freude ist wie ein dämmerndes, mattes Licht, dem es an Nahrung mangelt, wie ein Feuer, an welchem man sich nicht wärmen kann. Niemand war davon fester überzeugt als Jesus. Daher fieng er seinen Religionsunterricht mit der Lehre an: „Gott ist unser Vater." Eine Religion, die von diesem Standpunkte ausgeht, verträgt sich nicht mit dem Trübsinn des Frömmlers; sie dringt auf Folgsamkeit, welche die Frucht kindlicher Liebe ist.

Kommandotugend, Tugend, welche nur Folge der Furcht ist, Tugend, welche nicht aus einem liebvollen Herzen quillt, ist des Christen nicht würdig; sie ist mehr Schein als Wirklichkeit; sie steht tief unter dem Vorbilde, das uns Gott in seinem Sohne aufgestellt hat. Gott als Vater und Jesus als Sohn weisen den Menschen auf das Verhältniß hin, das zwischen ihm und Gott obwaltet. Unsere Folgsamkeit gegen Gott muß die Folgsamkeit des Kindes gegen seinen Vater seyn.

So faßlich diese Lehre ist, so leicht ist sie in ihrer Anwendung. Ist Gott unser Vater, so müssen wir auch seine guten Kinder seyn. Ein guter Vater will auch gute Kinder haben. Ist Gott unser Vater, so muß es uns Freude machen, ihm zu gehorsamen. Das gute Kind thut gern und freudig, was der Vater will; es befolgt seine leisesten Winke, es kömmt sogar seinen Wünschen vor. Ist Gott unser Vater, so muß die Geistes- und Herzensbildung unsere angelegenste Sorge seyn. Welcher Vater hat nicht Freude, wenn seine Kinder brav lernen, wenn ihr Herz sich veredelt, wenn ihre Aufführung tadellos ist? Ist Gott unser Vater, so können wir überall mit Vertrauen zu ihm bethen. Ein guter Vater kann nicht hart gegen seine Kinder seyn; ihr Wohlergehen, ihr Glück ist der höchste Wunsch seines Vaterherzens. Der Vater ist geneigt, seinen Kindern überall und allzeit wohlzuthun; die Wohlthaten, die er ihnen erweisen will, sind weder an Zeit noch Ort gebunden; man darf nicht erst mit vielen Worten sein Herz bestürmen. Darum lehrte auch Jesus: „machet nicht viele Worte, wenn ihr bethet; euer Vater weiß ohnehin schon, was ihr bedürfet. Ist Gott unser Vater, so dürfen wir uns seine Gnaden nicht aus der Ferne holen; der Allgegenwärtige ist dem Bethenden überall nahe; der Allgütige überall geneigt uns zu erhören; vor dem Allweisen und Allheiligen kommen nicht die müden Füße, sondern das gute Herz in Anschlag. Ist Gott unser Vater, so sind wir alle Brüder und Schwestern unter einander; wir machen alle nur eine Familie aus, und wir sündigen, wenn wir auch nur einem einzigen Menschen unsere Liebe versagen. Ist Gott unser Vater, so ist Verschiedenheit der Gottesverehrung kein zureichender Grund einander

die Liebe zu versagen. Ist Gott unser Vater, so darf uns nicht bange werden, wenn sich zuweilen Wolken der Widerwärtigkeiten über unserm Haupte zusammenziehen. In Gottes Vaterhand lösen sich die traurigsten Zeitereignisse für uns in Segen auf. Wer will dem Vater die Liebe absprechen, weil er sein Kind züchtiget? wer den Arzt der Härte beschuldigen, weil er dem Kranken bittere Arznei reicht? wer sich über den Richter beschweren, weil er den Schuldigen straft? Leicht ist die Anwendung auf unsern Vater im Himmel! er züchtiget seine Kinder um sie zu bessern; er will sie auf rauhen Wegen ihrer Bestimmung entgegenführen, weil sie auf ebenem Pfade gern ausschweifen, und ihr Leichtsinn einen größern Spielraum hat.

Tröstlich, Herz erhebend ist also die Lehre: Gott ist unser Vater. Auf ihr beruht das Wesen des Christenthums; sie giebt der Tugend Freudigkeit; sie senkt Ruhe in unser Herz, wenn sich unser Blick in die Zukunft trüben will; sie mildert die Schrecknisse des Todes; denn wir wissen nun, daß wir zum Vater gehen.

Mein Vater dort, im blauen Himmelszelte,
Mein Vater hier, im grünen Erdenthal;
Dein Auge sieht den jüngsten Tag der Welten,
So wie des Säuglings kurze Stundenzahl.
Mit dir will ich das kurze Leben enden,
Mit dir leb ich die lange Ewigkeit.

Witschel.

149.

Ueber ängstliches Sorgen fürs Irdische.

Was sind der Erden reichste Güter?
Nur Sorgenquellen für das Herz.
Es hat gewiß ihr banger Hüter
Vom Leben mehr nicht als den Schmerz;
Die nied're Freud' am eitlen Gold
Erkaufet er um theuren Sold.

Ihn freut kein Blick in's ew'ge Leben;
Im Himmel wuchert nicht sein Schatz.
Die Liebe, glücklich nur im Geben,
In ihm gewinnt sie keinen Platz.

Und selbst der Erde rein're Lust,
Sie blüht nicht auf in seiner Brust!

Hesekiel.

Zu den schweren Pflichterfüllungen des Menschen ist wohl auch ein ganz richtiges und würdiges Benehmen in Ansehung der Sorgen, die unser irdisches Wohlseyn betreffen, zu rechnen. Es ist einleuchtend, daß unser Verhalten hierin nicht unserer Willkür überlassen sey; daß es nicht als etwas gleichgültiges betrachtet werden darf, ob wir im Glücke oder im Elend leben, unsern Wohlstand befestigen oder untergraben, unser Leben uns erheitern oder traurig machen, für die Unsrigen sorgen oder nicht. Der Mensch hat auch in Ansehung dessen, was sein irdisches Wohl betrifft, theure Pflichten zu erfüllen; er ist verbunden zu einer weisen Sorgfalt für seine irdischen Angelegenheiten; er vermag seine gesammten Pflichten nicht ganz zu erfüllen, wenn er jene Sorgen vernachläßiget. Aber auf der andern Seite zeigt sich ebenfalls ein Abweg, der zu vermeiden ist. Unsere Sorge für das Irdische kann nämlich von uns übertrieben werden, sie kann in ausschließende Anhänglichkeit an dasselbe und in Aengstlichkeit ausarten, durch welche die höhern Sorgen für die Angelegenheiten des unsterblichen Geistes gehindert werden. Hier also die richtige Bahn zu treffen, weder sorglos noch ängstlich zu seyn, weder die eine noch die andere Pflicht zu verletzen — das ists, was uns angelegen seyn muß, was einige Schwierigkeit hat, und also um so mehr unsere Beherzigung verdient.

Unsere Sorgen für das Irdische sind pflichtwidrig, wenn sie allein unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftigen, wenn wir ihnen alle Zeit und alle unsere Kräfte widmen, wenn wir darüber die Angelegenheiten Anderer aus dem Auge verlieren, wenn wir bei ihnen unsere Abhängigkeit von Gott vergessen, und wenn sie unsere zufriedene Ruhe trüben.

Daß wir unsere äußere Lage richtig überdenken und beurtheilen, daß wir einsehen und befolgen, was sie von uns fordert, daß wir uns in Gedanken öfter mit der Zukunft beschäftigen, daß wir Wünsche in unsern Herzen unterhalten, und

für ihre Erfüllung thätig sind, daß wir unsern Zustand immer mehr zu verbessern, unser Leben uns immer mehr zu verschönern suchen — das ist uns nicht blos erlaubt, es ist uns sogar geboten. Auch hierin wird die Gränze sehr oft überschritten. Viele Menschen richten ihre gesammte Aufmerksamkeit, alle ihre Wünsche, alle ihre Sorgen und Bemühungen ausschließlich auf ihre irdischen Angelegenheiten. Sie kennen keinen höhern Wunsch, als die Ausführung ihrer Plane, die Befriedigung ihres Verlangens, den Genuß von Reichthum oder Rang und Ansehen. Mit diesen Gegenständen beschäftigen sie sich ausschließend, diese Sorgen füllen ihre ganze Seele aus, diese Wünsche schweben beständig vor ihrem Geiste. Darauf, auf diesen ungewißen und flüchtigen Genuß, beziehen sie Alles, darnach beurtheilen und berechnen sie Alles. Daß es außer diesen Gütern noch höhere, außer diesen Angelegenheiten noch wichtigere gebe, sollte man, wenn man diese Menschen handeln sieht, nicht glauben, so groß ist ihre Anstrengung, mit der sie ihre oft kleinlichen Zwecke verfolgen.

Dürfen wir es nun anders erwarten, als daß diese Menschen diesen irdischen Angelegenheiten alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte widmen werden? daß ihnen für die Befriedigung höherer geistiger Bedürfnisse wenig Raum mehr übrig bleibe, und sich das Gefühl derselben bei ihnen mehr schwäche? daß sie die Sorge für Geistes- und Herzensbildung darüber vernachläßigen? — Oder sehen wir nicht, wie der Eine dem Streben sich Reichthümer zu sammeln, der Andere dem Bemühen sich zu einem gewißen Range empor zu arbeiten, ein Dritter dem Wunsche ein Leben zerstreuender Freuden zu führen alle Zeit aufopfert; wie er seine besten Körper- und Geisteskräfte dahin verwendet? Betrachtet das Drängen und Treiben der Menschen, die Unruhe, die so viele beherrscht, die Plagen, die sich so viele ohne Noth aufbürden — wohin soll es führen? Auf Angelegenheiten, die den Menschen allerdings nicht gleichgültig seyn, die aber von ihnen nicht mit solcher Beiseitsetzung der höhern betrieben werden sollen; zu Gütern, die allerdings Werth haben, und die der Mensch begehren darf und soll, die er aber nicht für die einzigen wün-

schenswerthen und höchsten halten, und denen er also nicht seine ausschließende Aufmerksamkeit widmen sollte. — Und wie begreiflich ist es nun, daß der Mensch, mit solchen selbstsüchtigen Sorgen beladen, die Angelegenheiten Anderer so ganz aus dem Auge verliert! Diese Menschen, die so engherzig nur der Sorge für das Ihrige leben, haben nun gewöhnlich wenig Sinn mehr für die Bedürfnisse, das Glück und die Noth, die Freuden und Leiden Anderer. Sie glauben keine Zeit zu haben, sich um das zu bekümmern, was Andere angeht; sie schließen ihre Mitmenschen nicht in ihre Wünsche ein, berechnen jedes Ereigniß nur nach dem Vortheile oder Nachtheile, den es ihnen bringt, und meinen nur sich und den Ihrigen Alles schuldig zu seyn. Leuchtet nicht schon aus diesem Zuge das Pflichtwidrige solcher übertriebenen Sorgen hervor? —

Der Mensch vergißt so leicht, wenn sein Streben nach Glück nicht in den pflichtmäßigen Schranken bleibt, seiner Abhängigkeit von Gott und der Eingeschränktheit menschlicher Kräfte. Sorgen aber, die zu diesem Vergessen führen, können unmöglich rechter Art seyn. Denn wie könnten wir einen Seelenzustand billigen, in dem der Mensch den heiligen Glauben aus dem Auge verliert, daß seine Schicksale in der Hand des Ewigen ruhen, daß der Erfolg seines Eifers vom Willen des Allweisen abhängt, daß keine Macht das, was er uns bestimmte, uns entreißen kann, und unser ängstliches Drängen vergeblich ist, wenn unsere Entwürfe seinen Absichten widersprechen? Wie könnte aber dieser erhebende Glaube die beseelen, die nicht mit Ergebung und Ruhe vollbringen, was zur Begründung ihres Glückes in ihren Händen steht, sondern alles allein sich und ihren Maaßregeln zutrauen, alles hinlänglich berechnet zu haben glauben, ihre Entwürfe für untadelhaft halten, und stolz ihren Unternehmungen den günstigsten Erfolg versprechen? — Und doch findet man bei diesen Menschen, die auf der einen Seite so vieles Vertrauen zu sich selbst haben, auf der andern Seite wieder eine beunruhigende Aengstlichkeit, die ihre Zufriedenheit stört. Es giebt Stunden, wo sie das Wankende des menschlichen Glücks erkennen; sie sehen bisweilen sich in ihren Entwürfen getäuscht, sie erfahren Unfälle,

und verzagt wird nun das Herz, das kurz vorher so trozig war. Es fürchtet dann auch da, wo nichts zu fürchten ist; es fühlt sich verlassen, weil der Gedanke an Gott ihm fremde wurde; es zittert vor Möglichkeiten, und ist bekümmert wegen der Zukunft. Dieß sind die ängstlichen Sorgen, vor denen Jesus warnet; dieses ist die Sprache des Menschen, der mit trübem Blicke klagt: „was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“

Was ist nun noch von der Schädlichkeit solcher übertriebenen Sorgen zu sagen! Von welchen traurigen Folgen in Hinsicht auf das höhere geistige Glück und den reinern frohen Lebensgenuß sind sie gewöhnlich begleitet! — Sie verdrängen endlich ganz die Sorge für unser geistiges Wohl aus unserer Seele; sie führen zu einer kleinlichen Denkungsart, und rauben dem Menschen die Kraft zur edlern Thätigkeit; sie machen eigennützig, und ersticken die Gefühle der Menschenliebe; sie rauben uns die Unbefangenheit, die zur Begründung unsers Glücks erfordert wird, und verbittern unser Leben; sie vermindern immer mehr in uns die frommen Gesinnungen des Vertrauens auf die ewige Vorsicht.

Die Sorge für das höhere geistige Wohl des Menschen, für seine fortschreitende Geistesbildung, für die stete Verbesserung seines Herzens muß nothwendig leiden, wenn die irdischen Angelegenheiten, wenn die Wünsche für das Vergängliche so ganz seine Seele erfüllen. Wie will er dann z. B. die Zeit gewinnen, welche zum ruhigen Nachdenken über sich selbst, zu Lesung bildender Schriften, zu häuslichen und öffentlichen Andachtsübungen erfordert wird? Wie vermag er, den so manches beunruhiget, den so vielfache Sorgen beschäftigen, der sich so weitaussehende Plane machte, die ihn bekümmern, — wie vermag er seinen Geist zur Ruhe und Stille zu sammeln? Müssen nicht dadurch die wahrhaft wichtigen Gegenstände immer mehr an Reiz für ihn verlieren? Wird er nicht endlich gleichgültig werden gegen Alles, was nicht auf die Erfüllung seiner Wünsche sich bezieht? — Unwidersprechlich bestätiget sich an solchen Menschen der Ausspruch Jesu: „Wo euer Schaz ist, da ist auch euer Herz.“ Auf das, was wir für

unser höchstes Gut halten, beziehen sich auch alle unsere Begierden. Wie könnten wir den geistigen und den vergänglichen irdischen Gütern zugleich unsere höchste Aufmerksamkeit widmen? Nach dem Ewigen trachten, und doch die irdischen Güter für den höchsten Gewinn achten? Niemand kann zweien Herren mit gleicher Treue dienen. Nein, der Mensch, wenn er so ganz in den Sorgen für das Irdische lebt, wird sein Auge immer mehr von seiner heiligen Bestimmung abwenden, und den Sinn für das Wahre, Gute und Höhere verlieren.

Daraus entspringt dann aber die zweite nachtheilige Folge, nämlich: die Denkungsart des Menschen wird kleinlich; seine Kraft zur edlen Thätigkeit wird schwächer. Nicht blos übertrieben bleibt dann die Sorge des Menschen, sie richtet sich auch auf so unbedeutende Gegenstände die eines ernstlichen Strebens gar nicht würdig sind. Der Mensch leiht dann den Dingen einen erträumten Werth, er hält das Kleine für Groß, er bekümmert sich über einen unbedeutenden Verlust, er versteht es nicht mehr zu entbehren, er weiß keine Freude mehr rein zu genießen, er schafft sich immer neue Sorgen, wird immer ängstlicher, und selbst jene ruhige Unbefangenheit, die zur Begründung des irdischen Glückes erfordert wird, geht bei ihm immer mehr verloren. Wir bedürfen so oft in der Welt eines entschlossenen Muths, wir können nicht alles mit Zuversicht berechnen, wir müssen vieles auf Hoffnung unternehmen, und dann auf einen ungünstigen Erfolg gefaßt seyn. Wer diesen Muth, diese hoffnungsvolle Entschlossenheit besitzt, wer sich durch eine Vereitlung seiner Erwartung nicht sogleich unglücklich glaubt, der wird weit ruhiger seine Lage überdenken, weit richtiger sie beurtheilen, weit geschickter seyn begünstigende Entschließungen zu fassen. Aengstliche Furcht lähmt unsere Kräfte; wer viel verlieren zu können glaubt, wird wenig unternehmen, wird die bequemste Zeit zum entschlossenen Handeln vorüber gehen lassen, und sein eigenes Glück hindern. Wohl dem Menschen, der mit Zuversicht und Hoffnung wandelt, und das Glück der Sterblichen als etwas Vorübergehendes aus seinem wahren Gesichtspunkte betrachtet!

Aengstliche Sorge für das Irdische machen engherzig,

eigennützig und vermindern die Gefühle der Liebe. Wie zieht sich doch der Mensch, den diese Sorgen beseelen, so ganz in sich selbst zurück; wie sieht er so sehr nur auf das Seine, und nicht auf das, was des Andern ist? Wie vergißt er da so leicht die Bedürfnisse, die Wünsche und Freuden Anderer, wie unterliegt er vielleicht der Versuchung, etwas dem allgemeinen Besten schädliches dennoch zu wünschen, weil es ihm Nutzen und Vortheil verspricht? wie will er, den so ganz seine eigene Angelegenheiten beschäftigen, nun noch auf die Angelegenheiten Anderer merken? wie sein ängstliches Herz der reinen Theilnahme an dem Wohl Anderer öffnen? wie kann er freigebig seyn, da er sich vor Mangel fürchtet? wie geneigt zu Opfern für das allgemeine Beste, da Selbstsucht seine ganze Seele einnimmt?

Wir verbittern durch ängstliche Sorgen uns selbst das Leben; auch diesen Nachtheil dürfen wir nicht übersehen. Wer könnte in der That jene ängstlichen Sorgen für etwas erfreuendes erkennen? wer sie fühlt, seufzet unter ihnen; sie machen wahrhaft unglücklich. Und warum laden wir sie doch auf uns? um glücklich zu werden!? Wer sieht hier nicht den offenbarsten Widerspruch? Um ein ungewisses Glück zu finden, verschmähen wir das Gewisse; um uns entfernte Tage zu verschönern, trüben wir uns die gegenwärtigen; um uns den Rest des Lebens angenehm zu machen, verbittern wir uns den größern Theil desselben; wir leben arm, um reich zu sterben. Freilich meinen solche Menschen, wenn sie nur einmal dieses oder jenes Glück errungen hätten, dann sorgenfrei zu leben; aber auch hier ist Selbstbetrug ihr Loos. Begehrlichkeit wird ihnen zur herrschenden Geistesstimmung: der Mensch schafft sich zur Pein immer neue Sorgen; errungener Besitz macht ihn besorgt um dessen Erhaltung, und so wandelt er sorgend und seufzend bis an das Grab. O die Thörichten! ist es denn nicht genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe? Was ist doch unser Leben, wenn wir es unter ängstlichen Sorgen durchseufzen?!

Und wie mögen wir uns endlich bei solchen Gesinnungen des Vertrauens auf Gottes Vorsehung rühmen? O ihr Alle,

die ihr euch solche Leiden aufbürdet, wo bleibt dann euer Glaube an den allgemeinen Menschenvater im Himmel? Habt ihr vergessen, daß euer Schicksal in seiner Hand ruht, daß seine Weisheit über den Erfolg eurer Bemühungen entscheidet, daß die Ereignisse eures Lebens unter seiner Leitung stehen? Habt ihr vergessen des göttlichen Ausspruchs: „Euer himmlische Vater weiß, was ihr bedürfet.“ O es ist der empfindlichste Nachtheil jener Sorgen, daß durch sie das heitere Vertrauen auf Gott so vermindert wird! Schon darum laßt uns also fliehen diese beunruhigenden Sorgen! um der Ehre der Religion, die zum Vertrauen auf den Ewigen verpflichtet, um unserer Tugend, Glückseligkeit und Ruhe willen verwahren unser Herz vor banger Furcht, vor übertriebener Anhänglichkeit an das Vergängliche! O daß doch in keinem Herzen der große Glaube an die alles umfassende Vorsehung wanken möge! Daß uns heitere Hoffnung nie verlasse, daß Hingebung in Gottes Willen in jeder Lage des Lebens uns beseele! Wie ruhig, wie sanft, wie heiter werden dann unsere Lebenstage dahin fließen, und wie getrost werden wir dann einer seligern Zukunft entgegen sehen!

Sollt' ich meinem Gott nicht trauen,
Der mich liebt so väterlich,
Der so herzlich sorgt für mich?
Sollt ich auf den Fels nicht bauen,
Der mir ewig bleibet fest,
Der die Seinen nicht verläßt.
Preis sey Gott, der mich erfreuet,
Daß ich glaube festiglich:
Gott, mein Vater, sorgt für mich!
Preis ihm, der den Trost erneuet,
Daß ich weiß: Gott liebet mich,
Gott versorgt mich ewiglich!

Olearius.

150.

Wunderbare Einrichtung zu unserm Unterhalt.

Wie staunt mein Geist, o Gott, wenn ich die Zahl erwege
Die deine Weisheit täglich glücklich macht!

Wie schlägt mein Herz, wenn ich den Trost bedenke,
Daß deine Liebe für die Menschen wacht.
Ach! sollten wir für unsre Erde sorgen,
Bald würde Noth und Jammer vor uns stehen;
Und sollten wir die Vorrathskammer füllen!
So würden Millionen untergeh'n.
Nur du kannst diesen Lebenskreis erhalten,
Der um dich her in tausend Farben blüht;
Nur du kannst geben, segnen, retten, schützen,
Deß klares Auge, Zweck und Mittel sieht.

Witschel.

Nichts ist wohl unter Menschen auffallender, als die gedankenlose Gleichgültigkeit gegen die zahllosen Wunder, womit sie von allen Seiten umringt sind. Alles um sie her ist unbegreiflich und geeignet, sie in Erstaunen zu setzen, so alltäglich es auch scheinen mag. Vom kleinsten Insekt, das kaum sichtbar ist, bis zu den größten Gestalten der thierischen Schöpfung, von der zartesten Pflanze, über die wir weggehen, bis zu den Bäumen, die stolz ihre Wipfel erheben, von dem Staub, mit welchem der leise Hauch der Luft spielt, bis zur majestätischen Sonne, welche im unermeßlichen Himmelsraume kreiset, ist alles wunderbar, alles mit Eigenschaften, Vorzügen und Kräften versehen, die wir weder überschauen noch ergründen können. Und wie unendlich erhaben über alle menschliche Vorstellung ist der Zusammenhang, die Ordnung und die wechselseitige Einwirkung aller Theile dieses großen Ganzen! Wer kann sich alle Erscheinungen erklären, deren Daseyn wir wissen, und die wir täglich vor Augen haben? —

O wahrlich! in Gottes unermeßlicher Schöpfung ist Alles unbegreiflich, Alles erstaunungswürdig! Aber noch fast unbegreiflicher und erstaunungswürdiger ist, daß wir auf dem Schauplatz so vieler Wunder so gleichgültig sind; daß wir ohne Rührung und Dankgefühl Alles für bekannt annehmen, und weil es fast alltäglich ist, vernachläßigen und keiner Aufmerksamkeit mehr würdigen. Wie! sollte es nicht endlich Zeit seyn aus dieser Gedankenlosigkeit zu erwachen? Sollten wir nicht wenigstens in diesen an allgemeiner Fruchtbarkeit gesegneten Zeiten mit heiliger Ehrfurcht unseren Blick zu Gott erheben und

mit freudiger Dankbarkeit die Einrichtung bewundern, womit seine Vatergüte für unseren Unterhalt sorgt!

Ja! groß ist Gottes Vatergüte, und wunderbar alle Einrichtungen, wodurch er für unsern Unterhalt sorgt, wir mögen sie unter was immer für einer Beziehung in's Auge fassen. Das Wunderbare dieser Einrichtungen zeigt sich erstlich in der Menge derer, die Gott versorgt. Freilich, wenn wir mit unserer Betrachtung blos bei uns und den Unsrigen stehen bleiben, wenn wir bedenken, wie wenig erforderlich ist, uns allein zu sättigen, und die dringendsten Bedürfnisse unsers Lebens zu befriedigen: so sehen wir nichts, was besonders große Vorstellungen in uns wecken, was uns vorzüglich rühren könnte. Aber warum schränken wir unsern Gesichtskreis so ein, wenn wir der Nahrungsmittel gedenken, die Gott uns täglich darbietet? Warum erweitern wir ihn nicht über die, welche mit uns genießen? Warum vergessen wir, wie unzählbar Viele ihren Unterhalt aus eben den Händen empfangen, die uns denselben reichen? Was ist die kleine Zahl einiger zusammenwohnender Familien gegen die Menge, die in einer einzigen volkreichen Stadt sich aufhält? Was ist diese Menge gegen eine ganze Nation? Was ist die zahlreichste Nation gegen die Bevölkerung eines ganzen Welttheils? und was sind die Bewohner eines Welttheils, gegen die unzähligen Völkerstämme, aus welchen das menschliche Geschlecht besteht, gegen alle die Millionen von Menschen, mit denen der Erdkreis bedeckt ist, und die alle aus Gottes milder Vaterhand essen? — Wird es uns schon schwer, wenn wir eine zahlreiche Familie sättigen sollen, kostet es schon viel Arbeit und Mühe, ein ganzes Heer mit dem nöthigen zu versorgen, übersteigt es unsere Kräfte, ein ganzes Volk gegen Mangel zu schützen: was sollen wir zu dem Reichthum, zu der unermeßlichen Macht, zu der alles umfassenden Güte dessen sagen, der unser ganzes Geschlecht erhält, der neben uns zahllosen Thieren Speise giebt; der jeden Punkt auf unserer Erde mit lebendigen Wesen angefüllt hat und alle sättiget? O, es ist strafbare Unachtsamkeit, wenn wir das alles für unbedeutend halten, und nicht kräftig uns zum Dank erweckt fühlen!

Und was müssen wir erst denken und empfinden bei der Mannigfaltigkeit der Vorräthe, die von Gottes Vaterhand überall zu unserem Unterhalt geöffnet sind? — Der Reichthum, mit welchem Gott das menschliche Geschlecht versorgt, würde über alle unsere Vorstellungen gehen, würde schon nicht mehr berechnet werden können, wenn er sich zu unserer Nahrung auch nur eines einzigen Mittels bediente, wenn er sich damit begnügte, unsern Hunger allein mit Brod zu stillen. Aber wie gütig hat er nicht blos für unser Bedürfniß, sondern sogar für unser Vergnügen gesorgt! Wie wenig vermag's die kühnste Einbildungskraft, auch nur einigermaßen den ganzen Ueberfluß zu fassen, den er zu unserm Unterhalt anwendet! Erde, Luft und Wasser sind von ihm mit Geschöpfen angefüllt, die uns zur Speise dienen können; unzählbar sind die Thiere, die uns Nahrung anbieten; unzählbar die Pflanzen, die für uns Früchte bringen; unzählbar die Künste, diese unermeßlichen Nahrungsstoffe durch Bearbeitung zu vervielfältigen und zu veredeln. Und wir sollten ungerührt bleiben bei der Menge von Nahrungsmitteln, die Gottes Allmacht für uns bereitet; wir sollten uns nicht wundern über die unerschöpfliche Freigebigkeit, mit der sich Gott überall verherrlichet; und unser Dankgefühl sollte stumpf bleiben? — Auch die ödesten Gegenden der Erde sind nicht ganz leer von Mitteln des Unterhalts, nicht ganz leer von Geschöpfen, die daselbst leben und satt werden: und wir sollten darüber nicht staunen, nicht erkenntlich Gottes holde Vaterhand küssen? So viel wir auch sammeln und genießen mögen, so abwechselnd und zahlreich die Arten des Genusses sind, die wir uns verschaffen können, so werden doch die Vorrathskammern der Natur nie ganz erschöpft; immer entdeckt der menschliche Forschungsgeist wieder Dinge, an deren Gebrauch wir noch nie gedacht hatten. Noth macht erfinderisch, das hat sich auch in unsern Tagen bewährt. Der Mensch ist nie ganz verlassen, der sich selbst nicht verläßt. Auch in der kargsten Zeit reichen Gottes Vorräthe zu unserm Unterhalt zu. Sollte wohl das von uns unbeachtet bleiben? verdient nicht auch das unsern Dank? wären wir der

göttlichen Fürsorge und der bessern Zeit werth, wenn wir das nicht beherzigten? —

Wenden wir unsere Blicke auf die Erzeugung der Vorräthe zu unserm Lebensunterhalt! Wie geschäftig ist schon die thierische Schöpfung, uns mit Nahrung zu versehen? Was ist wunderbarer als die Weisheit, mit der Gott das Verhältniß aller Thiergattungen bestimmt, mit der er verhindert, daß keine ganz verschwinde, keine durch Ueberzahl andere verdränge, keine im Kampfe mit andern ganz erliege? Jede derselben hat ihre Feinde, jede derselben dient einer andern zur Nahrung, jede derselben wird von tausend Unfällen vermindert, aufgerieben; und doch ist dafür gesorgt, daß es nie an denen fehle, deren wir am meisten bedürfen, und die zu unserer Nahrung unentbehrlich sind. Braucht es mehr, um unser Dankgefühl in Anspruch zu nehmen? Denken wir dazu die reichen Vorräthe aus dem Gebiete der Pflanzen! Wie viele Ursachen müssen zusammen wirken, um eine einzige Ernte zur Reife zu bringen? welchen Gefahren der Witterung, welchen Verwüstungen des Ungeziefers, welchen Unfällen aller Art sind die zarten Gewächse ausgesetzt, von denen wir Brod und Nahrung erwarten? mit welcher Angst, mit welchen bangen Vermuthungen, mit welchem niederschlagenden Gefühl, daß alle unsre Weisheit und Macht hier nichts ausrichten kann, sehen wir oft dem Erfolg solcher Umstände entgegen, die alle Frucht des Jahrs und menschlicher Anstrengungen zu vereiteln scheinen! — Aber entdecken wir nicht oft mit Erstaunen, daß eben die Gefahren, vor welchen wir zitterten, Ursachen einer unerwarteten Fruchtbarkeit wurden? wird nicht oft unsere Verzagtheit gegen alles Vermuthen durch einen Segen beschämt, der über alle Vorstellungen geht? O laßt es uns eingestehen: selbst die Erzeugung der vielen Lebensvorräthe ist eine Erscheinung, die uns in Erstaunen setzt, und Gottes Weisheit und Güte fühlbar macht!

Beherzigen wir endlich die Vertheilung dieser Vorräthe unter einzelne Menschen und ganze Völker; was kann kräftiger uns zu Gott erheben! Nicht in jede Gegend hat der liebe Vater im Himmel alles Gute, das die Natur hervorzubringen

vermag, gleichsam zusammen gedrängt: jedes Land, jeder Himmelsstrich, jeder Welttheil hat besondere Vorzüge, hat eigenthümliche Güter und bringt gewisse Erzeugnisse mit einem Ueberfluß hervor, von dem er auch an Andere etwas abgeben kann. Durch diese weise Vertheilung seines Segens auf Erden hat Gott jene rege Geschäftigkeit der Menschen, jenen Güterumtausch veranlaßt, wodurch die entferntesten Länder und Völker mit einander in Verkehr kommen. Und sollte das nicht unsere Verwunderung und unsern Dank verdienen, daß wir mit Leichtigkeit alles erhalten können, was der Erdkreis Gutes unter andern Himmelsstrichen hervorbringt? Daß der Ueberfluß der Natur überall hin geleitet werden kann, wo man seiner bedarf? Daß durch Handelsverbindungen die Wege geöffnet sind, auf welchen ein Volk dem andern zu Hülfe kommen kann?

Doch das Große, das in diesen Einrichtungen Gottes liegt, erheischt mehr als müßiges Staunen: es legt uns auch Pflichten, heilige Pflichten auf, an die wir uns kurz noch erinnern wollen! Aufmerksamkeit auf Gottes Fürsorge ist das erste, wozu uns die bisherige Betrachtung ermuntert. Leider denken wir zu wenig daran, wie viele Wunder der Macht und Güte Gottes erforderlich sind, damit wir Nahrung bekommen; wir bleiben viel zu gern bei den nächsten Ursachen stehen, die uns Unterhalt geben, und meistens sind wir zu träge, uns im Geiste zu dem aufzuschwingen, von dem doch zuletzt alles herrührt. Zeigen wir doch, daß wir denkende Menschen, daß wir Christen sind, und vergessen wir es nie, daß die Kräfte der Natur, die zusammen wirken müssen, wenn Ueberfluß oder Mangel auf Erden entstehen soll, unter der Leitung und Einwirkung einer alles ordnenden Weisheit, einer alles regierenden Macht, einer alles umfassenden Güte stehen! Vergessen wir nicht, uns jeden Genuß durch frommes Andenken an Gott zu würzen und ihm durch ein kurzes Dankgebeth zu bezeugen, daß wir es anerkennen, was er an uns Gutes gethan hat.

Christliche Arbeitsamkeit und redliche Berufstreue ist die zweite Pflicht, auf welche unsere Betrachtung uns leitet. Denn so groß auch die Wunder sind, welche Gott zu unserer Erhaltung

wirkt, und so trefflich die Einrichtungen in der Natur, wodurch er für unser Fortkommen sorgt: ohne unser Zuthun, ohne eigene Geschäftigkeit will er uns doch seine Wohlthaten nicht zufließen lassen. O sie würden gefährlich für uns seyn, sie würden thierische Gedankenlosigkeit, viehische Sinnlichkeit bei uns erzeugen, wenn sie uns ohne alle Kraftanstrengung zu Theil würden. Je mehr also Gott zu unserer Versorgung thut, je wirksamer er ist uns Quellen des Ueberflusses in der Natur zu öffnen, desto mehr müssen auch wir thätig seyn, und aus jenen Quellen schöpfen. Wer nicht in seinem Berufe thätig ist, nur gepflegt seyn will, nur ärnten will wo er nicht gesäet hat, ist ein fauler Tagdieb, den Gott in verschuldete Armuth versinken läßt; er ist ein Widerspenstiger, der sich der Ordnung Gottes widersetzt, und an Wohlthaten Theil nehmen will, die er nicht verdient.

Auch zum lebendigen Vertrauen zu Gott müssen uns die wundervollen Anstalten ermuntern, welche unsere Versorgung zum Zweck haben. Die Ereignisse in der Natur sind oft so drohend, es vereinigen sich so viele nachtheilige Umstände, die auf Mangel Noth und Hunger hindeuten, daß wir uns kaum enthalten ängstlich zu werden, und für unsern künftigen Unterhalt zu fürchten. Aber ist diese Furcht vernünftig, geziemt sie Christen, die es wissen, daß die Kräfte der Natur Gott zu Gebothe stehen, denen es nicht unbekannt ist, wie reich und ausgebreitet auf Erden, in der Luft und in den Gewässern die Mittel sind von Gott zu unserm Unterhalt bestimmt, und die endlich von Gottes Vaterliebe überzeugt sind, und nicht mit Vernunft denken können, der, welcher so liebvoll für die Thiere des Feldes sorgt, werde sie verderben lassen. O denket doch daran arme Leidende, denen es so oft sauer wird, euch und die Eurigen zu erhalten, die ihr oft nicht einsehet, wo für die nächsten Tage das Brod herkommen soll, und wie es möglich sey, die Kinder, die Gott euch gab, vor Hunger und Blöße zu schützen: hebet euere Häupter empor, und faßet Muth! Seyd ihr in eurem Berufe treu, seyd ihr so thätig, so sparsam, wie es einem Christen ziemt: so fürchtet nichts! Sehet, unzählbar sind die Geschöpfe, die auf Gottes milde

Versorgung warten, und er sättiget Alle; sollte er euch allein vernachläßigen? Unermeßlich sind die Vorräthe, die in seinen Händen sind: und das Wenige, das ihr bedürfet, sollte er euch versagen? Durch unzählige Ursachen und Kräfte weiß er Segen zu bewirken, und bei euch allein sollte er eine Ausnahme machen? So viele Jahre habt ihr nun schon gelebt, und seyd satt worden, und habt manches Gute genossen, ohne vorerst zu wissen, wo es herkommen würde; so lange schon hat euch Gott durchgeholfen, und ihr wolltet wegen der Zukunft zagen, wolltet dem nicht vertrauen, dessen milde Fürsorge ihr aus Erfahrung erkennet. O sehet auf die verflossenen Jahre zurück, Kleingläubige, denket an die überstandene Noth! Gott hat sie väterlich vorüber geleitet, und ihr könntet noch ferner seine Vaterliebe durch Mißtrauen kränken? —

Doch Gottes wundervolle Anstalten zu unserem Unterhalt müssen uns auch zur christlichen Freigebigkeit ermuntern, wenn mehr uns zu Theil wird als wir brauchen. Laßt euch fragen, Wohlhabende: könntet ihr wohl gerechte Ansprüche machen auf die Güter, die in euren Händen sind? sind sie nicht freie, unverdiente Geschenke Gottes? sind es nicht Gaben Gottes, die durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände euch zuflossen? — Und ihr solltet gegen Arme und Nothleidende karg seyn, während Gott gegen euch so gut ist? ihr solltet euch nicht freuen, für eure ärmern Brüder im engern Kreise zu seyn, was der Allgütige im Uebermaaße seiner Liebe für euch war? ihr solltet euch weigern, wohlthätige Werkzeuge in der Hand des himmlischen Vaters zu seyn? Ihr solltet im Ueberfluß des Spruches vergessen: seyd barmherzig, damit ihr Barmherzigkeit erlanget!

Endlich ermuntern uns die wunderbaren Anstalten Gottes zu unserm Unterhalt, zu der höhern Hoffnung eines andern und bessern Lebens. Denn das liegt doch am Tage, daß alle die wunderbaren und großen Anstalten, worüber wir nachgedacht haben, blos auf wenige Jahre unsers Erdenlebens getroffen sind. Wenn nun Gott für diesen geringen, niedrigen Zweck so viel thut, wenn er so viele Naturkräfte aufbietet, damit wir Unterhalt haben, wenn er so liebevoll für den

Leib sorgt, der von Erde ist, und einst wieder Erde wird, was dürfen wir für unsere unsterbliche Seele erwarten, die sein Bild ist? zu welchen frohen, lebendigen, kühnen Hoffnungen einer seligern Zukunft berechtiget uns seine Liebe? O halten wir uns fest an dieser schönen Hoffnung, sie treibe uns an, schon auf Erden Gott zu leben, und den Himmel zum Ziel unserer Bestrebungen zu machen! Wir sind Kinder Gottes, unser Ziel liegt höher als die Erde: aufwerts also mit unseren Blicken, wenn niedrige Bedürfnisse uns zur Erde niederziehen, wenn Leidenschaften unsere edlern Gefühle niederhalten und es uns beim Hinblick auf die Zukunft düster vor den Augen werden will; aufwerts mit unsern Gedanken und Neigungen und Wünschen zu Gott unserm Vater im Himmel.

Mich schufst du nicht für diese Zeit;
Der Menschen Ziel ist Ewigkeit.
Vernunft und Freiheit gabst du mir,
Und beide führen mich zu dir.
Nichts, was die Erde zeugt und nährt,
Gleicht mir an Hoheit und an Werth.

Münter.

151.

Wie man stets einen heitern Sinn erhalten könne?

Wer fromm ist und gut,
Hat fröhlichen Muth,
Genießet zufrieden,
Was Gott ihm beschieden.
Nie wird er um Freuden
Die Brüder beneiden;
Er siehet ihr Glück
Mit freudigem Blick.

Er thut seine Pflicht
Und zittert dann nicht
In traurigen Tagen,
Wenn Andre verzagen.
Er weiß: auch durch Leiden
Führt Gott uns zu Freuden,
Und machet das Herz
Oft edler durch Schmerz.

O Menschen, seyd gut!
Mit fröhlichem Muth,
Mit himmlischem Frieden
Lohnt Tugend hienieden,
Und reicht dort die Krone
Dem Frommen zum Lohne,

Der Gutes hier thut.
O Menschen seyd gut!

Unter allen Geschenken der Vorsehung ist keines so schätzbar, als ein heiteres und frohes Gemüth. Was helfen uns alle Reichthümer und Schätze? Was nützen Macht und Ansehen, was Hoheit und Würde, was Lebensgemächlichkeit und Menschenlob, was mit einem Worte Alles, was die Erde uns anbieten kann, wenn wir nicht zufrieden, nicht des Lebens froh sind? — Selbst die Gesundheit hat ohne Zufriedenheit keinen Werth; denn wir empfinden und genießen das Glück derselben nicht. Ja, sogar die Tugend, wenn sie ohne Freude wäre, wenn sie nicht unsern Geist durch ihre Schönheit ergötzte, nicht unser Gemüth erheiterte, nicht Frohsinn in unserm Herzen erzeugte, würde für uns werthlos seyn, und kein Mensch würde sie aufsuchen.

Vom Vergnügen geht bei lebendigen Wesen Alles aus, und dahin kehrt Alles wieder zurück. Nur muß es bei Menschen ein anständiges und den Forderungen der Vernunft entsprechendes Vergnügen seyn; sonst wäre es das Grab des Geistes, und tödtete die Freude an der Wurzel. Auf Frohsinn dringt daher auch das Christenthum; Christus war manchmal recht eigentlich bemüht alle Sorgen und Bekümmernisse, allen Trübsinn und Unmuth aus den Seelen seiner Schüler und Bekenner zu verbannen, und ihnen einen recht frohen und heitern Sinn einzuflößen. Geleitet durch das Licht seiner Lehre laßt uns daher nachdenken über die Quellen eines christlichen Frohsinnes.

Wer einen heitern und frohen Sinn erhalten und behaupten will, muß vor Allem richtig denken; er muß jede Sache für das halten, was sie ist; er muß von richtigen Grundsätzen ausgehen. Wahrheit allein kann dem menschlichen Geist die gehörige Richtung geben; ohne richtige Ansicht der Dinge sind wir gemeiniglich der Gefahr ausgesetzt entweder ihren Werth zu mißkennen, oder ihn zu hoch anzuschlagen, und darüber unsere Zufriedenheit einzubüßen, indem wir entweder zu ängstlich nach ihnen streben, oder uns zu sehr über ihren Verlust grämen.

Zu einem heitern und frohen Leben sind besonders richtige Religionsbegriffe unentbehrlich. Gesetzt, wir stellten uns Gott als einen gewaltigen Gebiether vor, der nur gefürchtet seyn will, dem man nur darum gehorsamen muß, um ihn nicht aufzubringen, um nicht seine Strafgerichte zu reitzen; gesetzt, wir stellten uns Gott vor als einen Herrn, dem man, wie den Großen der Welt, knechtisch dienen und den Hof machen müsse, der das geringste Vergehen schwer ahnde, und den man nur durch die strengsten Bußübungen, durch die beschwerlichsten Opfer wieder besänftigen könne; gesetzt, wir stellten uns Gott vor als einen unerbittlichen Richter, die Hand mit Blitzen bewaffnet, um damit den Sünder zu zermalmen und zu zerschmettern, wenn er nicht sogleich von seinen bösen Wegen abgeht: könnten wir bei solchen Vorstellungen heiter und froh seyn? könnte neben solchen Begriffen zutraulicher Kindersinn zu Gott gedeihen? müßte nicht düstere Schwermuth unsere Herzen ergreifen? wäre nicht bei der geringsten Abweichung vom Geboth Verzweiflung unser Loos? Gott Lob! Jesus, unser Erlöser, dieser göttliche Menschenfreund, giebt uns von Gott einen reinern, einen schönern Begriff; er lehrt uns ihn als Vater kennen, der uns liebt, der uns wohl will, der nur darum von uns Gehorsam und Verehrung verlangt, um uns dadurch zur Tugend und Glückseligkeit zu leiten, der uns nichts befiehlt, was nicht innig mit unserm Besten zusammenhängt, der es gern sieht, wenn es uns wohlgeht und wir darüber uns freuen, der nur darum uns züchtiget, damit wir wieder zur Besinnung kommen, und uns bessern, der allemal gern verzeiht und mit Liebe uns aufnimmt, wenn wir mit reuigem Herzen zu ihm wieder zurückkommen, mit einem Worte: den Belehrungen Jesu verdanken wir es, daß wir Gott als Vater kennen, der mit Weisheit und Güte Alles zu unserm Besten lenkt. Wenn wir nun mit solchen Vorstellungen eine edle Denkungsart und Handlungsweise verbinden, wenn wir als Kinder Gottes uns betragen: wie wohl wird uns dann ums Herz seyn? wie froh, wie heiter werden unsere Lebenstage dahinfließen? mit welcher Zuversicht, mit welcher kindlichen Hingebung, mit welcher Seelenruhe werden wir uns allen Fü-

gungen der Vorsehung unterwerfen? wie getrost, wie beharrlich werden wir die Entwicklung widriger Ereignisse abwarten, in der festen Ueberzeugung, daß sie in der Hand Gottes Mittel sind, den Menschen seiner hohen Bestimmung näher zu bringen? wie furchtlos werden wir sogar in das Grab hinabblicken, weil uns der Glaube jenseits Gott als Vater zeigt, der uns zu sich hinüber nimmt, um uns dort ewig zu beseligen?

Eine zweite Quelle ungetrübter Zufriedenheit ist Umgang mit „guten, heitern und frohen Menschen.“ Schwermüthige Menschen machen andern das Leben schwer; ihr Trübsinn steckt an; im Verkehr mit ihnen verliert man allen Muth, alle Lust, den Forderungen seines Berufes zu entsprechen; man fühlt sich überall beengt, und zum Guten wie gelähmt. Anders verhält es sich mit uns im Umgange mit heitern und frohen Menschen: ihr Frohsinn, die Frucht ihres Berufseifers, vererbt sich auch auf uns, und ermuntert uns mit gleicher Lust und Freudigkeit in unserm Berufe zu arbeiten. Wahrlich! es hätte dem Christenthum nichts Schlimmeres begegnen können, als daß man es zur Feindin der Freude erniedrigte. Nein doch, unsere heil. Religion verbiethet nicht froh zu seyn; nur Mißverstand und falscher Wahn können glauben, man ehre die Gottheit durch Trübsinn und demüthiges Kopfhängen. Der Mißbrauch einer Sache beweiset nichts gegen ihre Güte. Tief hat die Natur den Trieb der Freude in uns gesenket; sie, die Freude, ist selbst nichts anderes, als das rege Gefühl des Lebens. Wie könnte es der Religion zuwider seyn, dieses Gefühl zu offenbaren. Nur Heuchlern, nur der verhaßten, der von Jesu geächteten Pharisäerbrut, die Andere durch eine strenge Außenseite gern bethören möchten, kann es einfallen, den Frohsinn zu verdächtigen. Wenn man froh ist, und sich eines gelungenen Werkes, einer guten That, eines unerwarteten Glückes freut, so ist man allzeit geneigter, es mit Schwierigkeiten aufzunehmen, Hindernisse zu besiegen, und auch das Schwerste zu vollbringen. In einer freudigen Gemüthsstimmung beginnt man oft ein Werk, an das man sich sonst nie gewagt hätte. Und welches Werk ist schwerer, welches Geschäft fordert mehr Anstrengung, als das Geschäft des Heils, als

der muthige und feste Entschluß, stets nur zu wollen und zu thun, was recht und gut ist, und standhaft auszuharren im Dienste der Tugend? Es ist unwidersprechlich, eine Religion ohne Freude ist wie ein mattes Licht, dem es an Nahrung mangelt, wie ein Feuer, an dem man sich nicht wärmen kann. Nur wer heiter und fröhlich an sein Tagewerk geht, wird es auch glücklich vollbringen. Darum wollen wir uns stets an heitere, frohe Menschen anschließen, die das Gute mit Lust vollbringen, die nicht mit grollendem Unmuth am Karren des Berufes ziehen, den Gottes Vorsehung ihnen anwies, sondern unter den größten Lebensbeschwerden rüstig und heiter zu dem aufblicken, dessen Wille ihnen über Alles heilig ist. O es wäre unstreitig ein paradiesischer Aufenthalt auf Gottes schöner Erde, wenn frohe Menschen sich enger an einander anschlößen, und mehr in und für einander lebten. Wem dieses Glück versagt ist, wohlan! der suche sich wenigstens einen redlichen Freund, der ihn von Zeit zu Zeit aufheitere, wenn düstere Wolken des Unmuths sein Herz umhüllen wollen. Wo das Freundschaftsgefühl vorherrschend ist, da ist gewiß auch Frohsinn einheimisch. Verloren ist dagegen alle Lebensherrlichkeit, wenn die edleren Gefühle unseres Herzens darben.

Auch von Seite des schwächlichen Körpers, der zerstörten Gesundheit treten manche Hindernisse des Frohsinns ein. Bei Schmerzen und Kraftlosigkeit befindet sich der menschliche Geist selten wohl; er fühlt einen Mangel in seinem Zustande; er kämpft und ringt mit den Schmerzen, die seine Lebenskraft abzehren; er ist gleichsam gebunden und gefesselt, und bedeutend in seiner freien Entwicklung gehemmt. Wie ungleich besser ist der Gesunde daran? Er genießt alles, was ihm vorkömmt, ohne Beschwerde; sein Vergnügen wird ihm durch keinen Schmerz verbittert; nichts von außen steht der freien Entwicklung seines Geistes im Wege; nichts drückt ihn nieder; heitern Sinnes vollbringt er das Gute mit Leichtigkeit.

So nöthig ist es also für s e i n e G e s u n d h e i t zu sorgen. Denn was das Wohlseyn des Körpers stört, unterbricht und mindert auch das Wohlseyn des Geistes, vermöge der engen Bande, welche beide umschlingen. Sie sind zwei innige Freunde:

was dem einen widerfährt, trifft auch den andern; sie theilen Schmerz und Vergnügen miteinander. Der Mensch mag noch so edle Grundsätze haben, seine Gesinnungen mögen noch so rein seyn, er mag noch so große Verdienste aufweisen können: ist dabei sein Körper krank und schwächlich, so wird ihm stets etwas an seinem Lebensglück mangeln; es wird sich stets darin eine Lücke finden, die er gern ausfüllen möchte; er wird mit einiger Wehmuth auf diejenigen hinblicken, die in ungeschwächter Lebenskraft dastehen; er wird sich bei aller Gottergebenheit des stillen Seufzers nicht erwehren können: ach, wäre mir auch so wohl! — Es wird hier nichts behauptet, was nicht bereits ein Jeder an sich selbst wird erfahren haben. Und doch, wie muthwillig stürmt oft der Mensch auf seine Gesundheit los? wie selten denkt er dabei an die traurige Zukunft, die er sich dadurch bereitet?

Auch eine zu große und drückende Armuth ist dem Frohsinn nachtheilig. Armuth erzeugt Sorgen und Bekümmernisse, und nimmt den Geist gefangen. Mit Sorgen steht der Arme auf, und mit Sorgen legt er sich nieder; noch auf seinem nächtlichen Lager hat er oft keine Ruhe, zumal wenn er eine Familie hat, die mit ihm darben muß. Da liegt der Gedanke zentnerschwer auf seinem Herzen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? wie werden wir uns fortbringen? — Armuth zieht auch Verachtung nach sich, und dieß thut wehe. Armuth macht abhängig von Andern, und dieß fällt schwer. Nicht selten erzeugt sie Ungeduld und Verzweiflung, und zieht von Gott ab, was die Geschichte leider mit hundertfältigen Beispielen bewiesen hat. Darum ist's zu unserer Zufriedenheit nöthig von zu drückenden „Nahrungssorgen frei“ zu seyn. Fliehen wir zu dem Ende alle Unordnung in Geschäften, fliehen wir Trägheit und Verschwendung, Untreue und Ungerechtigkeit! befleißen wir uns dagegen der Ordnung und Arbeitsamkeit, und Mäßigkeit und Treue! Können wir dem ungeachtet der Armuth nicht entgehen, so bleibt uns doch die süße Hoffnung, daß sich Menschen finden werden, die sich unsrer liebvoll annehmen. Ein guter Mensch ist nie ganz verlassen; es finden sich immer theilneh-

mende Menschenfreunde, die sich gern seiner annehmen. Und wird er auch eine Zeitlang verkannt, so schlägt früher oder später die Stunde seiner Erlösung; seine Rechtschaffenheit kömmt an Tag, und nimmt unwiderstehlich fremde Mildthätigkeit in Anspruch. Selbst im schlimmsten Falle, wenn ihm die letzte Hülfsquelle vertrocknete, hat er doch einen großen Reichthum in seinem schuldlosen Gewissen, das ihn reichlich entschädiget. Aber weder die richtige Ansicht der Dinge, noch der Verkehr mit frohen Menschen, weder Gesundheit noch Vermögen reichen für sich allein zu unsers Lebens recht innig froh zu werden. Dazu gehört vor allem „Ruhe der Seele“ und ein „vorwurffreies Gewissen. So wie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für das Volk ist, so ist Friede und Ruhe im Gemüthe eines einzelnen Menschen für ihn das größte Glück. Mit der Tugend schwindet alle wahre Freude dahin. Er muß Etwas auf dem Gewissen haben, sagt das Sprichwort von einem Menschen, der unruhig, ängstlich sich herumtreibt; und selten irrt das Sprüchwort. Wie könnte auch Frohsinn in einem Herzen gedeihen, wenn darin eine Hölle brennt? Wie könnte der Mensch vergnügt seyn, wenn sich wider ihn das Gewissen als Kläger erhebt? Muß ihm das Bewußtseyn der schlechten That nicht jede Freude vergiften? muß nicht der leiseste Gedanke an Tod, Ewigkeit, Gott ihn beunruhigen? Nicht so ists mit dem Tugendfreund; er ist immer heiter; Mißmuth ist seinem Herzen stets fremd; er vollbringt mit Freudigkeit sein Tagwerk, und behauptet auch in Leiden seine ruhige Fassung. Er kann mit Wahrheit von sich sagen: Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen, so ist für mich, wenn andere zagen müssen, nichts Schreckliches in der Natur.

Endlich gehört zur Vollendung wahrer Seelenruhe und Zufriedenheit „Glaube an Gottes Vorsehung.“ Der Mensch ist sehr hülfsbedürftig und schwach; sein Glück ruhet nie ganz in seiner Hand; er ist ein Spiel zusammentreffender Umstände und nicht selten eigener Triebe, Leidenschaften und Launen; er kann nicht immer handeln, wie er will und soll; er fehlt gar oft ohne bösen Willen in der Wahl des Guten, und Hindernisse aller Art erschweren jeden seiner Tritte. Sein Körper

hängt von tausend Zufällen ab und sein Geist von tausend Dingen. Wenn er keine Vorsehung glaubt, keinen allmächtigen, unendlich weisen, gütigen, gerechten und heiligen Weltregenten, keine höhere Welrordnung, kein sittliches, göttliches Reich, wo alle scheinbare Mißtöne der Schöpfung in die schönste Harmonie sich auflösen, wo alles auf den großen Zweck der Menschenveredlung und Menschenbeseligung hinwirkt; wenn er nicht glaubt, daß Gott sein Vater ist, der für ihn sorgt, ihn beschützt, und ihm tausend Beweise seiner Liebe giebt: so ist seine Ruhe und Zufriedenheit gefährdet, und sein Frohsinn hat keinen festen Stützpunkt. Darum besonders gab sich Jesus so viele Mühe, seine Schüler im Vertrauen auf die Vorsehung zu stärken. Was sorgt ihr so gar ängstlich für euer Leben? sprach er zu ihnen; warum seyd ihr so sehr für Nahrung und Kleidung besorgt? euer himmlischer Vater weiß ja doch, daß ihr dessen bedürfet. Seht die Feldblumen, wie sie wachsen, seht die Vögel, wie sie der liebe Gott ernährt! seyd ihr denn nicht mehr werth? Wie könnet ihr also auch nur denken, Gott werde euch, seine Kinder, verlassen? — O, strebet doch allererst nach Tugend, suchet vor allem das Reich Gottes, und überlasset es eurem Vater im Himmel, auf was für Wegen er euch eurer Seligkeit entgegen führen wolle; an seiner Vaterhand könnet ihr nicht fehl gehen. Thut eurerseits, was in euren Kräften liegt, das Weitere stellet Gott anheim.

Dieser Zuspruch Jesu gilt auch uns! halten wir uns an unsern Vater im Himmel! Vertrauen wir seiner alles umfassenden Vorsehung! Wenn Gott für uns ist: wer wird's gegen uns aufnehmen? wenn Gott uns schützt, was kann uns Leids widerfahren? wenn Gott für uns sorgt, was kann uns abgehen? Laßt uns also Muth fassen und ruhig unser Tagwerk vollbringen! Der Gedanke: ich arbeite für den Himmel; ich lege hier nur das Fundament, auf dem ich in einer bessern Welt fortbauen werde; ich beginne hier nur, was ich dort vollenden werde, dieser Gedanke wird bei der drückendsten Lebensbeschwerde unser Gemüth erheitern und uns stärken, unverdrossen im angewiesenen Berufskreise fortzuwirken, bis es

Gott gefällt uns hinüber zu rufen, wo keine Sorge, keine Mühe, kein Gram mehr seyn wird.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß,
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Gellert.

152.

Ueber Selbstsucht.

Die Selbstsucht fliehet aus der Brust,
In der die Liebe thronet;
Vergeben ist des Herzens Lust,
Wenn sie es erst bewohnet;
Der Sturm und Drang der Leidenschaft
Besänftigt ihre stille Kraft.

Sie füllt das Herz mit Seligkeit,
Sie pflanzet Gottes Garten;
Wo sie regieret weit und breit,
Den ihre Engel warten;
Sie schafft im irdischen Gewühl
Des Himmels süßes Vorgefühl.

Hesekiel.

Gott hat seinen Willen, daß die Menschen nur mit und für einander leben sollen, auf das erkennbarste ausgesprochen, indem er ihnen eine solche Natureinrichtung gab, daß sie nur durch ein wechselseitiges Zusammen- und Füreinanderleben bestehen und wahrhaft glücklich werden können. Einer ist von dem Andern so abhängig, daß alle elendiglich zu Grunde giengen, wofern mit seinen Kräften und Mitteln nicht Einer den Andern stützte und trüge. Um ihnen dieses zu erleichtern hat Gott den Trieb des Wohlwollens tief in ihr Herz gepflanzt und macht ihnen täglich fühlbar das dringende Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Durch die Art, wie er über das Ganze wie über das Leben der Einzelnen waltet, will er ihnen die heilsame Ueberzeugung aufdringen, daß brüderlicher Gemein-

geist das Fundament sey, worauf das Wohl einzelner Menschen und ganzer Völker beruhe. Und doch will leider unser Geschlecht diese Mahnung Gottes so wenig verstehen und beherzigen, daß gerade in unserem Zeitalter niedrige Selbstsucht so mächtig ihr Haupt emporhebt und die Menschen einander entfremdet.

Bereits Jeder sieht nur auf das Seine, ist nur auf seinen Vortheil bedacht, ist zufrieden, wenn es nur ihm wohl geht, mag übrigens die ganze Welt um ihn her in Flammen stehen. O möchte es uns doch gelingen dieser Giftpflanze die Wurzel abzustechen! — Wir wollen uns eifrig bemühen, das Uebel wenigstens in unseren eigenen Gemüthern auszurotten, indem wir dasselbe fest in das Auge fassen, und das Wesen der Selbstsucht, ihre verderblichen Folgen und die Ursachen, warum sie vorzüglich in unserem Zeitalter immer weiter um sich greife, in ernste Betrachtung ziehen.

Es ist erstlich „Selbstsucht", wenn man Alles nur auf seinen „eigenen Nutzen" bezieht, wenn man immer und bei jeder Gelegenheit nur darauf denkt, wie man sich bereichern, wie man Viel erwerben, wie man sein Amt, seinen Stand, seine Lage recht einträglich für sich machen will. Gewinn ist also hier gleichsam das Losungswort; und wo dieser lockt, da kömmt alles Andere in keine Betrachtung, da fragt man nicht nach Billigkeit, nicht nach Wohlanständigkeit, nicht nach Freundschaft, da vergißt man dessen, was die Liebe fordert, und glaubt seine Pflicht zu thun, wenn man sich nur keinen groben Betrug erlaubt, da vergißt man selbst dessen, was man dem Vaterlande schuldig ist. Solche Menschen berufen sich unaufhörlich auf den Gemeinsatz, daß Jeder sich selbst der Nächste sey, und befolgen ihn bis zum Mißbrauche; solche Menschen haben blos Sinn für Geld und Geldes Werth; solche Menschen verlieren je länger je mehr die Fähigkeit, an irgend etwas Anderm Geschmack zu finden; solchen Menschen ist selbst das Vaterland um Geld feil. Können sie nur ihren Lieblingswunsch, ihre Habsucht befriedigen, kommen nur ihre angeblichen Vorrechte und Freiheiten nicht in Gefahr, werden nur ihre bisherigen Vortheile nicht geschmälert, so gilt ihnen

alles Uebrige gleichviel. Reichthum ist ihr Götze, dem sie ohne Bedenken das Heiligste zum Opfer bringen.

Es ist zweitens Selbstsucht, wenn man Alles nur auf sein „eigenes Vergnügen" bezieht, wenn man durchaus keine Rücksicht darauf nimmt, ob das, was uns vergnügt, auch Andern Freude macht. Denn nun bildet man sich ein, daß alle diejenigen, welche mit uns in Verbindung stehen, keine andere Pflicht auf sich haben, als zu unserer Unterhaltung beizutragen; nun würdiget man sie blos und einzig als Werkzeuge dieser Unterhaltung. Und wer dieß vermag, der pflegt auch leicht die Menschen nach dieser Voraussetzung zu behandeln; der macht sie häufig zum Gegenstand seines Witzes, seines Spottes, seines Muthwillens; der gebraucht und mißbraucht ihre Schwächen, um sich an ihnen und über sie zu belustigen; der spielt mit ihrem guten Rufe, mit ihrer Zufriedenheit, mit ihrem Herzen, weil ihm dieses Spiel angenehmen Zeitvertreib gewährt; dem sind mit einem Worte die Menschen Schachfiguren, die er nach Belieben da- oder dorthin stellt, wo er Freude daran hat, ohne die Kränkung in Anschlag zu bringen, die dadurch der gesammten Menschennatur zugeht.

Es ist drittens Selbstsucht, wenn man alles nur auf seine „eigene Person" bezieht, wenn man sich so beträgt, als ob man der Mittelpunkt von Allem wäre; wenn man immer nur empfangen, aber nichts wieder geben, nur sich dienen lassen, aber keine Dienste leisten, nur Opfer annehmen, aber keine darbringen will; wenn man überall sich vornen anstellt, überall nur seine Vorzüge geltend macht, überall für sich die ersten Aemter fordert, ohne darauf zu sehen, ob man auch dazu die nöthigen Eigenschaften in sich vereinige; wenn man sich zum Regieren geboren glaubt, so tief man auch an Einsicht und Verdienst unter denen steht, die man so gerne unter die Füße treten möchte.

So mangelhaft dieses Bild des Selbstsüchtigen ist, so sichtbar sind doch an demselben die „nachtheiligen Folgen", welche davon unzertrennlich sind. Diese Folgen sind Mangel an Berufseifer, Mangel an Gemeingeist, Mangel an Men-

schenliebe, überhaupt Mangel an Allem, was dem Menschen Werth giebt, und ihn gemeinnützig macht.

Wie sollte Berufseifer den durchglühen, der so voll von sich selbst ist, daß er für nichts anderes Sinn hat? — Wer vom Eigennutz sich beherrschen läßt, für den ist Bürgerpflicht ein leeres Wort, der kennt und wünscht nur seinen Vortheil, dem ist es gleichgültig, wie es mit allen übrigen steht, wenn er nur Gelegenheit findet seine Gewinnsucht zu befriedigen. Wer vom Eigennutz sich beherrschen läßt, wird leicht untreu in seinem Amte, ist leicht zu erkaufen, zu bestechen; denkt zu klein, um gemeinnützig handeln zu können, hält es für Thorheit mehr zu leisten, als nach dem strengen Rechte von ihm gefordert wird, er thut blos das, wozu er buchstäblich verbunden ist, wofür er bezahlt wird, und was er ohne große Verantwortung nicht unterlassen darf. Saget ihm, daß er der Gesellschaft, deren Wohlthaten er genießt, Dankbarkeit schuldig, daß er verpflichtet sey, sich ihrem Dienste ungetheilt und mit aller Kraftanstrengung zu widmen, und er wird euch die elendesten Ausflüchte entgegensetzen. Saget ihm, daß er seinen Beruf ehren, daß er auch freiwillig Gutes stiften müsse, und er wird euch kein Gehör geben. Saget ihm, was das Vaterland an ihn fordere, daß auch er zum allgemeinen Besten mitwirken müsse; er wird darauf nicht achten. Der Selbstsüchtige hat zu viel mit sich selbst zu thun, als daß er das Wohl Anderer beherzigen könnte. Er schätzt seinen Stand und Beruf nur in sofern, als sich sein Einkommen, sein Ansehen, seine Bequemlichkeit darauf gründen. Ohne etwas zu gewinnen würde er für Andere keine Hand rühren, kein Haar sich krümmen lassen. Das Gleiche gilt vom Gemeingeiste. Selbstsucht und Gemeingeist sind ganz widersprechende Dinge. Der Selbstsüchtige berechnet Alles blos für seinen Vortheil, blos für seinen Ruhm, blos für sein Vergnügen; wie kann er Sinn für das gemeine Beste haben, und sich geneigt fühlen, es zu befördern? wie kann man von ihm erwarten, daß er Dienste leisten werde, wo nichts für ihn zu gewinnen ist? Wie kann man ihm Grundsätze zutrauen, welche denen, die er offenbar befolgt, so ganz widersprechen? Nein, wer Gemeingeist

zeigen soll, der muß großmüthig genug seyn, das Wohl Aller seinem eigenen vorzuziehen, der muß den Muth haben, das, was sich mit dem Glück des Ganzen nicht vertragen kann, fahren zu lassen, der muß sich nicht weigern, da, wo es die Umstände erfordern, dem gemeinen Besten ein Opfer zu bringen. Aber welche Zumuthungen an den Selbstsüchtigen, der ein solches Verfahren für die höchste Thorheit erklärt! Woher kömmt es in unserm Zeitalter, daß Jedermann nur nehmen und Niemand geben will? Woher das verderbliche Haschen nach öffentlichen Aemtern? Woher die Verdrängungssucht zwischen Stadt- und Landbewohnern? Woher die überspannten Ansprüche gewißer Stände und Familien auf Alleinherrschaft? Woher die geheimen Umtriebe, einander den Vorsprung abzugewinnen? Unstreitig von der Selbstsucht, welche der Tod alles Gemeingeistes ist. Für die Arbeit, für Gewerbsamkeit verwöhnte Menschen, vornehme Faullenzer, im Wahne, das Volk sey nur um ihrerwillen da, hochgeborne Dummköpfe finden es gemächlich zu erndten, wo sie nicht gesäet haben, vom Staatsgut zu zehren, wozu ihre Verdienstlosigkeit keinen Anspruch hat, Besoldung von Aemtern zu ziehen, so wenig sie auch denselben gewachsen seyn mögen. Sie wollen nicht arbeiten, und des Bettelns schämen sie sich; sie ziehen also das Regieren vor, wobei sie wieder nur das ergiebige Einkommen im Auge haben. Sie sind nur da Vaterlandsfreunde, wo etwas zu gewinnen ist; ihr eigentliches Vaterland ist ihr liebes unbehülfliches Ich, dem sie ohne Bedenken Alles nachsetzen. Daß aus selbstsüchtigen Bürgern ein schlechter Staat entstehe, dessen Beweis wird wohl erlassen werden.

Nicht minder widersprechend sind Selbstsucht und Menschenliebe. Wie kann in dem Herzen des selbstsüchtigen Menschen Liebe wohnen? Wie kann er seinen Brüdern Gutes erzeigen, da er ihnen so gern Alles entreissen möchte? Wie kann er die Seligkeit des Wohlthuns empfinden, da er nur Hülfe leistet, wenn man ihn dafür belohnt? Und die Selbstsüchtigen, die Alles ohne Ausnahme nur auf ihr Vergnügen zurückführen, die nur immer angenehm unterhalten seyn wollen, sind die wohl einer edeln Empfindung fähig? sind die wohl die

Menschen, von welchen sich Bedrängte und Nothleidende viel versprechen dürfen? O gewiß nicht. Eigenliebe wird immer die Menschenliebe verdrängen. Man versteht freilich in unsern Tagen die Kunst seine Gesinnungen geschickt zu verbergen, und zu scheinen, was man nicht ist; man spricht viel von Nächstenliebe, von Wohlthätigkeit; man kramt Grundsätze aus, welche sehr erhaben und uneigennützig klingen: aber es sind gewöhnlich auch nur schöne Worte, die sich leichter erlernen als in Ausübung bringen lassen. Wo Selbstsucht um sich greift, da wird endlich der Mensch dem Menschen fremd, da tritt Gleichgültigkeit ein gegen das, was andern begegnet, da wird man unfähig sich mit dem Fröhlichen zu freuen und mit dem Weinenden zu weinen; da fragt man blos, ob man selbst etwas zu hoffen oder zu fürchten habe. Laßt Tausende mit dem Elende kämpfen, laßt die Noth allgemein seyn, laßt um den Selbstsüchtigen her das ganze Land in Flammen stehen, er wird sich dessen wenig kümmern, so lange nicht sein eigenes Haus brennt; er wird nur in sofern Kenntniß davon nehmen, als es seinen Wuchergeist anregt, als es ihm Aussicht auf Gewinn oder Verlust öffnet. Ja, daß so viele unserer Zeitgenossen an dem, was die Menschheit betrifft, so wenig wahren Antheil nehmen, daß man von eingeäscherten Städten, von verwüsteten Ländern, von Strömen vergossenen Menschenbluts nicht selten wie von Kleinigkeiten spricht, daß man wohl gar darüber frohlocken kann, weil man die eben unterliegende Parthei haßt, und sie gern vertilgen möchte, davon ist das Eine wie das Andere natürliche Wirkung der Selbstsucht.

So traurig, so zerstörend sind die Folgen der Selbstsucht! Was mag wohl Ursache seyn, daß dieses Laster besonders in unserm Zeitalter so weit um sich greift? Die erste Ursache scheint wohl in der heutigen Erziehung zu liegen. Man arbeitet gewöhnlich mehr auf Bildung des Kopfes als auf Bildung des Herzens hin. Eine solche Bildung ist einseitig und unnatürlich, und setzt den Menschen mit sich selbst in Widerspruch. Soll der Mensch das werden, was er zu seyn bestimmt ist, so bedürfen Kopf und Herz eine gleich sorgfältige Bildung; man muß ihn durch richtige Einsichten zu guten Ge-

sinnungen leiten. Legt man es blos auf Bildung des Herzens an; will man den Menschen nur recht gefühlvoll, nur recht mitleidig machen; will man ihn zur Tugend gewöhnen, ohne seine Vernunft zu üben, ohne sein Nachdenken zu wecken, ohne ihm die nöthigen Kenntnisse beizubringen, ohne ihn nach festen Grundsätzen handeln zu lehren: so wird er zwar guthmüthig, aber schwach; so wird er oft aus Unwissenheit die gröbsten Fehler begehen; er wird sich aus Mangel an Selbstständigkeit zu vielem Bösen verführen und von andern mißbrauchen lassen. Legt man es hingegen blos auf Bildung des Verstandes an; will man blos wohlunterrichtete, witzige, scharfsinnige, kenntnißreiche Kinder; vernachläßiget man die Aufsicht auf ihr Temperament, auf ihre Neigungen, auf ihre Handlungen; freut man sich nur ihrer Fortschritte im Lernen, ohne auf ihr Zurückbleiben im Guten zu achten: so macht man Selbstsüchtige, die immer voll von sich selbst, sich um nichts weiter bekümmern, was außer ihnen liegt. Die zweite Ursache der immer mehr überhandnehmenden Selbstsucht liegt in dem großen Aufwand, welchen man jetzt macht, und in den vielen neuen Bedürfnissen, die man hat. Der vermehrte Aufwand steht nur bei den Wenigsten im Verhältnisse mit der Einnahme, und die vermehrten Bedürfnisse lassen sich immer schwerer befriedigen. Je mehr man braucht, desto mehr muß man herbeizuschaffen suchen, und wo das auf rechtlichen Wegen nicht geschehen kann, da muß Eigennutz, Arglist und Wucher aushelfen. Anstatt sich im Genusse einzuschränken, anstatt seine Bedürfnisse zu mindern, wendet man lieber alle nur mögliche und sogar ungerechte Mittel an, um seine bisherige Lebensart fortzusetzen; anstatt sich selbst etwas zu versagen, versagt man lieber seinen Nebenmenschen die nöthige Hülfe, die erforderlichen Dienste, die pflichtmäßigen Wohlthaten; anstatt mäßiger, häuslicher, eingezogener zu werden, wird man geizig, unersättlich, selbstsüchtig. — Und dann wirft man alle Schuld auf die schlechten Zeiten, oder auf die traurige Nothwendigkeit, sich seinem Stande gemäß zu betragen; man beruft sich auf die Beispiele Anderer, und beschöniget damit, was man an sich nicht verbessern will.

Indessen würde weder die fehlerhafte Erziehung noch der

Hang zur Verschwendung so stark und mächtig wirken, wenn nicht endlich die große Gleichgültigkeit gegen die Religion hinzukäme, und man ihr mehr Einfluß auf das Gemüth verstattete. Ums Himmelswillen! was soll der Selbstsucht entgegenarbeiten, wenn es die Religion nicht thut; wenn man nicht auf ihre Stimme, nicht auf die Warnung des Gewissens achtet? Kann sich die bürgerliche Gesetzgebung auf die sittliche Denkart der Menschen erstrecken? kann sie gute, menschenfreundliche, uneigennützige Gesinnungen erzwingen? kann sie die Selbstsucht vor ihren Richterstuhl ziehen? Hier muß also jeder sein eigener Gesetzgeber, sein eigener Richter seyn. Hier muß jeder sich selbst sagen, was erlaubt und unerlaubt ist. Hier muß jeder seine Bestimmung, seine Würde, sein Heil, seine Rechenschaft vor Gott bedenken. Aber wo man gegen die Religion gleichgültig geworden ist, da bedenkt man dieses nicht, da sieht man nur auf den gegenwärtigen Augenblick, nur auf den irdischen Gewinn, nur auf den sinnlichen Genuß; da erlaubt man sich Alles, was man sich ohne Furcht vor der Strafe nur irgend erlauben darf; da sieht man nur darauf, ob die Geschäfte gut gehen, wie man zum Ansehen kommen, wie man seiner Gemächlichkeit pflegen, wie man sich vergnügen wolle.

Brauchen wir mehr, um uns gegen die so entehrende Selbstsucht zu verwahren? Selbstsucht ist das Grab des Berufseifers, des Gemeingeistes, der Menschenliebe; sie greift das Christenthum an seiner Wurzel an; sie macht die Erde zur Hölle und ihre zerstörenden Folgen sind überhaupt nicht zu berechnen, sie erstrecken sich in die Ewigkeit. Bedenken wir doch, daß Liebe die natürliche Neigung des menschlichen Herzens, daß sie das Fundament des christlichen Sittengesetzes ist, und daß ohne sie der Himmel ein Unding wäre. Wer seine Glückseligkeit von der Glückseligkeit Anderer trennt, wird keine finden. Nur Liebe kann uns und Alle beseligen.

Vereinigt laß uns Gutes wirken;
O Brüder, wandelt Hand in Hand!
Es schlinge sich um unsre Herzen
Der Menschenliebe sanftes Band,
Und heilig sey uns ihre Pflicht,
Bis einst das Herz im Tode bricht.

Ja Brüder, wer sein Herz hienieden,
Der wahren Menschenliebe weiht,
Der streut zu einer reichen Ernte
Den Saamen für die Ewigkeit.
O laßt uns diesen Saamen streun!
O laßt uns Menschenfreunde seyn!

Demme.

153.

Ueber Bettelei.

Ein See, den nichts bewegt, wird stinkend und verdirbt,
Verdorben ist der Mensch, der niemals was erwirbt.

Lichtwer.

Zum Fleiße ward das Leben
Vom Schöpfer uns gegeben,
Und nicht zu träger Rast;
Dem Fleiße nur folgt Segen,
Wie Fruchtbarkeit dem Regen;
Der Träge wird sich selbst zur Last.

Hartmann.

Gott ist unser Vater: durch diese Lehre empfiehlt sich das Christenthum vor jeder andern Religion der Welt. Keine Lehre spricht das menschliche Herz kräftiger an als diese; durch sie sind wir überzeugt, daß wir nie Ursache haben ängstlich für Essen und Trinken zu sorgen, wenn wir uns an Gott halten. Er ist unser Vater; sorgt sogar für die Vögel in der Luft, kleidet die Lilien auf dem Felde: wie könnte er uns verlassen, seine Kinder, wenn wir zu seiner väterlichen Fürsorge Zutrauen haben. Freilich darf dieses Vertrauen nicht vermessen seyn: der liebe Vater im Himmel will nicht alles für uns thun, daß wir gar nichts thun sollen; er hat Kräfte in unsere Natur gelegt, und er will, daß wir sie anwenden sollen; er hat uns einen Beruf angewiesen, und er will, daß wir darin thätig seyen; er hat uns in eine Lage versetzt, worin wir das Nöthige selbst erwerben können. Thun wir das nicht, sind wir zum Arbeiten zu träge, wollen wir ärnten wo wir nicht ausgesäet haben, dann fällt die Noth, die uns drückt, auf unsere

Rechnung, und wir haben nicht Ursache über Gott zu klagen, wenn er uns nicht zuschiebt, was wir nicht verdienen. Nur wer das Seinige thut, darf hoffen, daß Gottes Vaterliebe ersetzen werde, wozu die Natur Kraft und Gelegenheit versagt hat; nur wer im angewiesenen Berufskreise thätig ist, darf mit kindlicher Zuversicht erwarten, daß seine Thätigkeit nicht ohne gesegneten Erfolg bleiben werde. Gottes Vorsehung will nicht menschliche Sorglosigkeit begünstigen, sondern nachhelfen, wo menschliches Sorgen nicht ausreicht. O möchten sich doch das diejenigen merken, die stets über Noth klagen, in die sie sich selbst gesetzt haben! die seither keine Hand rührten, sich dieser Noth zu entheben! und sich schamlos der Bettelei hingaben! Warum sollten wir nicht gegen die Bettelei ein ernstes Wort erheben, welche in diesen Zeiten der allgemeinen Noth an die Tagesordnung kam, und furchtbar überhand nahm? warum nicht Jedem, den es gelüsten möchte, sein Bettlerleben auch in der bessern Zeit fortzusetzen, Syrachs Worte in Erinnerung bringen: Sohn, begieb dich doch nicht aufs Betteln; denn es wäre besser sterben als betteln! Für die Nothwendigkeit diesen Gegenstand in Erwägung zu ziehen und zur Sprache zu bringen, spricht bereits die tägliche Erfahrung, welche schon vorläufig auf die schlimmen Folgen der Bettelei hinweiset, welche mit jedem Tage sichtbarer werden. Nicht nur der sittliche und häusliche Zustand, nicht nur der öffentliche Name einer Gegend und eines Ortes leiden darunter; bei der Bettelei erstirbt auch jedes bessere Gefühl im Menschen, und sehr oft sinkt er in eine Tiefe hinab, aus welcher er kaum mehr gerettet werden kann.

Freilich wollen und dürfen wir nicht jeden ohne Ausnahme der Bettelei beschuldigen, der um Allmosen uns anspricht. O nein, es giebt Menschen, besonders in Zeiten, wie die erlebten waren, welche in einer so traurigen Lage sich befinden, daß sie zur Mildthätigkeit Anderer ihre Zuflucht nehmen, und sie um Unterstützung bitten müssen; Menschen, denen es wehe genug thut, daß sie mit aller Anstrengung doch nicht einmal so viel verdienen können, als sie zu des Lebens Nothdurft brauchen; Menschen, die oft lange darben und

Hunger leiden, ehe sie sich entschließen können, Jemanden um eine milde Gabe anzusprechen; geschämige Menschen, welche nur die drückendste Noth dahin bringt, ihre und der Ihrigen Rettung durch ein so schweres Opfer zu erkaufen. Zu dieser in jeder Beziehung zu bemitleidenden Menschenklasse gehören: erstlich diejenigen, welche wirklich arm sind, Menschen, die durchaus kein Vermögen haben, die gerne arbeiten, bescheiden in ihren Forderungen sind, aber oft für so Viele sorgen müßen, eine so starke und dem Mehrtheile nach zum arbeiten unbehülfliche, unfähige Familie haben, daß sie bei allem Fleiße, bei aller Sparsamkeit doch nicht so viel verdienen können, um sich auch nur kümmerlich durchzubringen, solche zu der eigentlichen Klasse der Bettler zählen wäre schreiende Ungerechtigkeit, solche mit kurzen, harten Worten abweisen wahre Grausamkeit. Der bescheidene, treue und fleißige Arme, wenn ihn die Noth dringt uns um Unterstützung anzusprechen, ist vielmehr unserer ganzen Achtung und Liebe würdig. Nur der Unmensch kann von ihm die Hand zurückziehen. Laßt uns also ihm helfen, so gut wir können! ihm thätig unser Mitleiden erweisen und ihm seine Noth mildern, die unverschuldet ist.

Unter die wirklichen Armen gehören zweitens diejenigen, welche durch Krankheit und körperliche Gebrechen gehindert sind ihr Brod zu verdienen. Diese hilflos lassen, oder wohl gar ihrer im Elende spotten, das kann nur ein Unmensch. Jeder besser denkende bemitleidet sie, und nimmt sich ihrer in Liebe an, und zollt so dem Vater im Himmel seinen Dank, daß er ihm gesunde Kräfte und Vermögen gab nicht nur für eigene Bedürfnisse zu sorgen sondern auch Andern beizustehen. So oft uns solche Arme unter die Augen kommen, sollen wir uns in ihre Lage denken und dann dem Drange des eigenen Herzens folgen. Gott! wie wohl würde unter ähnlichen Umständen uns eine milde Gabe thun aus der Hand eines gefühlvollen Menschenfreundes. Wohlan, gehen wir hin und thun desgleichen!

Zu den wahren Armen gehören drittens abgelebte, durch hohes Alter erschöpfte Greise, die kein Vermögen haben, und nichts mehr verdienen können. Ihr ganzes Leben floß in

strenger Arbeit dahin; mit aller Kraftanstrengung konnten sie sich kaum den kümmerlichen Unterhalt erwerben und etwas zur Versorgung ihrer Kinder zurücklegen. Nun stehen sie verlassen da, fühlen schwer den Druck des Alters, und ringen mit allerlei Bedürfnissen, welche mit Zunahme der Jahre wachsen. Wer wollte solchen abgelebten Leuten durch Härte ihren Lebensrest verbittern? wer ihnen nicht gerne zuweilen durch eine milde Gabe den Abend ihrer Tage erheitern? Ach! Gott weiß, ob wir alt werden, und wohin es mit uns bis zum Alter komme. O, wie schmerzlich, wie bitter müßte uns die Erfahrung aufs Herz fallen, zu den übrigen drückenden Beschwerden noch keine helfende Hand zu finden? Wir wollen daher thun, was wir unter ähnlichen Umständen uns gethan wünschen! Gegen eine alte Person, die sich zum betteln erniedrigt sieht, nie hart seyn! O gewiß ihr Herz blutet, daß ihr die Last des Alters durch Armuth erschwert wird: wer könnte so grausam seyn und ihr diese Last noch drückender machen?

Zur Klasse eigentlicher Bettler gehören auch die nicht, welche zwar Kräfte und Neigung zum Arbeiten haben, aber dazu keine Gelegenheit finden. In Zeiten der Noth schränkt man sich allenthalben ein, man läßt nur das Allernöthigste machen, man stellt zum arbeiten so wenig Leute an, als möglich; mancher Handwerker, weil es ihm an Arbeit fehlt, oder weil die Lebensmittel in zu hohen Preisen stehen, begnügt sich mit einem Gehülfen, da er in bessern Zeiten mehrere hatte; mancher Bauer thut selbst, was er vorher um den Taglohn thun ließ. Muß es da nicht Viele geben, denen kein anderes Mittel bleibt zum Fortkommen als das Allmosen? Muß es da nicht viele reisende Handwerker geben, die, weil man sie zum Arbeiten nicht anstellt, ohne eine milde Gabe verhungern müßten? Wer wollte solche für zudringliche Bettler halten? wer unbedingt sie abweisen? wer sie hülflos lassen? Christen! denket euch eure Söhne, eure Brüder, eure Freunde in der Fremde! — Wie innig werdet ihr ihnen theilnehmende Menschen wünschen? — O dann seyd gegen jene barmherzig, damit auch diese Barmherzigkeit finden! O glaubet doch, nothgedrungen heischen manche Allmosen nur so lange, als die

Noth wirklich da ist; der erste Augenblick, wo sie wieder etwas verdienen können, wird ihnen willkommen seyn; unter günstigern Umständen würden sie sich schämen euch lästig zu fallen. Vermenget diese mit den eigentlichen Bettlern nicht! Oeffnet ihnen Herz und Hand! Je geschämiger sie sind, je größer die Schüchternheit ist, womit sie euch nahe kommen, mit desto mehr Liebe kommet ihnen entgegen. O wahrlich, sie sind übel genug daran, daß die Noth sie zwingt, von einem so herben Mittel zu ihrer Erhaltung Gebrauch zu machen.

Unter eigentlicher Bettelei ist zu verstehen die Neigung und tägliche Gewohnheit ohne Noth, bei gesunden Leibes- und Seelenkräften mit unbegreiflicher Frechheit und mit unverschämtem Troze Andere um Gaben dieser und jener Art anzusprechen. Der Bettler ist also ein Müßiggänger: er will und mag nicht arbeiten; er brütet im trägen Nichtsthun hin, und lebt ganz auf fremde Unkosten. Erinnert euch nur selbst Christen, ihr habt gewiß seither unter den Alltagsbettlern wenige gefunden die bei euch Arbeit suchten, damit sie zu essen bekommen, wenige, die freiwillig euch ihre Aushülfe anbothen, wenn strenge Arbeit euch drängte, um dadurch sich für das empfangene Gute dankbar zu zeigen, wenige, welche nicht, wenn man zum Arbeiten sie anstellte, den ersten Anlaß benutzten, aus der Arbeit zu laufen und als Bettler herumzuziehen. Hingegen kennet ihr eben so gewiß dergleichen genug, die, wenn ihr euch abmühet und euere Kräfte anstrenget, wenn ihr früh und spät an der Arbeit seyd, Hitze und Kälte aussthehet und es euch den ganzen Tag sauer werden lasset, entweder ruhig unterm Dache bleiben, oder sich bequem irgendwo in Schatten legen, euch lachend aus der Ferne zusehen, euch hämisch bespötteln, daß ihr so übel Zeit haben möget, und gemächlich abwarten, bis ihr von der Arbeit heimkommet, um euch entweder selbst zu bestürmen, oder über euch ihre Kinder zuschicken, damit ihr mit ihnen die Frucht eurer Arbeit theilet. Ihr kennet gewiß genug dergleichen, denen diese oder jene Gabe nicht einmal gut genug ist, die sichs noch ungestümm ausbedingen, was man ihnen geben soll, und wenn man's nicht thut, unerschöpflich an Lästerungen sind. Solche Bettler sind unseres

Mitleidens unwürdig; es ist übelverstandene Wohlthätigkeit, so wir an ihnen üben; jedes Allmosen, das wir ihnen reichen, ist Diebstahl, so wir an wirklichen Armen begehen, ist Verrath am Vaterlande, dem wir durch unsere Mildherzigkeit Diebe erziehen, ist Entweihung der christlichen Religion, die ihre Bekenner zur nützlicher Thätigkeit auffordert. Würden allgemein solche Bettler abgewiesen und abgetrieben, nothgedrungen würden sie zur Arbeit sich wenden, und die Zahl nützlicher Bürger mehren, denen sie nun durch ihre Zudringlichkeit so lästig sind; sie würden zur Besinnung kommen, und einst die Härte segnen, wodurch man sie zwang, gewerbsam wie Andere zu werden, und selbstverdientes Brod zu essen.

Die nachtheiligen Folgen der eigentlichen Bettelei sind unabsehbar. Dabei erstirbt erstlich jedes Gefühl von Ehre, und was ist der Mensch ohne Ehrgefühl? wozu wollten wir ihn gebrauchen? worin wollten wir uns auf ihn verlassen? welches Laster ist so schändlich, welches Verbrechen so schwarz, wozu er nicht aufgelegt wäre? wie leicht kann er bei allen Wohlthaten, die wir ihm erweisen, zum Verräther an uns werden. Der Mensch ohne Ehrgefühl schämt sich keiner Frevelthat; er ist um jeden Preis verkäuflich; schamlos setzt er sich über allen Anstand hinweg, wo es seinem Vortheil gilt. Und wie kann Ehrgefühl bei einem Menschen gedeihen, bei dem es Gewerb ist zu erbetteln, was er durch Arbeit verdienen sollte, andern tagtäglich durch ungestümmes Erpressen milder Gaben beschwerlich zu fallen? wie kann Ehrgefühl bei einem Menschen gedeihen, der täglich vor andern kriechen muß, um zu erschleichen, was er selbst durch Arbeit zu erwerben zu faul ist? Liegt nicht leider darin der Grund, daß unter Bettlern Schaamlosigkeit recht eigentlich einheimisch ist? daß bei Leuten dieses Gewerbes so oft Laster zum Vorschein kommen, worüber sich das unverdorbene Menschenherz entsetzt! daß Zuchthäuser und Kerker meistens mit Menschen dieses schändlichen Berufes angefüllt sind? daß noch da und dort Richtstädte und Hochgerichte von Verbrechen zeugen, die aus dieser trüben Quelle floßen? — Jedermann weiß das: und doch scheint man es, besonders in einigen Gegenden, recht eigentlich darauf anzu-

legen, in Kindern, sobald sie reden und laufen können, dadurch, daß man sie betteln schickt, frühe alles Gefühl von Ehre zu ersticken. Wahrlich manchem Biedermann, der tiefer in die Zukunft blickt, blutet das Herz, wenn er so viele Kinder sieht, deren tägliches Gewerbe das Betteln ist! O was muß da nicht alles mit ihnen und in ihnen aufwachsen? Was muß und wird aus einer Gemeinde werden, wo bei so Vielen das Betteln an der Tagesordnung ist? Was kann und wird noch die Ehre einer Gemeinde retten, wo durch zügellose Bettelei schon im Kinde alles Ehrgefühl erstickt wird? Welche Strafen werden da durchgreifend genug seyn, um eine solche Nachkommenschaft abzuschrecken, daß sie nicht laut und öffentlich den Gesetzen Hohn spreche.

Sogar Verschwendung ist im Gefolge der Bettelei. Man sollte freilich glauben, das wäre ein Widerspruch: allein es ist eine Behauptung, die auf Alltagserfahrung beruht. Der Bettler hat nie etwas, so viel er auch bekommen mag; er vergeudet gleich wieder, was ihm christliche Mildthätigkeit zuwirft. Was sollte es ihn auch auf den folgenden Tag kümmern? Kann er nicht wieder betteln gehen, so muß man ihn bei Hause sonst erhalten. Gebt einer lüderlichen Haushaltung eine gewisse Portion Lebensmittel; schreibt ihr vor, wie lange sie davon leben soll: sie achtet nicht darauf, sie spottet euerer Fürsorge, und verzehrt vielleicht lachend alles am ersten Tage, da sie des andern Tages nur anderswohin gehen kann, gestützt auf die eingeführte Unordnung, die jedem zu betteln erlaubt, wann und wie er will. Lüderlicher Verschwender muß also jeder werden, der ohne Noth der Bettelei sich hingiebt. Wie manche Familie, die nun ihre Kinder zum Betteln schickt, hätte ein artiges Vermögen, wenn sie gewerbsamer und weniger verschwenderisch gewesen wäre? Und wie ansteckend, wie umsichgreifend ist gewöhnlich das Uebel? Wird in einem Lande, in einer Gegend, an einem Orte die Bettelei unbedingt geduldet, setzt man ihr keine Schranken: bald wird sich das Uebel krebsartig von einer Familie auf die andere vererben; denn es giebt immer Leute genug, die es bequemer finden, durch betteln sich fortzubringen als durch strenge Arbeit

sein Brod zu verdienen. Umsonst wird nachher, wenn einmal das Uebel sich festgesetzt hat, die Obrigkeit dagegen Vorkehrungen treffen wollen: alle Strengheit wird an der Widersetzlichkeit dieser Leute fruchtlos abprellen; sie werden auch, wenn Gott bessere Zeiten schenkt, ihr schändliches Gewerbe fortsetzen, weil sie durch lange Erfahrung wissen, daß sich's unter Betteleuten gemächlicher lebe als in einem ordentlichen Berufe.

Von der Bettelei ist sittliche Verdorbenheit fast unzertrennlich. Leute, die aus dem Betteln ein Gewerb machen, kommen mit schleichenden Gebehrden, mit weinerlicher Stimme, lügen uns mit der größten Dreistigkeit Dinge vor, an denen keine Sylbe wahr ist, nehmen sogar die Religion zu Hülfe, um uns zum Mitleiden zu bewegen, und in ihnen ist kein Funke von Religion; sie treiben recht eigentlich mit Gottes heiligen Namen ihr Spiel; sie werden der Schule, der Kirche, den Unterweisungen, den Arbeiten, kurz Allem, was sie zu bessern Menschen machen könnte, entzogen, und betteln geschickt; man muß sich oft entsetzen über die zügellosen Gespräche, welche zuweilen die jüngsten Kinder dieser Art führen, so bald sie sich nicht beobachtet glauben. Wie sie da einander ihre List und Verschlagenheit erzählen, womit sie bald diesen und jenen betrogen, bald der Polizei entwischt sind! Wie sie sich oft über Mittel zu neuen Betrügereien berathen! Ist's ein Wunder, wenn so verwahrlosete Kinder zu schlechten Bürgern, zu Gottesvergessenen Christen, zu Dieben heranwachsen? Ist's ein Wunder, wenn ihnen jedes Laster geläufig wird? Ist's ein Wunder, wenn das Lebensziel vieler von ihnen das Zuchthaus, der Kerker, das Hochgericht ist?

O möchte doch diese Betrachtung Allen an's Herz dringen, und jeden darin vermögen, seines Orts alles Mögliche beizutragen, daß die Bettelei, diese Quelle alles Müßiggangs, diese Vernichtung alles Ehrgefühls, diese unvertilgbare Wurzel alles Bösen, dieser Schandfleck jedes Ortes, wo man sie begünstiget, diese Quelle aller Gottvergessenheit aus unserer Mitte verbannt, und wahre Armuth kräftiger unterstützt würde! Möchten besonders Obrigkeiten und Ortsvorstände es bedenken, welche Verantwortung sie trifft, wenn sie da nicht mit Würde

und Kraft eingreifen, und einem Uebel wehren, das die Grundfesten des häuslichen und sittlichen Wohlstandes eines Ortes unterfrißt, und den ersten Grund zu einer verderbten, gottlosen Nachwelt legt. Sie sind Väter der Gemeinde und so wie es des Hausvaters Pflicht ist nichts zu dulden, was das Wohl seiner Haushaltung untergräbt, so ist es ihre Pflicht nichts zu dulden, was die Ehre eines Ortes befleckt und eine schlimme Zukunft bereitet. O so wollen wir uns denn Alle vereinigen, einem Uebel zu wehren, das so unselige Folgen hat! Wohlthätig seyn gegen Arme, die es in der That sind; aber damit jene nicht vermengen, die ohne Noth aus dem betteln ein Gewerb machen! Diese von unseren Hausthüren abweisen, ihnen nichts geben! Denn ihnen gelten recht eigentlich die Worte der heiligen Schrift: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wohlthätigkeit an solchen Gassenbettlern geübt, ist Ungerechtigkeit gegen die wahrhaft Hülfsbedürftigen und Vermehrung des Uebels. Dem Uebel aber lasset uns steuern!

Ohne Vorsicht, ob wir nützen,
Ob wir's würdigern entziehn,
Auszustreuen, was wir besitzen,
Wär's auch reichlich uns verliehn:
Das kann dich, Gott, nicht erfreun,
Kann nicht Christenweisheit seyn.

Denn, wer sich beim Müßigleben
Nur auf Andrer Mitleid stützt,
Nur der Weichlichkeit ergeben
Seiner Kräfte Maaß nicht nützt,
Seine Menschenwürd' entehrt,
Ist nicht unsrer Gaben werth.

154.

Ueber Todesfurcht.

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreun,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheun,

Und fest an Gott und beßre Zukunft glauben,
Heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Wessen Herz wird nicht zuweilen bei einem Anblicke besonders schmerzlicher oder rasch aufeinanderfolgender Todesfälle vom Entsetzen ergriffen? Wer fühlt sich nicht dabei zum ernsten Nachdenken über Tod und Todesfurcht hingezogen? -- Aber sie wird verschwinden diese Todesfurcht, wenn wir den wohlthätigen Wirkungen der Religion unser Herz öffnen, die uns jene große Veränderung im Tode von einer so lichten Seite zeigt, daß jeder beruhigende Gedanke in Trost sich auflößt. So betrachtet Jesus einst seinen Tod unter dem schönen Bilde des Hingangs zum Vater; so denkt sich der heilige Apostel Paulus den Tod des Edeln als Ankunft am Ziele, wo der Preis des Siegs den Ueberwinder lohnt; so schildern die Urkunden des Christenthums den Tod überhaupt bald als Auflösung von den lästigen Banden der Sterblichkeit, bald als Ende unserer Pilgrimschaft durchs Thal der Thränen, bald als Heimkehr ins bessere Vaterland, bald als Versetzung unseres Geistes in einen höhern, seligern Zustand und bald als Umkleidung in's Gewand der Unsterblichkeit. Durch solche Ansichten des Todes fühlten sich die ersten Christen mächtig gestärkt zur ausharrenden Treue gegen die Tugend, und ihre Wünsche nach baldiger Auflösung werden erklärbar. Sie sehnten sich nach Vereinigung mit dem, dessen Lehre ihre Gemüther zu den schönsten Hoffnungen erhob.

Möchte doch auch auf uns die Religion eben so wohlthätig wirken und uns stärken mit ähnlicher Freudigkeit und Ruhe an unsere einstige Auflösung zu denken! — Wir wissen Alle, daß jene große Veränderung, die im Tode mit dem Menschen vorgeht, uns gewiß erwartet, und müssen einsehen, daß es jedes verständigen und gutgesinnten Menschen unwürdig ist, an ein Schicksal, das ihn entschieden gewiß trifft, das ihn im nächsten Augenblicke treffen kann, und an welches er so oft und so laut erinnert wird, entweder gar nicht zu denken, oder vor dem Tode, der mit zu den weisen und gütigen Veranstaltungen Gottes gehört, ängstlich zu zittern. Aber worauf be-

ruht den die Forderung unserer heiligen Religion mit Heiterkeit an unser nahes oder fernes Ende denken zu können und vor dem Hingange in eine andere Welt nicht zittern zu müssen? Was müssen wir thun, um mit Furchtlosigkeit und Ruhe an unser Ende denken zu können? — Sehet da eine wichtige Frage unserm Nachdenken zur Beantwortung vorgelegt.

Um uns davon überzeugend zu belehren, was wir thun müssen um furchtlos und ruhig an unser Ende denken zu können, suchen wir allererst die gewöhnlichsten Quellen der Furcht vor dem Tode auf, um dann erst die Regeln davon abzuleiten mit dem Gedanken an unser Ende Heiterkeit und Ruhe zu verbinden.

Wenn gleich die Furcht vor dem Tode durchaus nicht bei allen Menschen die Folge eines leichtsinnig oder schlecht geführten Lebens, und also die traurige Wirkung eines anklagenden Gewissens ist, so fließt sie doch bei sehr vielen Menschen ganz vorzüglich aus dieser Quelle. Sie fürchten sich vor dem Tode, weil sie sich strafbar fühlen, und weil sich mit dem Gedanken an den Tod auch der Gedanke an den ewigen Richter verbindet. Selbst der Ausschweifling muß es erkennen und eingestehen, daß die Anwendung unsers irdischen Lebens über unser Schicksal in der Ewigkeit entscheidet, daß Gott dort geben wird einem Jeden nach seinen Werken, daß nur der Pfad des Rechtthuns zu den Freuden des Himmels hinführe, daß die heitere Aussicht auf liebliche Belohnungen nur mit dem frohen Rückblick auf edle Thaten verbunden ist, daß den Mangel derselben keine Thränen der Reue und keine ängstlichen Vorbereitungen auf dem Sterbebette ersetzen können, daß am Grabe des Lebens Herrlichkeiten verschwinden, und daher jeder zu beklagen ist, denn hier sein Gewissen anklagt. Wenn nun aber der böse, ausschweifende Mensch in ernstern Augenblicken dies erkennt, und doch zu sehr Sklave seiner Neigung ist, um die Bahn des Verderbens zu verlassen, und wenn er es also ahnet, daß sein Tod einst nicht Hingang zum Vater sondern Erscheinen vor dem ernsten Richter seyn werde, — wie sollte er dann mit Furchtlosigkeit und Ruhe an die Stunde des Erwachens aus seinem gefährlichen Traume denken können?

Ganz anders verhält es sich mit dem Tugendfreunde. Wo Ruhe im Herzen wohnt, da ist keine Furcht; wer den Tod als Freund erwartet, darf nicht vor ihm zittern; wer einem schönern Wohnorte entgegen geht, mag gerne seinen jetzigen verlassen; wer reichlich ausgesäet hat, mag sich auf den Tag der Aernte freuen; wer zum Vater hingeht, wird den Augenblick nicht fürchten, der ihn abruft; wer bereit ist in jedem Augenblicke seinen Lauf zu enden, der bebt vor keiner Ueberraschung! —

Die erste und gewiß die wichtigste Vorschrift zur furchtlosen Erwartung des Todes ist daher: Lebe so, wie du am Grabe wünschen wirst gelebt zu haben; oder: bemühe dich stets in derjenigen Verfassung zu seyn, in welcher man auch ohne weitere Vorbereitung in jedem Augenblicke sterben kann! Versetze dich in die Lage des Sterbenden, und denke dich selbst dem Tode nahe! So wirst du nicht nur dich kräftig angetrieben fühlen stets recht zu thun, sondern auch mit dem Gedanken an den Tod vertraut werden, damit er dir weniger furchtbar erscheine. Betrachte aber hier, um jede Ausflucht dir zu entziehen, nicht blos den matten Greis, der durch sein Alter keine Empfänglichkeit mehr fühlt für die Welt und ihre Freuden: nein, denke dir den kraftvollen Mann, der in des Lebens Blüthe dem Grabe sich nähert. Siehe, wie Alles, was vor kurzem noch ihn anzog, nun seine Reize für ihn verloren hat; wie seine irdischen Wünsche nun alle dem großen Wunsche weichen, beim Rückblick auf sein Leben der Fehler und Verirrungen wenige und dagegen der edlen Thaten recht viele zu finden; wie er jetzt sehnlich wünscht so manche Thorheit nicht begangen, so manches Gute nicht unterlassen zu haben. Siehe oder denke dir, wie der Mensch, den in den letzten Stunden sein ruhiges Bewußtseyn und sein reines Herz verläßt, so ganz verlassen ist, und wie er es jetzt betrauren muß, sich diesen einzig dauernden Schatz nicht erhalten zu haben. Denke dir, wie innig du am Grabe wünschen mußt, hienieden reichen Saamen des Guten ausgestreut zu haben, um dort auch einer reichen Aernte dich erfreuen zu können. Und wenn du dann so die Wünsche kennst, die allein noch in dem Herzen des

bald Vollendeten erwachen können, dann wandle den Pfad zu ihrer Erfüllung, so wirst du mit furchtloser Ruhe an dein Ende denken können! —

Und dieser Pfad ist der Pfad, auf den die Religion uns hinführt, der Pfad der Wahrheit und Tugend! Lebe fromm und gut, so wirst du einst am Abend dich des vollbrachten Lebens freuen können, wirst hinblicken auf dasselbe mit der süßen Empfindung, mit welcher der Wanderer am Ziele auf die vollendete Reise zurücksieht. Wache über dein Herz, und erhalte es der Tugend treu, so wird dies Herz dein Schaz seyn in deinen letzten Stunden. Erfreue und segne deine Brüder, so wirst du einst heiter von ihnen scheiden. Verehre und liebe Gott, so wirst du freudig vor ihn treten. Strebe hieniden schon nach bessern Gütern, so wirst du dich freuen auf jene ewigen, die deiner warten.

Wenn du dich so vorbereitest auf deine letzten Stunden, was könntest du dann noch fürchten? — Wir fürchten nur das, was unsern Zustand verschlimmert: und dir bringt ja dein Ende Segen. Mag es dich auch schnell übereilen, möge keine Zeit der gewöhnlichen Vorbereitung dir vergönnt seyn: Dein ganzes schönes Leben ist ja Vorbereitung; du kannst in jeder Stunde heiter scheiden. Dein Herz ist Gott geweiht, deine Seele ist vertraut mit jener bessern Welt: was solltest du fürchten? —

Eine zweite Quelle der Furcht vor dem Tode ist Ungewißheit. Ja, seufzet vielleicht Mancher im Stillen, wenn jene schönen Vorstellungen nur alle unwidersprechlich gewiß wären, wenn wir deutlich wüßten, worin die Freuden der Ewigkeit bestehen, und was uns dort erwartet; aber noch kam keiner wieder aus dem Lande der Verklärten uns darüber zu belehren. Wen muß nicht diese Ungewißheit beunruhigen? — Aber, ist den die Zukunft wirklich so ungewiß? Hat Gott den Menschen keine Belehrung gegeben über das, was ihnen so große Angelegenheit des Herzens ist? O, lasset uns doch hier zuerst unterscheiden zwischen der Gewißheit von unsrer seligen Unsterblichkeit und zwischen einer ganz genauen Kenntniß aller der Freuden, die uns in einer bessern Welt erwarten!

Daß der Geist des Menschen im Tode seine körperliche Hülle nur ablegt, und nicht mit ihr in den Staub dahin sinkt, daß der Geist dessen, der sein Erdenleben im Dienste der Wahrheit und Tugend vollendete, sogleich in einen bessern Wohnort zum Lohn der Treue übergeht — dafür entscheidet schon laut und überzeugend die unbefangene Vernunft. Und wem ihre Aussprüche nicht genügen, der finde die Bestätigung seines Glaubens an Unsterblichkeit in den klaren Verheißungen des großen Lehrers, den Gott zum Segen der Menschheit sandte, und von dem die heilige Schrift sagt, daß er dem Tode seine Schrecknisse entrissen habe.

Freilich kennen wir hienieden nicht genau alle die Freuden, die dort den Seligen erwarten; noch hat kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und keines Menschen Verstand begriffen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Aber kann das unsere frohe Aussicht in die Ewigkeit vermindern oder trüben? Bedürfen wir mehr zu unserm Troste, als die feste Ueberzeugung, daß ungeahnete, hienieden undenkbare Freuden uns dort erwarten, und daß wir in einen höhern, seligern Zustand übergehen werden? — Um daher auch diese Quelle der Furcht vor dem Tode bei dir auf immer zu verstopfen, und ihm mit heiterer Ruhe entgegen sehen zu können, so befestige in dir durch treuen Gebrauch deiner Vernunft und der Belehrungen deiner Religion den Glauben an Unsterblichkeit! Lerne den großen Reichthum der Kräfte kennen, die dir unmöglich für dieses kurze Erdenleben allein verliehen seyn können: denke an die Bestimmung des Menschen, die mit diesem Daseyn nicht geendigt seyn kann: vertraue auf die Gerechtigkeit Gottes, die erst dort ganz in ihrem Lichte strahlen wird: merke auf die Verheißungen Jesu, die er selbst mit seinem Tode und der Freudigkeit in ihm versiegelte: Bethe die Weisheit des Ewigen an, der uns die einzelnen Seligkeiten jenes Lebens noch verhüllet, und freue dich desto mehr der Stunde, die einst deine Sehnsucht befriedigen wird. Du wirst dann ohne Furcht hin auf die Gräber schauen, und einst am Ziele freudig ausrufen können: Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Triumph?

Eine neue Quelle der Furcht vor dem Tode sind die schreck-

lichen Vorstellungen, welche sich manche Menschen von der Empfindung des Todes selbst machen. So Viele rechnen nämlich hierher die schmerzhaften Gefühle der Krankheit, die freilich oft dem Tode vorangehen, die aber nicht nothwendig vorangehen müssen, und die der Tod selbst nicht sind, da ja so Viele vom Rande des Grabes wiederkehren. Ach! je näher der kranke Mensch dem Tode kömmt, desto mehr verliert er an Lebenskraft, desto schwächer muß also auch das Gefühl der Schmerzen werden. Ein Mensch, der besinnungslos da liegt, kann durchaus nichts empfinden. Krampfhafte Zuckungen sind nicht allemal ein sicheres Zeichen schmerzhafter Gefühle. Wie mancher Kranke, wenn er sich aus dem Zustande der Betäubung erhohlt hat, weiß nichts von allem, was mit ihm vorgieng?

Wieder Andere denken sich den Tod unter traurigen Bildern, und halten sich an die trüben Feierlichkeiten, die mit unsern Beerdigungen verbunden sind. Gewohnt, alles traurige zu fürchten, fürchten sie auch den Tod, den bei uns Farbe, Miene und Leichenzeremonien als etwas trauriges bezeichnen. Das sollte freilich bei uns, denen die Hoffnung der Unsterblichkeit leuchtet, nicht seyn. Sanfte Bilder und heitere Feierlichkeiten sollten es zeigen, daß wir, mit Unterdrückung unserer bangen Trennungsgefühle, den glücklich preisen, der dieser Erde entnommen und in schönere Gefilde des Reichs Gottes verpflanzt ist. Unsere Thränen sollten nur um uns fließen, wir sollten weinen, wie am Busen des Freundes, den sein günstiges Schicksal aus unsern Armen in eine schönere Gegend ruft. Wir sollten mit unserm Blicke nicht auf dem entseelten Körper, auf Sarg und Grab ruhen, sondern freudig hinauf schauen zu dem heiligen Wohnorte guter Seelen. —

Aber laßt es seyn, daß hier noch so viele fehlerhafte Einrichtungen unter uns sind — warum lassen wir uns durch sie irre führen? Warum halten wir uns an jene traurigen Bilder des Todes? — O, verbannet sie aus euerm Herzen, die ihr mit furchtloser Ruhe einst zu sterben wünschet; lernet von Jesu, was Sterben heiße: „Hingehen zum Vater.“ Welches wohlgerathene Kind hat Furcht, wenn es der Vater zu sich abruft?

Aber sich loszureißen von allem, was uns hienieden theuer war, allen den Freuden entsagen, die um uns blühten, nicht mehr die Früchte mancher sauern Bemühungen zu ärnten, uns loszuwinden aus den Armen unserer Lieben — das ist doch hart; das macht den Tod bitter? — möchte da Jemand einwenden. Allerdings kann das den Tod bitter machen denen, die allein am Irdischen hangen, die keine bessere Güter kennen, und an keine lohnende Zukunft glauben. Aber es giebt Regeln der Weisheit, die diese Bitterkeit merklich mildern. Verhüte, daß du nicht an irgend einem irdischen Besitze mit Leidenschaft hangest. Leidenschaften fesseln immer an die Erde, und verhindern das freie Aufstreben des menschlichen Geistes. Der Mensch, der sich ihnen ergiebt, wird nie befriediget, und wird sich daher auch am spätesten Lebensziele nicht ohne Schmerz von seinen Gütern trennen. — Bemühe dich ferner den Werth der Erdengüter und Freuden immer richtiger zu schätzen. Erkenne ihren Einfluß auf unser Glück, aber fühle es zugleich, daß sie doch eigentlich unser Herz nicht ausfüllen können. Bilde schon frühe deinen Geschmack an jenen reinern Freuden, die auch dort uns entzücken werden. Freue dich der Hoffnung dort wieder vereinigt zu werden mit den Guten, die du hienieden liebtest, dort die Theuren wieder zu finden, die früher als du zur Vollendung des ewigen Lebens reiften. Traure nicht darüber, deine Bemühungen für Menschenwohl vielleicht unvollendet verlassen zu müssen. Gott ruft dich ab, er wird durch seine weisen Fügungen vollbringen, was du nur beginnen konntest.

Aber wenn der Mensch auch der Welt gern entbehrt, können auch die Seinigen seiner entbehren? — Ach, dies ist wohl eine der natürlichsten Quellen der Unruhe bei dem Gedanken an den Tod! — So Mancher würde freudig an sein Ende denken, würde die Stunde seiner Auflösung segnen, wenn nicht sein Herz blutete bei der Vorstellung, daß vielleicht mit seinem Tode auch das Glück der Seinen dahin stirbt, daß eine traurende Gattin, daß verlassene Kinder dann an seinem Grabe das Dahinsinken ihrer Stütze beweinen. Indessen werden auch diese Besorgnisse verschwinden, wenn du dich an folgende Regeln hälst: Vollbringe für die Deinigen Alles, was du bei

deinen Lebzeiten thun kannst! Denke dir dein frühes Ende als möglich, und suche durch Sparsamkeit die Deinigen, so viel du kannst, nach deinem Tode vor Mangel zu schützen! Bilde durch eine sorgfältige Erziehung ihr Herz schon frühe für Wahrheit und Tugend, damit sie deine Leitung auch früher entbehren können! Gewöhne sie überhaupt bald an Entbehrung, damit dein Verlust sie weniger niederschlage! Beobachte strenge Ordnung in deinen Angelegenheiten, und triff bei Zeiten die nöthigen Anordnungen, damit dein Tod dich nie überrasche und die Deinigen in Verwirrung stürze! Erwirb dir und deinen Lieben durch ein menschenfreundliches, gemeinnütziges Betragen Freunde, damit die dankbare Nachwelt dich noch in deinen Kindern ehre und ihnen durch Unterstützung vergelte, was sie dir nicht vergelten konnte! Endlich belebe und erhöhe in dir den Glauben an eine alles leitende Vorsehung, und überlasse bei deinem Abschiede die Deinigen mit ruhigem Vertrauen der Vaterliebe Gottes! — Er, der dich gütig leitete bis ans Grab, wird auch ihr Führer seyn und sie nicht verlassen. Christen! wenn wir den Tod aus diesem Standpunkte betrachten, und diese Regeln befolgen, dann wird sicher alle Todesfurcht dahinschwinden, und der große Gedanke der Unsterblichkeit wird jede Unruhe aus unserer Seele verdrängen.

Alles stirbt! ich will das Grab nicht fürchten;
Zwar ist's finster, und die Nacht ist lang;
Doch wer weiß, wie lang die Todten schlafen?
Wer vernimmt den leisen Himmelsgang?
Herr des Lebens! laß mich fröhlich wandeln,
Weil noch Blut und Leben in mir fließt!
Herr des Todes! laß mich fröhlich scheiden,
Wenn die letzte Nacht mein Auge schließt.
Gott, dir leb' ich! Gott, dir will ich sterben!
Und dein Bote wird nicht schrecklich seyn;
Friedlich wirst du einen Engel senden,
Und ich schlaf' in seinen Armen ein.

155.

Wittwe, ehrwürdig.

Groß denkt der Menschenfreund; er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut sich, daß sein Gut

Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert. —
Er setzt das ganze Jahr gewiße Gelder aus;
Für wen? er baut und schützt der Wittwe Haus,
Wird zarter Waisen Gott, und schätzt sich dann beglückt,
Wenn sie, durch seine Hand zum Dienst der Welt geschickt,
Den Zeiten nützlich sind. O, spricht er, dieser Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und später Name.

Gellert.

Steht jemals Jesus ehrwürdiger vor uns, als wo er Unglücklichen hülft, Betrübte tröstet, Kleinmüthige ermuntert und Verfolgte in Schutz nimmt? — Wahrlich, so ist die Liebe. Alle jene kleinen Schranken, die der Eigennutz um so viele Tausende herzieht, sind ihr fremde. Um Nahes und Fernes, um die ganze Natur her flicht sich, wie eine Rosenkette, der Kranz ihrer Entwürfe und Bestrebungen. Spricht aber irgendwo eine auffallende Hülflosigkeit sie an, oder tritt ein Verdienst zu ihr, das ungewöhnlicher Belohnungen werth ist: dann fühlt sie feierlicher sich gerufen: dann glaubt sie, es gelte Alles, was sie vermag; dann übertrifft sie sich selbst. Und wie natürlich! überall schmiegt sich das Zarte an das Starke. Der Epheu sucht eine schirmende Mauer, daran er sich hinauf ranke; die leichten Gewebe zarter Gartengewächse winden sich um eingesteckte Stäbe. Wie das Schwache von Natur zum Starken seine Zuflucht nimmt, so fühlt auch die Kraft, durch des Mitleids milde Regungen, sich hingezogen zur Gebrechlichkeit. Es ist für ein gutgesinntes Herz hinreichend einen Leidenden wahrzunehmen, oder von einem Bedrängten zu hören, um sogleich die Verpflichtung anzuerkennen, hülfreiche Hand zu bieten.

Eine Nachricht der evangelischen Geschichte veranlaßt uns, diese Gedanken auf einen Fall zu beziehen, der im Leben oft vorkommt. Eine Mutter, die eine Wittwe war, verlor durch den Tod ihren einzigen Sohn. Bedurfte es mehr, das liebevolle Herz Jesu, der gerade dem Leichenzug begegnete, in Anspruch zu nehmen? Der Göttliche, der so Manchen schon an die Erde zurückgab, wie bereitwillig mußte er seyn, einen Jüngling zu erhalten, welcher der einzige Sohn seiner Mutter war? der sich keinem Bedrängten entzog, welche heilige Rechte

an sein Herz mußte eine Wittwe haben, welche die letzte Stütze ihres Alters zu Grabe tragen sah? Wie einfach und rührend ist nicht die ganze Erzählung des hl. Geschichtschreibers! Wer bemerkt nicht, wie er gleichsam die höchste Kraft derselben in die wenigen Worte zusammendrängt: und sie war eine Wittwe? Wer verkennt seine Absicht, den Leser oder Hörer vorzüglich auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, damit er nur dafür noch Sinn behalte.

O die ihr schon den Gefährten eures Lebens verloren habt; thut es eurem Herzen nicht wohl, euren Zustand hier mit solcher Zartheit gewürdiget zu sehen? giebt es euch nicht einen Ersatz für so manche Kränkung, daß der Sohn Gottes euch eine besondere Aufmerksamkeit schenkt? Muß es euch eine Religion nicht theuer, nicht doppelt schätzbar machen, die eben der Verlassenen am meisten sich annimmt? —

So führet das Evangelium die Sache der Schwachen und Verlassenen, die Religion des Christenthums ist es, die im Geiste der Liebe Jesu Christi uns zuruft: „Eine christliche Wittwe verdiene unsere vorzügliche Theilnahme, Mildthätigkeit und Verehrung.“ O laßt uns diesem Rufe Gehör geben und durch eine ernstliche Betrachtung für eine so schöne Sache unsere Herzen erwärmen!

Wer im Namen des Christenthums für eine Wittwe vorzügliche Theilnahme fordert, hat gewiß dabei die menschlich fühlenden Herzen schon zum voraus auf seiner Seite. Man darf sich nur lebhaft ihren Zustand denken, um von herzlichem Mitleiden ergriffen zu werden.

Sie hat „den Gatten verloren.“ Wie viel liegt nicht schon in diesen wenigen Worten! Wie viel, wenn sie mit allem Feuer zärtlicher Liebe an ihm hieng! wie viel, wenn er nur ihr Versorger, ihr Beschützer, ihr Rathgeber, ihr wohlmeinender Freund, ihr treuer Lebensgefährte war! wie viel, wenn man die Unterstützungen berechnet, die sie nun vermißt! — Wo sind nun diese Unterstützungen? Die Hand, die immer gab, die immer schuf und wirkte zum Wohl des Hauses, wo ist sie nun? Die ganze schöne, selige Vergangenheit, wo fin-

det die Verlassene sie wieder? Was vermag ihr den erlittenen Verlurst zu ersetzen?

Betrachtet, Christen! die Wittwe in ihrem Schmerz über diesen Verlurst, und in des Schmerzes ersten heftigen Ergießungen. Lasset sogar schon manchen Frühling das Grab des Verblichenen umgrünt haben, und sehet sie nun, wie das Gefühl des Alleinstehens im Leben ihr Herz oft mit allem Wermuth unbefriedigter Sehnsucht füllt;— wie sie, bei so manchem Vorfall, nach dem Rathe des erfahrnern Freundes lauscht, dessen Mund aber verschlossen ist auf ewig; — wie sie, belastet mit Familiensorgen, vergeblich den Lebensgenossen sucht, der mit ihr diese Sorgen theile; — wie sie, umblüht von ihren Kindern, dem Vater mittheilen möchte das Entzücken des Mutterherzens, die Wonne der Hoffnung, die Unruhe der Besorgniß, aber der Vater schläft des Todes langen Schlummer, und läßt mit ihren Wünschen und Thränen sie allein; — wie sie der Zeiten gedenkt, wo auch auf sie ein Strahl der Achtung fiel, die man dem Gatten zollte, wie aber, seit er die Augen schloß, alles das aufgehört hat, und wie Undankbare, die in den Strahlen seines Wohlthuns sich wärmten, von der Zurückgelassenen keine weitere Kenntniß mehr nehmen. In diesem Bilde, christliche Menschenfreunde, stellt euch die Wittwe vor; könnt ihr es ansehen ohne Theilnahme? —

Und wenn es ihr wohlgienge, wenn ihren Fleiß der Himmel segnete, wenn ihre Kinder hoffnungsvoll heranwüchsen, wenn sie trotz der vielen Hindernisse und Beschwerden sich hindurch kämpfte, und mit seltener Kraft festhielte des Hauses Zügel, wenn es ihr gelänge, das große Werk, das der Sterbende ihr zurückließ, und das oft beiden Gatten schwer wurde, allein und ruhmvoll zu vollenden: müßte das nicht zu inniger Mitfreude uns stimmen? könnten wir einer Wittwe das gute Fortkommen mißgönnen? könnten wir ungern sehen, wenn Gott ihren einsamen Weg mit Blumen bestreut? könnten wir ein Weib beneiden, wenn eine höhere Hand ihre Schwachheit unterstützt, und wenn in der Wermuth Becher von oben sanfte Milderung träuft?

Leidet sie aber vollends; dringt von mehrern Seiten die

Trübsal auf sie ein; wird es ihr bei aller Anstrengung fast unmöglich mit ihren Lieben sich emporzuhalten; verliert sie auch noch diese durch den Tod; muß sie ihre letzte Stütze fallen sehen: wem sollte ihr Geschick nicht das Herz ergreifen? wer sich nicht tröstend an ihre Seite stellen? wer nicht gern in ihrem Herzen die tröstliche Versicherung wecken, daß sie noch unter Wesen wohne, zu denen sie Vertrauen haben dürfe?

In der erwähnten evangelischen Geschichte bestätigt es sich, wie natürlich das Alles sey. Denn wir lesen nicht nur von dem ersten der Menschenfreunde, von Jesus: und da der Herr die Traurende erblickte, bemitleidete er sie, und er sprach zu ihr: weine nicht! Wir bemerken außerdem eine Theilnahme, die alle Anwesenden ergriff; kein Herz blieb der tief gebeugten Mutter verschlossen; das Mitgefühl des Schmerzes war auf allen Gesichtern bemerkbar, und offenbarte sich durch Thränen. Nicht minder lebhaft zeigte sich nachher das Mitgefühl der Freude, als der Jüngling wieder zum Leben erwachte. Erstaunen durchdrang alle Zuschauer; alles jubelte, und rief: es ist ein großer Prophet unter uns aufgetreten, und der Herr hat sein Volk heimgesucht.

Das Zweite, was von uns das Christenthum für eine Wittwe fordert, ist vorzügliche Mildthätigkeit. Wir sollen ja, als Gottes Kinder, ein ungetheiltes Gemeinwesen, eine Familie bilden, wo, wenn ein Glied leidet, alle mitleiden, und wenn es einem wohl geht, alle sich mitfreuen. Der Nächste ist uns der, den die größte Noth drückt, und unsre fröhlichste Gabe ist Gott die liebste. Unter welchem Vorwande könnten wir also einer Wittwe uns entziehen, oder ihre Ansprüche zurückweisen? — Befindet sie sich freilich in einer Lage, die sie gegen den Mangel schützt, und weit vielleicht über unsere Fürsorge erhebt; strömen ihr auch nach des Gatten Tode die Quellen des alten Wohlstandes in gewohnter Fülle: dann wird sie eine Ausnahme von der Regel machen. Allein die Wittwe tritt meistens in einem ganz andern Bilde auf. Sie bedarf des Zuspruchs in ihrer Verlassenheit; wer wollte ihr diesen vorenthalten? sie bedarf der Hülfe in so manchem Drange des Lebens; wer wollte ihr diese nicht leisten? Sie bedarf der

Vertheidigung gegen fremde Gewalt; wer wollte Bedenken tragen, diese zu übernehmen? Sie bedarf vor dem Richterstuhle, bei den Vorstehern, wohin ihre sanfte Klage nicht dringt, oder wohin ihre Schüchternheit die Stimme zu erheben nicht wagt, eines nachdrücklichen Fürwortes; wer wollte anstehen, es für sie einzulegen? Sie bedarf zarter Schonung, wenn sie gedrängt von Noth mit Bitten zuweilen lästig wird; wer wollte ihr gebrochenes Herz durch Härte noch mehr betrüben? Vielleicht ist sie drückend arm; der Kinder, die von ihrem Brode sich sättigen wollen, sind viele; die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens stehen hoch im Preise; eine Thätigkeit, die ihre Kräfte aufzehrt, und die zum mühseligen Tage unverdrossen manche Stunde der Nacht beifügt, kann gleichwohl diese Hindernisse nicht besiegen; Krankheiten haben den Sparpfenning erschöpft; traurige Zeitereignisse die Mittel zu verdienen gemindert; der Tod den ältesten Sohn — den Einzigen — der schon mitrathen und wirken konnte, von ihrem Herzen gerissen. Müßte der Mensch nicht ein Tigerherz haben, der sich unter solchen Umständen weigerte durch christliche Mildthätigkeit die unverschuldete Noth der Bedrängten zu mildern?

Oft wendet der harte Mensch, der nicht helfen will, gegen die Verlassene ein: sie habe ihr Elend selbst herbeigezogen. O die dreimal unglückliche Wittwe, die von einer solchen Anklage sich getroffen fühlt, — die den Erwerb des fleißigen Gatten vergeudete, — die nur mit Wermuth den Kelch seines Lebens füllte, und seinen allzufrühen Tod auf der Seele hat! Wer kann ihr Ruhe geben, wenn ihr Herz zu dieser Schande sich bekennen muß! — Sparet doch, ihr alle, die ihr noch wandelt an der Seite eines treuen Gatten, sparet euch und euren Kindern, des Hauses theuersten Besitz, seiner Tage Kleinod! verkürzet dem durch Verdruß das Leben nicht, auf dessen Erwerb und Fürsorge euer Fortkommen beruht! — Kommt uns indessen das Gericht zu! — Wer ohne Sünde ist, hebe den ersten Stein auf! Wer nicht ganz rein sich weiß, der sey barmherzig; und anstatt zu fragen: was macht dich strafbar? frag' er mild und liebreich: was bedarfst du? wie kann ich dir helfen? Und ist es denn nicht in tausend Fällen Gottes Hand, die

eine Ehe trennt? — Auch unsre Tage stehen im Buche des Unerforschlichen. Auch deine Lebensgefährtin, Hausvater! kann ein gleiches Loos treffen. Auch deine Kinder, Gattin! können, wer weiß wie bald? am Sarge des geliebten Vaters stehen und verwaiset die Hände ringen, und an seinem Halse hängt die Tochter, und um seine Kniee schmiegt sich der Knabe nicht mehr. — Ein gleiches Schicksal stimmt zu ähnlichen Empfindungen. Nicht ihren Kindern also, die sie dem Vaterlande erziehen soll, gehört die Wittwe allein; sie gehört nicht blos dem erwachsenen Sohne, der redlich theilen soll mit der sorgenden Mutter jede Lebensnoth. Sie gehört der Menschheit. Haben Bedürftige überhaupt auf ihrer Brüder Milde ein gültiges Recht, so hat die Wittwe mit ihren Waisen ein zehnfaches; und es kann in uns kein Herz schlagen, das nicht in seinem Innersten erschüttert werden müßte, wenn es mit besonderer Anwendung auf Wittwen den Bibelspruch vernimmt: „So Jemand dieser Welt Güter hat, und sieht eine Wittwe darben, und verschließt ihr seine Hand: wie bleibt in dem die Liebe Gottes?“

Sehen wir doch auf Jesus! Ihn jammerte nicht nur der Mutter, wie sie hinter der Bahre ihres einzigen Lieblings herwankt; auch nicht am bloßen Worte genügt seiner hohen Seele. Er tritt hinzu, hülft und giebt den Sohn der Mutter wieder. O wie Manchem wohl von denen, welche die Todtenbahre still umdrängten, hatte auch das Herz gebrannt zu einer gleichen Großthat! Aus wie mancher frommen Brust mochte laut der Seufzer aufgestiegen seyn: ach könnt' ich ihn dir wiedergeben, den Einzigen! — Aber nicht empor reichen, Sohn des Allmächtigen! kann unsere Armuth an die Fülle deiner Kraft. Wir können nur streben, dir nachzuahmen, nur versuchen, was du in himmlischer Vollendung vor uns aufstellst. Diesen Versuch wollen wir denn machen. Nicht vergessen wollen wir, daß es eine Hauptforderung unserer hl. Religion ist Wittwen und Waisen hülfreiche Hand zu bieten. Hier vorzüglich ist die christliche Mildthätigkeit an ihrem Orte.

Das Dritte und Letzte, was das Christenthum für eine Wittwe von uns fordert — ist vorzügliche Verehrung. Es

sage Niemand, eine Verehrung, die man für einen ganzen Stand begehrt, habe allemal etwas Zweideutiges, etwas Schwankendes; und je zarter die Ehre eines Standes sey, desto widriger müsse es auffallen sie durch schlechte Sitten zu beflecken. Daraus folgt nichts weiter, als daß keine Wittwe an der Ehre, die ihr Stand ihr zusichert, sich genügen lassen darf; sondern daß sie den Ehrenplatz, der ihr von der Vorsehung angewiesen ist, durch persönliche Tugenden suchen muß zu verdienen und zu rechtfertigen. Kennt sie ihre Würde nicht, benutzt sie die Auflösung ihres ehelichen Bundes zu pflichtvergessener Lebensart; hält sie sich für berechtiget über alle Grenzen der Ehrbarkeit frech hinwegzuschreiten; vernachläßigt sie die vaterlosen Waisen, anstatt sie zärtlicher zu lieben und gewissenhafter zu erziehen; ergiebt sie sich, während sie ihre Thätigkeit bis zur höchsten mütterlichen Aufopferung steigern sollte, einem erniedrigenden Müßiggange, und braucht sie den Namen einer Wittwe und Mutter fortan nur dazu, um den Staat und die Menschheit durch ihre verschuldete Armuth zu belästigen: wer kann sie dann ehrwürdig finden? wer kann ihr Ehre geben, wenn sie keine verdient? wer kann huldigen, wo er mißbilligen, verachten muß? Das Schlechte ist nirgend empörender als bei Personen, die man gern hochachten mögte. Der hl. Apostel Paulus macht in seinem ersten Briefe an den Timotheus von dieser Art Wittwen eine treffende Beschreibung. Abtrünnig von Christo, sagt er, und treulos dem der Gemeine geleisteten Gelübde, denken sie nur ans Freien; anbei sind sie faul und schwärmen herum. Ja nicht nur müßig sind sie, sondern auch Klätscherinnen; reden, was nicht seyn soll, und stiften mit ihrem Geschwätze nur Unheil; leben in allerlei Wollüsten, und sind für die Gemeine lebendig todt. Solcher Wittwen entschlage dich. Ehre aber die Wittwen, welche rechte Wittwen sind. Das aber ist eine rechte Wittwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellt, und im Gebeth Trost findet. — Und wie könnte sie anders! ruhet denn nicht auf ihr des Hauses Wohlfart und der Kinder Heil? Geht nicht von ihr jede Anordnung aus? — Wie könnte sie anders, als einsam seyn, und ihre Hoffnung auf Gott stellen, und von

Zeit zu Zeit durch inbrünnstiges Gebeth um seinen Segen flehen? Auch sie liebte vormals unschuldige Zerstreuungen durch Umgang und Gesellschaft; aber sie hat es ihm angelobt, dem scheidenden Gatten, in der letzten Stunde hat sie es ihm angelobt, ihren gemeinschaftlichen Lieblingen Alles zu seyn. — So beschränkt sie sich denn auf die Freude an diesen theuren Pfändern ihres verschwundenen Glücks, und ihre Kinder sind ihre Welt. Sie kann nicht zum Schimmer sie erziehen; aber sie bildet Söhne voll Rechtschaffenheit und Biedersinn und Töchter voll Sittsamkeit und Häuslichkeit; sie läutert durch Gottesfurcht die Herzen, und die Beispiele zu jeglicher schönen Lehre enthält ihr eigenes Leben. Sie hat einst mehr aufwenden können für die Bedürfnisse des Augenblicks, aber sie entbehrt ohne zu klagen. Sie hat es einst gemächlicher gehabt, aber sie murret nicht. Sie hat einst Huldigungen empfangen, aber sie ist der Huldigung nun um so werther, da sie nach keinem Beifalle mehr strebt als nach dem Beifalle des Himmels. Sie kann zuweilen nur mit der höchsten Anstrengung das Nöthige herbeischaffen, und oft mangelt ihr auch dieses; aber lieber erschöpft sie sich selbst, und darbt, ehe sie sich entschließen kann ihr Zartgefühl aufzuopfern und eine zudringliche Bettlerin zu werden. Sie giebt, so viel sie kann, und vielleicht ist ihre Gabe nur klein; aber sie giebt mit anspruchloser Bescheidenheit, sie giebt aus der Fülle eines liebreichen Herzens. Bedarf es mehr als dieses schönen Bildes, um unsere volle Hochachtung in Anspruch zu nehmen? Auch hier also sey Jesus wieder unser Vorbild. Viele Reiche legten ihre Opfer in den Gotteskasten; deßgleichen that eine arme Wittwe, die aber nicht mehr als einen Heller einzulegen hatte; und doch giebt ihr Jesus das Zeugniß, daß sie mehr als Alle gegeben habe. Er ehrt diese arme Wittwe laut und öffentlich. Ist nicht diese Auszeichnung ein Wink für uns, wie er, einen Stand zu ehren, auf dem leider die Verachtung der undenkenden Menge so schwer liegt! Ehre, wem Ehre gebührt! und wem gebührt sie mehr als einer Wittwe, deren Tugend, seitdem ihr Mann todt ist, die schönste Blume auf seinem Grabe ist.

Ja, Herr! wir wollen ihnen
Durch Rath und Warnung dienen,
Sie trösten und erfreu'n.
Denn unter deiner Sonne
Ist's doch die größte Wonne,
Dir, Gott! im Wohlthun ähnlich seyn.

Reimold.

156.

Das Gute nie der Ehre wegen thun.

Wenn zur Vollführung deiner Pflichten
Dich Gottes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir Alles fehlet.
Wenn Vortheil, Selbstsucht, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen:
So thue noch so gute Thaten;
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Gellert.

Wir sollen das Gute nie der Ehre wegen thun; aber es ist doch auch wieder gut, wenn das geschehene Gute weiter bekannt wird. Eitle Absichten lassen sich mit der Tugend durchaus nicht vereinigen; indessen kann doch das geschehene Gute von Andern gerühmt werden, ohne daß es an Werth etwas verliere. Verdientes Lob weckt Nacheiferung, und lenkt die Aufmerksamkeit auf schöne Thaten, die das Herz wohlthätig erwärmen und den edlen Nachahmungstrieb anregen. Auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Menschheit, auf der gegenwärtigen Stufe ihrer sittlichen Bildung werden die Pflichten, wenn man anders noch an ihre Beobachtung denkt, und sie nicht vernachläßiget, umgeht, verachtet, am häufigsten aus Eigennutz und Ehrsucht erfüllt. Man sehe auf der mehresten Thun und Lassen, man höre auf ihre Urtheile, und erforsche ihre Absichten: und man wird keine Mühe haben sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Entweder liegt Hoffnung und Liebe zu zeitlichem und ewigem Gewinne oder Furcht vor Unannehmlichkeiten in der Gegenwart oder Zukunft, oder

Eitelkeit und Stolz im Hintergrunde. Der eine thut, was das Gesetz vorschreibt, entweder um einen Vortheil zu erringen, oder um Ehre und Lob einzuerndten; der andere, um, wenn ihm auch die Hoffnung, in dieser Welt dafür bezahlt zu werden, fehlschlagen sollte, doch in der künftigen ein desto glücklicheres Loos zu ziehen. Dieser unterläßt das Böse, damit er nicht entdeckt werde, und um Ehre und guten Namen komme, oder damit er schmerzhaften Empfindungen entgehe, welche ihm seine Uebelthat zuziehen könnte; jener will sich nicht um die Freuden des bessern Lebens bringen, und sich den Büßungen nicht aussetzen, welche von Gottes Gerechtigkeit auf schwere Pflichtverletzung gelegt sind. Brauchen wir uns wohl noch zu besinnen auf die Frage, ob dieß eine Gott wohlgefällige, eines Christen würdige Gesinnung, ob es jenes freudige Rechtthun sey, das Jesus den Bekennern seiner Lehre empfiehlt! Tugend ist Liebe zum Guten, mit dem ernstlichen Streben es auszuüben; sie besteht in dem ernstlich anhaltenden Willen den Anmaßungen unserer Sinnlichkeit zu widerstehen und uns allein von dem heiligen Gesetze Gottes, wie uns solches ins Herz geschrieben ist, leiten zu lassen. Der allein ist tugendhaft, der Alles, was gut und recht ist, aufrichtig achtet und liebt, und eben darum auch willig und freudig vollzieht; der keinen andern Willen hat, als überall und allzeit und unter allen Umständen zu thun, was Gott will und den Forderungen des Gewissens angemessen ist; der diesen Willen zur herrschenden Gesinnung werden läßt, und jede andere Triebfeder verwirft, oder nur in soferne darauf achtet, als sie diesen reinen Willen zu bestärken dient, und der, sollte er auch sterben müssen, entschlossen ist, nichts seiner Pflicht zu vergeben.

Handlungen also können keinen innern Werth haben, bei denen blos Eigenliebe, Eitelkeit, Stolz und Ruhmsucht zum Grunde liegen. Nur die Stimme unseres Gewissens, nur die reine Achtung für unsere Pflicht, nur der Wille eines Gottes, für den wir auch dort, wo wir von keinem Menschenauge gesehen werden, Verbindlichkeit fühlen, können uns überall und allzeit antreiben rechtschaffen zu handeln. Sieht der Eigennützige seinen Vortheil nicht, so unterläßt er heute das Gute,

das er gestern mit so vieler Aufopferung, wie es schien, befördert hat. Ist der Ehrgeizige allein, wird er von keinem Menschenauge gesehen, so bringt er doppelt den Zwang wieder ein, den er sich sonst anthun mußte. Nie werden wir unsere Pflicht überall erfüllen, nie allzeit und überall gut seyn, wenn uns nicht die reine Achtung für unsere Pflicht und der Wille Gottes spornt, der durch die Stimme unseres Gewissens sich ausspricht.

Wie wenig die glänzendsten Handlungen wahren Werth und innern Gehalt haben, bei denen eigennützige oder eitle Absichten im Hintergrunde stehen, sieht selbst der kurzsichtigste Mensch ein: nie wird er eine That loben, nie ein Verdienst anpreisen, wenn er zum voraus weiß, daß Gewinnsucht oder Stolz die Triebfeder war. Jene Pharisäer, deren die evangelische Geschichte erwähnt, betheten viel, fasteten streng, und waren äusserst pünktlich in Vollziehung alles dessen, was die mosaische Religionsverfassung vorschrieb; darum aber waren sie nichts weniger als gründlich fromm und gottesfürchtig, weil ihre Absicht nicht rein war. Es war ihnen mehr am menschlichen Beifall als an dem guten Zeugnisse ihres Gewissens gelegen; darum benutzte auch Jesus jeden Anlaß, sie öffentlich zu beschämen und sie für das kennbar zu machen, was sie wirklich waren, für verschmizte Frömmler und Heuchler. Da sie immer nur auf das Aeußerliche sahen, und scheinen wollten, was sie nicht waren, so trug er kein Bedenken, sie mit Grabmälern zu vergleichen, welche eine schöne, reinliche Außenseite haben, inwendig aber voll Moder sind.

Daß wir das Gute nicht des Lobes wegen thun sollen, können wir von Niemand besser lernen als von Jesus selbst. Sein Beispiel ist für uns die richtigste Lebensregel. Niemand that so viel Gutes als er; alle seine Lebensstunden waren mit Wohlthun bezeichnet, er gab Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Kranken die Gesundheit, Todten das Leben wieder; er unterzog sich tausend Beschwerden: aber nie geizte er nach Lobeserhebungen: er geboth sogar das Geschehene geheim zu halten, um uns die wichtige Lehre durch sein Beispiel anschaulich zu machen, daß ein gutes Werk, eine

wohlthätige Handlung, wenn sie gut und verdienstlich seyn soll, nicht um des Aufsehens und der Ehre wegen geschehen dürfe. Niemals suchte er seine eigene Ehre, sondern immer nur die Ehre dessen, von dem er seine Sendung hatte. Mit seinem Thun stimmte seine Lehre vollkommen überein, besonders in Beziehung auf Handlungen der Wohlthätigkeit. „Wenn du Allmosen geben willst“, sprach er öfter, „so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.“ Damit wollte er sagen: verrichtet eure Werke der Wohlthätigkeit so still und geräuschlos, als es die Umstände zulassen; machet es nicht wie die Pharisäer, die ihre guten Werke überall zur Schau trugen um gelobt zu werden.

Leider findet diese Lehre noch immer vielen Widerspruch; die bescheidene Tugend ist noch immer eine seltene Erscheinung; noch ist das Geschlecht der Pharisäer nicht ausgestorben; ihre Denkart und Gesinnung hat sich sogar auf die Bekenner des Christenthums vererbt; Scheinen und Seyn ist nicht immer beisammen; mancher übt das Gute nicht aus innerm Triebe, nicht aus reiner Achtung der Pflicht, sondern um der üblen Nachrede zu entgehen, oder um von Andern gelobt zu werden. Solche Menschen denken wohl nicht daran, daß Menschenlob eine schlechte Belohnung fürs Gute ist, wenn das Gewissen als Kläger gegen uns auftritt. So wenig wir indessen das Gute um des Lobes und der Ehre willen thun dürfen, so ist es doch auch wieder gut, wenn das geschehene Gute weiter bekannt gemacht und gepriesen wird. Es kommt da nur darauf an, daß ein solches Lob von uns nicht gesucht und der Ruhm nicht die Haupttriebfeder wird. Wir sollen das Gute aus reiner Achtung fürs Gute und aus Liebe zu Gott thun, dessen Wille sich durch die Stimme unseres Gewissens ausspricht; wenn uns dann dafür, ohne daß wir es beabsichtiget haben, Lob, Ehre und Beifall zu Theil werden, so kann dadurch der Reinheit unserer Tugend keineswegs Abbruch geschehen, weil wir ja nicht das Lob sondern nur das Gute gewollt haben. Dadurch, daß man unsere wohlthätigen Handlungen anrühmt, verlieren sie nichts von ihrem innern Gehalt. Jesus wurde gegen seine Absicht und gegen sein Verboth wegen der

Gesundmachung eines Taubstummen gelobt und laut gepriesen, wer wollte darum seiner schönen Handlung den gebührenden Werth absprechen? —

Bekanntmachung des geschehenen Guten und verdientes Lob desselben, wenn es nicht in Schmeichelei ausartet, kann wieder manches Gute bewirken, und eine ergiebige Quelle des Segens werden. Einmal wird Gott selbst dadurch geehrt und gepriesen. Was kann in der That Gott mehr ehren, als das, was das Schätzbarste in der Welt ist, die Achtung für sein Geboth, und das Bestreben, seinem heiligen Willen nachzukommen? Was kann ihn mehr ehren, als sittliche Rechtschaffenheit und Tugend, die sich Gott selbst zum Muster nimmt, dem sie immer ähnlicher zu werden trachtet? Je mehr es sich zeigt, daß die Menschen ihre Pflichten als Gottes Gebothe achten und vollbringen; je eifriger sie nach Tugend ringen; je lebhafter Gottes Eigenschaften so zu sagen an den Menschen sichtbar werden, um so mehr wird Gott selbst dadurch geehrt. Darum sagt auch Jesus, wir sollen unser Licht leuchten lassen, damit der Vater im Himmel gepriesen werde.

Ferner fordert das bekannt gemachte Gute zur Nachahmung auf. Wer weiß es nicht, was für einen großen Einfluß Beispiele auf unsere Sitten haben? — Wenn wir z. B. von einem hören, wie er schon viele Jahre lang seinem schweren Berufe, vielleicht bei einem geringen Einkommen, mit der größten Anstrengung und Gewissenhaftigkeit nachkommt; von einem Andern, wie er bei den stärksten Reitzungen zur Sünde, der Pflicht getreu geblieben ist; von einem Dritten, wie er nicht blos von seinem Ueberfluß, sondern von seiner Nothdurft vieles zur Unterstützung eines Armen gethan hat — wie! sollten da solche Beispiele nichts vermögen unsern Berufseifer lebhafter, unsere Treue fester, unsere Liebe wärmer zu machen? sollten wir da, wenn wir die Tugend gleichsam in Person vor uns sehen, die Stimme des Gesetzes nicht um so vernehmlicher aus unserm Herzen sprechen hören? sollten wir uns nicht um so muthiger entschließen, das Gute, das wir an andern finden, uns anzueignen? — Was kann da natürlicher seyn, als jene bekannte Ermunterung, womit der heilige Augustin von Zeit

zu Zeit seinen Berufseifer belebte: konnte das dieser oder jener, warum sollte ichs nicht auch können? — Oder worin kann und soll unsere Heiligenverehrung bestehen, worin anders, als in dem Bestreben, das Gute, das wir an ihnen bewundern, auf uns zu übertragen, und durch Nachfolge im Guten ihnen ähnlich zu werden? Was wollen die Worte des heiligen Apostel Paulus anders, wenn er an die Korinthier schreibt: „Seyd unsere Nachfolger, gleichwie wir Nachfolger Gottes und Jesu gewesen sind.“

Endlich kann es auch noch von einer andern Seite für uns gut seyn, wenn das geschehene Gute zuweilen laut und allgemein angerühmt wird, in so ferne nämlich der Gedanke: daß das Gute schon hier Lob und Beifall findet, den Eifer des schwächern Tugendfreundes belebt und stärket. Fände das Gute hier gar kein Lob, gar keine Aufmunterung, würde der Bessere gar nie hervorgezogen, wie viel würde das Gute selbst verlieren? Darum mag sich besonders der Anfänger in der Tugend damit stärken, daß es der Tugend auch hier nicht an Ehre und Beifall fehle, und daß die Gottseligkeit Verheißungen für dieses und das künftige Leben habe.

Nehmen wir uns also stets wohl in Acht, daß uns bei unsern Handlungen nie unlautere Absichten beschleichen. Achtung für unsere Pflicht und Liebe zu Gott bleibe immer die erste Quelle unserer Handlungen. Eitelkeit, Stolz und Ruhmsucht würde den Glanz der wohlthätigsten Handlungen verdunkeln. Legt man unsern Thaten Lob bei, das wir nicht gesucht haben, so sey uns dasselbe Aufforderung zu größerm Berufseifer, und die Ehre auf den hinzuleiten, von dem alles Gute kommt.

Süß ist der Beifall, welchen die That erringt
Von wahren Richtern, obwohl auch Sterblichen;
  Ein Flammenhauch füllt er mit Gluth die Seele,
Reisset sie fort zu noch größeren Werken.

Was aber ist er gegen die Billigung
Der ew'gen Wahrheit, wenn sie herniederschaut
  Aus jedem Strahlenkreis der Schöpfung, wenn sie
Tief in dem Grunde des Herzens zeuget?

— — — —

— — O lebe der Tugend nur,

Und wiss': es lohnt dich nicht der Menschen Lächeln,
Nein! dich belohnet ein anderer Beifall.

Reimold.

157.

Gottesverehrung.

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht
Geschenk und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret.
Wenn uns gefällt, was Gott gefällt,
Dann wird er recht verehret.

So verderbt die Sittenlehre der Juden zu den Zeiten Jesu überhaupt war, so verderbt war auch insbesondere ihre Lehre von der Sabbathsfeier. Als Beweis mag die Frage dienen, welche Jesus nach der evangelischen Erzählung den Schriftlehrern und Pharisäern vorlegte: „Ist's auch recht, am Sabbath zu heilen?“ — Wer würde in unsern Zeiten auf eine solche Frage in Verlegenheit seyn? Wer zweifeln, ob es mit der Verehrung Gottes bestehen könne, an einem Gottgeheiligten Tage im Wohlthun ihm ähnlich zu werden? Wer die geringste Bedenklichkeit sich daraus machen, an einem solchen Tage einem Nothleidenden zu helfen, einen in Gefahrschwebenden zu retten, einen Unglücklichen zu erfreuen? Wahrhaftig, nur ein Jude mag sich bedenken am Sabbath seinen Ochsen oder Esel aus dem Brunnen zu ziehen, und es für Sünde halten zur Rettung eines Unglücklichen die Hand zu biethen! Wem leuchtet da nicht der Vorzug unserer heiligen Religion ein? Wer fühlt sich nicht gedrungen, den göttlichen Lehrer dankbar zu preisen, der über wahre Gottesverehrung uns reinere Vorschriften gab?

Indessen giebt es noch immer Juden selbst mitten im Christenthum, d. h. grob-sinnliche Menschen, die den Geist ihrer Religion nicht kennen, und den Mangel frommer Gesinnung und reiner Berufstreue durch geist- und herzlosen Zeremoniendienst ersetzen wollen. Weil die Großen dieser Erde oft daran Behagen finden, wenn man durch Lobeserhebungen und

Ehrenbezeugungen ihrer Eitelkeit huldiget, so wähnt der große Haufe, auf eben diesem Wege Gottes Beifall und Gnade zu erringen. Dadurch wird erklärbar, wie so mancher, der von keiner öffentlichen Gottesverehrung wegbleibt, ein fleißiger Kirchengänger und Vielbether ist, doch ein durchaus schlechter Mensch bleiben kann.

Es lohnt sich also der Mühe, folgende Fragen tief zu beherzigen: 1) Worin besteht wahre Gottesverehrung, und ist sie nicht mit Religion einerlei? 2) Welches sind ihre wesentlichen Bestandtheile? 3) Kann der Mensch äußere Religion vermissen? 4) Wie war die öffentliche Gottesverehrung der ersten Christen beschaffen? 5) Ist diese Gottesverehrung in der Folge nicht ausgeartet?

Wahre Gottesverehrung besteht in Erfühung der Pflichten unter achtendem Aufblick zur Gottheit. Jede andere Verehrung artet in Zeremoniendienst aus, der für verletzte Pflichten keine Entschädigung seyn kann. Diese Behauptung bestätiget Jesus durch die ganze Dauer seines Lebens, das er uns als einen Spiegel zurückgelassen hat, in den wir recht oft hineinsehen sollen. Es wird doch gewiß Niemand in Abrede stellen, daß er ein eifriger Gottesverehrer war: „wisset ihr nicht", sprach er schon als zwölfjähriger Knabe, „daß ich mich mit dem befassen muß, was meines Vaters ist?" Und o wie so ganz diesen Gesinnungen angemessen war sein Beispiel! sein ganzes Thun und Treiben hatte keine andere Richtung, als bald den leiblichen, bei weitem aber noch öfter den geistigen Bedürfnissen der Menschheit zu steuren. Bereits jeder seiner Schritte durch dieses Erdenleben war mit wohlthätigen Handlungen bezeichnet; besonders war sein Bestreben rastlos das Reich der Finsterniß zu zerstören, und die Menschheit im Gebiete der Sittlichkeit vorwärts zu rücken oder Wahrheit und Tugend immer mehr in Aufnahme zu bringen. Diesem schönen Zweck war sein ganzes Leben geweiht, und er bewies noch sterbend am Kreuze, daß er darauf einen größern Werth legte, als auf alle die Vorzüge, welche die Welt ihren Verehrern anbiethet.

Ja, Jesus stand ohne Unterlaß im Dienste der Menschheit, den er durch achtenden Aufblick zu seinem himmlischen

Vater zur reinsten Gottesverehrung erhob. Wer wollte alle die Belege aufzählen, welche uns darüber die evangelische Geschichte darbiethet? — Wir sehen ihn allemal seine Augen zum Himmel erheben und zu seinem himmlischen Vater bethen, ehe er Wunder wirkt, ehe er den Samen seiner beseligenden Lehre ausstreut. Wer wird nicht bis zu Thränen gerührt, wenn er hört oder liest, wie er immer zuerst auf Menschenwohl drang? wer kann seine Worte vergessen, womit er seinen Schülern die Pflicht Barmherzigkeit zu üben ans Herz legte: "wahrlich, was ihr einem von den mindesten eurer Mitmenschen gethan habt, das habt ihr mir gethan."

Nach dem reinen Sinne der Worte Jesu galt ihm also Menschendienst, selbst auf körperliche Bedürfnisse bezogen, eben so viel als das, was man Gottesdienst nennt. Nur müssen die leiblichen Werke der Barmherzigkeit den geistlichen nachstehen, weil auch der Körper der Seele nachsteht. Wer immer gegen seine Nächsten die Pflichten erfüllt, die ihm die Liebe auflegt, der steht beständig im Dienste der Gottheit, und eine reinere Religion ist nicht gedenkbar.

Die Religion überhaupt umfaßt zwei wesentliche Bestandtheile. Der erste ist Glaube an eine Gottheit. Dieß bestätigt schon der gemeine Sprachgebrauch. Gehen wir in der Geschichte nicht nur bis zur Wiege des Christenthums, sondern selbst tief in das Heidenthum zurück, so werden wir das Wort "Religion" nur immer von solchen Menschen ausgesprochen finden, welche an höhere Wesen, ein oder mehrere Götter glaubten. Einem Gottesläugner hat man nie Religion wohl aber das Gegentheil beigelegt. Dem Sprachgebrauche steht die Offenbarung zur Seite. Wenn Jesus seine Apostel in alle Weltgegenden aussendet, um seine beseligende Religion allen Völkern zu predigen, so legt er ihnen sehr oft und nachdrücklich den Satz ans Herz: "Wer da glaubt, der wird selig, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." Daß hier vom Glauben an Gott die Rede ist, und nur davon die Rede seyn kann, ist einleuchtend, weil Jesus unbegränzte Gottesverehrung davon ableitet und die Seligkeit daran knüpft.

Es folgt jedoch hieraus nicht, daß der Glaube an die Gott-

heit den Begriff der Religion ganz erschöpfe; davon ist sittlich gutes Handeln unzertrennbar. Wenn ein Mensch die Pflichten gegen sich und Andere verletzt, wenn er seinen Mitmenschen haßt, seine Hand nach fremdem Gut ausstreckt, seinen Bruder unterdrückt, wenn er andere, oder wohl gar aus Lebensüberdruß sich selbst mordet, so heißt es von ihm: der Mensch hat kein Gewissen, keine Religion; er ist ein gottloser Mensch. — Der Sprachgebrauch, welcher bei Untersuchungen der Art Sitz und Stimme hat, erheischt also offenbar, um den Begriff von Religion zu erschöpfen, nebst dem ächten Glauben an die Gottheit, auch noch ein diesem Glauben angemessenes, sittlich gutes Handeln, nämlich Erfüllung der Pflichten des Menschen gegen Menschen. Dieser Sprachgebrauch findet wieder im Buche der Offenbarung, wo man es nur aufschlägt, nachweisende Stellen. Jesus, der Stifter der hl. Religion, nach der wir uns nennen, redet nie vom Glauben, ohne zugleich auf Liebe Gottes und des Nächsten, auf Haltung der Gebothe, auf Erfüllung der Pflichten hinzudeuten. Es sind der Stellen zu viele, als daß wir sie alle nach ihrem ganzen Umfange anführen könnten, und sie sind zu bekannt, als daß sie einer besondern Nachweisung bedürften.

Wie das Evangelium, so reden die Briefe der Apostel. Der hl. Paulus erwähnt des Glaubens nie, ohne ihm die Liebe an die Seite zu stellen. Wäre mein Glaube so groß, spricht er, daß ich mit ihm unmöglich scheinende Dinge bewirken, Berge versetzen könnte, mir mangelte aber die Liebe, was hätte ich davon? was wäre ich mehr, als ein klingendes Erz, dessen Ton bald wieder verhallt? — Im gleichen Geiste spricht der hl. Apostel Jakob: ihm ist der Glaube ohne gute Werke, was der Leib ohne Seele ist. Wahre Gottesverehrung, aus dem reinen Begriffe von Gott abgeleitet, fließt daher mit dem, was nach Vernunft und Offenbarung Religion heißt, in eines zusammen. Sittlichkeit, unter achtendem Aufblick zur Gottheit geübt, begründet das Wesen von beiden.

Wer also wahre Religion pflanzen will, der baue sie immer auf Tugend und treue Pflichterfüllung. Nur jene Religion, die aus dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht hervorgeht,

und sich mit edeln Gesinnungen und Handlungen verschwistert, ist die wahre, und gefällt Gott. Nur auf dem Pfade der Sittlichkeit hebt sich die Menschheit, der Einzelne und das Ganze zur höhern Bildung, selbst zur Gottheit empor.

So wahr und einleuchtend das Alles ist, so kann doch der Mensch die äußere Religion nicht entbehren; sie ist Offenbarung und Belebung der innern. Das Bedürfniß der äußern Religion liegt in dem Wesen des Menschen; beide Theile unserer Natur nehmen sie mächtig in Anspruch. Wäre der Mensch ein reingeistiges Wesen, so würde er sich schon durch geistige Mittel unaufhaltsam zur Gottheit hingezogen fühlen; nun ist er aber nicht blos ein vernünftiges, sondern auch ein sinnliches Wesen, welches als solches nach sinnlichen Genüssen dürstet, und nicht selten den Aussprüchen der Vernunft geradezu entgegen arbeitet. — Die der Sittlichkeit widerstrebende Sinnlichkeit niederzuschlagen, oder selbst zur Förderung der erstern zu lenken, ist Aufgabe der äußern Religion. Diese ist dem Menschen um so nothwendiger, weil er als beschränktes Wesen ihrer dazu bedarf die hohen Wahrheiten in seinen niedern Kreis herabzuziehen. Eine Religion von aller sichtbaren Form entkleidet, taugt nicht für Menschen, am allerwenigsten für ein ganzes Volk. Die wichtigste Gattung der äußern Religion ist die öffentliche Gottesverehrung. Diese entsteht, wenn sich ganze Gemeinden zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Oertern versammeln, um die innere Religion zu offenbaren und zu beleben. Sie ist die Schule des Menschen, welche ihm seine hohe Bestimmung vorhält, und ihn durch Veredlung seines Geistes der Gottheit sich anzunähern lehrt. Sie ist die Schule des Christen, dem sie das Große, das Erhabene und Göttliche unserer Religion aufschließt. Sie ist die Schule des Bürgers, den sie über seine Pflichten, sowohl gegen den Staat, als jeden einzelnen Mitbürger belehrt. Ohne sie würde der Mensch tief unter seine Würde herabsinken, und in einen Zustand der Rohheit und Verwilderung gerathen, die keine Schranken kennt. Zwar hat die so oft gehörte Einrede allerdings ihren Grund, daß innere Religion nicht mit äußern Gebärden komme, daß sie im Geiste und im Herzen wohne; allein

eben so entschieden ist auch, daß das hl. Feuer nicht von selbst aufflamme, daß es angefacht, ernährt und gestärkt werden müsse. Und wo findet es mehr Nahrung als in einer wohl eingerichteten öffentlichen Gottesverehrung? — Diese ist mit der innern Religion so enge verkettet, wie Körper und Geist. Aeußere ohne innere Religion ist ein todtes und tödtendes Zeremoniel. Beide mit einander schwesterlich verschlungen, begründen hienieden das Reich Gottes, dem alle gute Menschen angehören.

Der Beweis davon ist in den Zeiten des Urchristenthums sichtbar. Ueber die öffentliche Gottesverehrung der ersten Christen haben sich mehrere Stellen bis auf uns erhalten. Besonders merkwürdig ist die Nachricht, welche Justin der Philosoph und Märtyrer in seine erste Schutzrede fürs Christenthum aufnahm. „Am Tage, welcher von der Sonne den Namen hat, versammeln sich alle Bewohner der Stadt und des Landes, und man liest die Schriften der Apostel und der Propheten vor, so lang es die Zeit gestattet. Hat der Vorleser geendet, so stellt der Vorsteher die herrlichen Thaten zur Nachahmung dar. Dann stehen wir alle auf und bethen; nach geendigtem Gebethe bringt man Wein und Wasser, der Vorsteher bethet, dankt von ganzer Seele und das Volk ruft: Amen! Dann wird das, wofür man Dank gesagt hat, zum Andenken Jesu ausgetheilt, jeder Gegenwärtige erhält seinen Antheil, so wie derselbe den Abwesenden durch die Diakonen zugeschickt wird. Die Reichern schießen nach Belieben etwas zusammen. Das Gesammelte wird bei den Vorstehern hinterlegt. Dieser kömmt den Waisen, Wittwen, Gefangenen und Fremden zu Hülfe.“ Kürzer, aber doch eben so bestimmt ist die Beschreibung der öffentlichen Gottesverehrung der ersten Christen bei Tertullian und Ignaz von Antiochien. Nach ihrer Angabe waren damals folgende Bestandtheile der öffentlichen Gottesverehrung: 1) Vorlesung der hl. Schrift, die man allgemein als das Buch des Lebens betrachtete. 2) Eine Rede voll Geist und Salbung, welche die vorgelesenen herrlichen Thaten als Muster zur Nachfolge darstellte. 3) Gemeinschaftliche Gebethe und Gesänge, welche beide die durch die Anrede geweckten Gefühle erhalten,

beleben und bestärken sollten. 4) Genuß des Liebesmahls, welches der scheidende Heiland seinen Vertrauten vor seiner Hingebung zum Tode als ein heiliges Vermächtniß zurückließ. 5) Endlich ein freiwilliger Beitrag zu Gunsten der leidenden Menschheit.

Eine solche Anstalt umfaßte alle Bedürfnisse der Christengemeinde, und ließ kaum mehr etwas zu wünschen übrig. Es wurde für Kopf und Herz, für Geist und Körper, für Reiche und Arme, für an- und abwesende Brüder und Schwestern gleich väterlich gesorgt. Dem Geiste wurden die vortrefflichsten Kenntnisse aus dem Gebiethe der Religion mitgetheilt, und das erhabenste Muster der Tugend vorgehalten; aber auch im Herzen die schlummernden Gefühle geweckt und veredelt. Der Reiche und der Arme hatten Geistesnahrung nöthig, die sie hier reichlich erhielten; aber der Arme hatte noch ein Bedürfniß mehr; auch diesem wurde durch Zusammenschießung milder Beiträge gesteuert. Dem Anwesenden sollten die beseligenden Früchte der Versammlung im vollern Maße zu Theil werden; aber auch der Abwesende sollte nicht leer ausgehen. Wer nicht zur Versammlung kommen konnte, zu dem kam der Diakon oder Helfer, und brachte ihm das gesegnete Brod, und mit diesem vermuthlich auch den Hauptinhalt des in der Versammlung gehaltenen christlichen Lehrvortrags. So strömten aus der öffentlichen Gottesverehrung Leben und Kraft in den Körper der Gemeinde. Man trug nicht Lehren vor, wofür der Verstand nicht empfänglich war; wohl aber wachte man mit Liebe und Ernst darüber, daß der ächte Geist des Christenthums, dieser Geist kindlich starken Glaubens, nie wankender Hoffnung und der innigsten Menschen- und Gottesliebe mit Mund und Herz geprediget, durch Lehren und Beispiele fortgepflanzt und erhalten würde. Mit einem Worte, der Geist des Stifters der neuen Religion ruhte unverfälscht auf seiner Gemeinde.

Die Forderung der Unzufriedenen, daß in der Christenheit Alles durchgängig wieder auf die einfache Gestalt des Urchristenthums zurückgebracht werden soll, ist zwar übertrieben und unverständig, weil sie verlangt, man solle sich im Wohlstand und im Glücke mit den kümmerlichen Anstalten des ersten

Anfanges, der Noth und der Armuth behelfen und begnügen — denn folgerichtig nach dieser Ansicht müßten wir uns wieder statt in Tempeln in Privatwohnungen versammeln, unsere Religionslehrer durch Allmosen erhalten und den hochschätzbaren Dienst, welchen die Schönheit, die Bildung und die Kunst der Religion und der Andacht so bereitwillig darbietet, kalt zurückweisen. Dem ungeachtet verdienen die ersten Christen doch durch die erhabene Einfachheit ihrer Einrichtungen und durch ihr Halten an dem Wesentlichen und der Geistesfreiheit der spätesten Christenheit zum Muster der Nachahmung zu dienen. Auch sehen wir in der That die wesentlichen Punkte ihres einfachen Gottesdienstes von den Christengemeinden aller Bekenntnisse beibehalten, freilich mitunter in Formen, in denen sie kaum mehr kenntlich sind, und so weit schwerer und seltener jene mächtige geistige Wirkung wie in den Tagen der Vorzeit hervorbringen können. Doch die Frage, ob wir noch alle wesentlichen Theile des altchristlichen Gottesdienstes in mehr oder weniger veränderter Form besitzen, wird an Wichtigkeit weit überbothen von jener anderen, ob wir diesen Gottesdienst auch mit demselben Geiste und segensreichen Erfolge handhaben und benützen? — Jene giengen nach jeder Versammlung erleuchteter im Glauben, fester im Vertrauen auf Gott, und inniger in der Bruderliebe auseinander, und gestärkt und bewahrt mit jenem Heldenmuthe, womit sie in der Zeit der Verfolgung freudig das Leben dahin gaben für ihren heiligen Glauben. So große und allgemeine Wirkungen können wir leider von dem Gottesdienste heutiger Zeit nicht rühmen, aber vornehmlich darum, weil er auch nicht mehr mit dem frommen Sinne und dem warmen Eifer der Alten begangen wird. Zieht sich nicht der größere Theil der Christen von der Feier desselben schimpflich zurück? Hat nicht eine frostige Theilnahmlosigkeit sich über alle Klassen verbreitet? Ist nicht die trennende Selbstsucht auch in das kirchliche Leben eingedrungen? Wo ist auch eine Gemeinde, die es herzlich verlangte, oftmals und in voller Anzahl das heilige Abendmahl im Sinne des hohen Stifters als ein Mahl der Einigkeit und der Bruderliebe zu feiern? Und sehen wir nicht auf der andern Seite

bei denjenigen, welche fleißig der Feier des Gottesdienstes beiwohnen, manche das Heilige mit unheiligem Sinne begehen? Manche sind gedankenlos und in träger Gewohnheit zugegen; Andere kommen nur aus Eitelkeit oder aus Zwang; ja, es giebt leider sogar solche, denen der Aberglaube den Geist verdunkelt, welche darum so oft zur heiligen Stätte gehen, um anderwärts unheiliger leben zu dürfen.

Christen! laßt uns den Gottesdienst, die hohen Mittel der Gnade nicht verschmähen, aber sie auch einzig in der frommen Absicht gebrauchen, um an Tugend immer reicher zu werden, und dem hohen Ziele der sittlichen Vollkommenheit immer mehr uns zu nähern!

Willst du, mein Geist, aus Gott geboren,
Die Pfade der Vollendung geh'n,
So darfst du nicht, wie stolze Thoren,
Die Mittel deines Heils verschmäh'n;
Nein! ihrer mußt du stets dich freu'n,
Weis' zum Gebrauch und willig seyn.

Tritt oft mit deinen Mitgenossen
Hin, wo der Wahrheit Ruf erschallt,
Und, wie der Herr sein Blut vergossen,
In Lobgesängen wiederhallt.
Du wirst im Kreis der Feiernden
Das Ende deines Glaubens seh'n.
Denn, wer die Gnade nicht verschmäht,
Der ists, der zur Vollendung geht.

Reimold.

158.

Bescheidenheit.

Was ziert das Alter wie die Jugend?
Was giebt dem Menschen seinen Werth?
Nur stille, nur bescheidne Tugend,
Die eitlen Schimmer gern entbehrt.
Ja, Demuth und Bescheidenheit
Ist des Verdienstes Ehrenkleid.

Wie Jesus bei seinem Religionsunterricht gute Gesellschafts- und Klugheitslehren gelegenheitlich einzustreuen pflegte, so that

er es auch einmal bei einem Gastmahle, wozu er geladen war. Um den Stolz der anwesenden Gäste, die nach den Vorsitzen strebten, zu demüthigen, ertheilte er ihnen folgende Belehrung: „Wenn du von jemanden zu einem Gastmahle eingeladen wirst, so nimm nicht den ersten Platz ein, damit nicht, wenn ein vornehmerer Gast kommt, als du bist, der Wirth zu dir sage: mache diesem Platz! und du müßtest dann beschämt die unterste Stelle einnehmen. Sondern wenn du gebethen wirst, so setze dich unten an, damit der Hausvater bei seinem Eintritte zu dir sage: Freund! rücke hinauf. Dann wirst du vor den Gästen Ehre haben. Denn wer sich selbst erhöhet, wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, wird erhöhet werden. Er erinnert also hier die Gäste an die so seltene Tugend der „Bescheidenheit.“ Eine Tugend, die auch in unsern Gesellschaften oft vermißt wird, wo so viele so gern den Vorrang suchen, und oft Verdienstvolle zurückdrängen, weil sie unverschämt genug sind, oder eine zu hohe Meinung von sich haben. Laßt uns doch, diesen Abweg meidend, einer Tugend nachstreben, die so liebenswürdig ist, und so wohlthätig auf die ganze Gesellschaft wirkt.

Am widerlichsten äußert sich nicht selten die Unbescheidenheit gegen Gott den Schöpfer selbst. Wie viel wünschen und verlangen wir nicht von Gott, das die Gränze der Mäßigung überschreitet? wie viele Vorzüge und Güter, worauf wir keine Ansprüche machen können? und wie unwillig sind wir oft nicht, wenn wir sie nicht erhalten, und beschweren uns über den Mangel der göttlichen Gerechtigkeit und Güte gegen uns? — Wir eignen uns Verdienste zu, die wir nicht haben, und vergessen, daß wir um Gott gar keine Verdienste haben, und daß er uns in dieser Hinsicht nichts schuldig ist.

Der Bescheidene sieht alle Vorzüge und Güter als unverdiente Geschenke Gottes an, und sagt: „wer hat dem Herrn etwas gegeben, um auf Vergeltung Anspruch machen zu dürfen?“ Er weiß, daß von der Güte Gottes sich alles Gute in der Welt herleitet, daß sie früher war als wir selbst, und daß wir ihr allein unser Leben, unsere Kräfte und unser Glück verdanken. Er weiß, daß Gott unserer Dienste nicht bedarf,

und daß der Allgenügsame durch uns nichts gewinnen kann. Er weiß, daß Alles, was er Gutes thut, oder was er recht macht, Pflicht und Schuldigkeit ist, und daß, „wenn wir Alles gethan haben, was uns befohlen ist, wir bekennen müssen: wir sind unnütze Knechte, wir haben blos unsere Schuldigkeit gethan.“

Der Bescheidene demüthiget sich vor Gott, er empfindet und gesteht seine Abhängigkeit, Unvollkommenheit und Unwürdigkeit, und sagt: „ich bin viel zu gering und unwürdig aller Barmherzigkeit, die du mir erwiesen hast.“ Und dabei befindet er sich wohl, und freuet sich der Gaben und Wohlthaten Gottes doppelt, und betrübt sich nicht, wenn ihm diese oder jene mangeln, oder nach seinen bescheidenen Wünschen nicht zu Theil werden. „Er ist der Herr“, spricht er, „er thue, was ihm wohlgefällt.“

Diese Mäßigung der Wünsche und Erwartungen zeigt sich auch in Hinsicht der Menschen, mit denen er lebt und in Verbindung steht. Er fallt Niemanden mit seinen Wünschen beschwerlich; er bittet selten, und erhält um so mehr, je bescheidener er ist. Denn dem Bescheidenen giebt man allemal lieber als dem Unbescheidenen. Und wenn dieser gleich sich oft vor drängt, und den Bescheidenen zurückstößt, so wird doch dieser zu seiner Zeit vorgezogen. Und wo er gegründete Ansprüche auf Vorzüge und wirkliche Verdienste um die Menschen hat, da denkt er: sollten denn meine Verdienste so groß seyn, daß ich auf ausgezeichnete Ehre, Vorzüge und Erkenntlichkeit Anspruch machen könnte? sollte ich nicht vielleicht eine zu große Meinung von mir haben, und meine Talente und meine Dienste zu hoch anschlagen? und habe ich nicht schon viel Gutes von meinen Mitmenschen erhalten? und muß denn Alles in der Welt belohnt und vergolten werden? oder soll ich auf Belohnung und Vergeltung allein Rücksicht nehmen? Nein, mein Verdienst würde in dem Augenblicke seinen Werth verlieren, wenn ich das Gute blos um der Vergeltung willen thun wollte. Ich soll auch um der Pflicht willen Gutes thun. Das giebt meinen Handlungen erst ihren Werth, das giebt mir

Würde, das befördert meine Freude, meine Ruhe und Glückseligkeit.

Ueberhaupt hält es der Bescheidene unter seiner Würde mehr von sich zu halten, als sich gebührt. Er liebt die Wahrheit, und macht blos diejenigen Vorzüge und Verdienste geltend, die er wirklich besitzt, und die man ihm streitig machen will; ob er sich gleich auch hütet, weniger von sich zu halten, als sichs gebührt; er liebt auch hier die Wahrheit, er achtet sich selbst, und kann sich also nicht gleichgültig, verachtet und hintan gesetzt sehen. Was er mit Recht fordern und erwarten kann, das verlangt er, aber mit Mäßigung, mit Sanftheit, mit Anspruchlosigkeit. Und selten fühlt er seinen Werth so lebhaft, daß er auf ausgezeichnete Würde oder Ehre und Erkenntlichkeit rechnen sollte. Er weiß, daß es auch außer ihm Menschen von Verdienst giebt, die ihm gleichgesetzt oder vorgezogen werden dürfen. Er ist also mit wenigen Vorzügen und Auszeichnungen zufrieden, und kann ruhig zusehen, wenn ihm Andere vorgezogen werden, so ferne sie es verdienen. Und verdienen sie es nicht, so fühlt er seinen Werth in sich, und beruhigt sich.

Die Bescheidenheit äußert sich aber nicht nur in unsern Wünschen und Erwartungen, sondern auch in unsern Reden und Urtheilen, und zwar sowohl in Ansehung unserer selbst als auch in Ansehung Anderer. Der Bescheidene hütet sich selbst zu loben und seine guten Eigenschaften, Vollkommenheiten und Verdienste herauszustreichen, welches unanständig ist und von Eitelkeit zeugt, und einen widrigen Eindruck auf die Menschen macht. Jeder hört es gern, wenn er gelobt wird, oder auch, (so fern er gut denkt) wenn Andere gelobt werden; aber nicht, wenn Andere sich selbst loben. Und hätte ein Mensch wirklich große Vorzüge und Verdienste, und die Eitelkeit des Selbstlobes käme hinzu, so würden dadurch alle seine guten Eigenschaften, Vollkommenheiten nnd Verdienste in Schatten gesetzt werden, und jede Tugend würde verachtet dastehen, weil ihr die Krone der Bescheidenheit fehlte. Laßt Jemanden ein Gemälde entwerfen, wo alle Theile im gehörigen Ebenmaaße gezeichnet sind, und Licht und Schatten verhältnißmäßig vertheilt

ist, das aber die Miene der Bescheidenheit nicht hat, sondern aus welchem Stolz und Eitelkeit in jedem Zuge spricht — werden wir ein solches Gemälde nicht mit Unwillen betrachten? — Oder laßt Jemanden die Thaten eines Menschen erzählen, die Denkmäler, die er gestiftet, die Siege, die er erfochten, die Völker, die er beglückt hat; laßt ihn aber hinzusetzen: dieß geschah aus Stolz, aus Eitelkeit — so wird auf einmal unsere Achtung gegen ihn sinken und sich in Verachtung verwandeln. — So stark ist die Macht der Bescheidenheit über den Menschen, daß wir uns keine Tugend mehr empfehlen können, als diese.

Auch in Ansehung anderer Menschen zeigt sich die Bescheidenheit in unsern Reden und Urtheilen. Der Bescheidene ist nie absprechend, nie tadelsüchtig; er lobt vielmehr Andere gern, wo er nur etwas zu loben findet; der Stolze hingegen lobt Niemanden gern, und tadelt Alles. Er hört es auch nicht gern, wenn Jemand gelobt wird, und wenn er merklich oder unmerklich des Andern Ehre schmälern kann, so unterläßt er es nicht. Seine Urtheile sind also immer beißend, schneidend und herabwürdigend; denn er will sich gern erheben nnd emporschwingen; und da er es durch seine eigene innere Kraft und durch seine eigenen Verdienste nicht kann, so will er Alles um und neben sich zertrümmern, um nur allein zu stehen und sich geltend zu machen. Denn freilich, wenn alle schönen Pflanzen in einem Garten vertilgt sind, so kann leicht eine gewöhnliche Staude noch Aufmerksamkeit erregen — oder mit andern Worten: wenn verdienstvolle Leute zurückgesetzt sind, so kann leicht ein Mensch von geringen Verzügen eine Rolle spielen. Und dieß wollen so gern die Meisten, darum reden und urtheilen sie bei allen Gelegenheiten unbescheiden, und erheben sich auf Kosten Anderer. Sie denken aber nicht an den Spruch, der aus dem Munde Jesu floß: wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden.

Die Bescheidenheit zeigt sich endlich auch in unsern Sitten und Handlungen. Der Bescheidene ist freundlich, gefällig, zuvorkommend. Die Miene der Bescheidenheit, als einer Tochter

der Demuth, ist hold und einnehmend. Die Demuth will nichts Besonderes seyn, nichts Besonderes vorstellen, sondern setzt sich Andern gleich, ist herablassend, umgänglich, freundlich und leutselig; welches der Stolze und Unbescheidene über sich nicht erhalten kann, der Jedermann unfreundlich und hart begegnet. Wenn der Bescheidene und Unbescheidene in eine Gesellschaft zugleich eintritt, da sehen wir den Unterschied recht deutlich. Der Bescheidene grüßt Alle, ist gegen Alle zuvorkommend und höflich. Der Unbescheidene kann sich kaum überwinden die gewöhnlichen Zeichen der Höflichkeit zu beobachten, und man sieht ihm das Gezwungene an. —

Und bei welchem von beiden befinden wir uns wohl? zu welchen von beiden drängen wir uns? welchen von beiden sehen und hören wir gern? — Und wenn der Stolze und Unbescheidene eine gemeine Erziehung und schlechte Bildung genossen hat, und dabei reich, angesehen und mächtig ist, und sich auf seine Vorzüge etwas einbildet, so ist das Betragen eines solchen Menschen unerträglich.

Edle Bescheidenheit, wenn du bei wirklichen Vorzügen und Verdiensten mit der Miene voll Höflichkeit, Freundlichkeit und Gefälligkeit einhertrittst, und dich in deinem ganzen Betragen so benimmst, wie man es von dir erwartet, wer sollte dich nicht lieben? wer sollte dich nicht schätzen? wer sollte sich zu dir nicht gesellen und gern mit dir umgehen!

Uebrigens ist die Bescheidenheit nicht zudringlich, sie läßt sich suchen, sie beschwert mit ihrer Gegenwart Niemanden, besucht Niemanden zu oft und zu lange. Und wenn sie weiß, daß sie gern gesehen und wohl gelitten ist, so nimmt sie sich keine Freiheiten heraus, die unanständig sind, oder von Anmaßung zeugen. Sie ist nie ausgelassen, und vergißt nie die Gränzen der Wohlanständigkeit, auch selbst unter Freunden nicht. Sie tritt nicht voran, sondern zurück; drängt sich nicht vor, sondern wartet, bis man sie ruft, strebt nicht nach den ersten Plätzen in Gesellschaft, sondern erwartet es, wo man sie hinstellt, und nimmt mit dem ihr angewiesenen Platz vorlieb, überzeugt, daß sie überall oben an steht und sitzt, wenn sie Verdienste hat. Noch weniger aber drängt sie sich

einem Würdigen vor, sondern läßt ihm die gebührende Ehre, so wie auch sie die ihr gebührende Ehre annimmt und behauptet. Denn es würde eine falsche Bescheidenheit seyn, wenn man seine eigene Ehre und Vorzüge nicht achten und bei gewissen Gelegenheiten nicht geltend machen wollte; man würde dadurch nur Schwäche und Mangel an edlem Selbstgefühl verrathen, und die Stolzen noch stolzer machen und ihren dummen Hochmuth befördern. Nein, nur wer sich selbst erhöht, sich die Ehre nimmt, die er nicht verdient, und Andere neben sich verdrängt und verachtet, der wird erniedriget werden; wer sich aber selbst erniedrigt, und mit seinen Vorzügen Demuth und Bescheidenheit verbindet, der wird erhöhet werden.

Möchte doch diese Bescheidenheit uns Alle zieren.

Wie könnt' ich mich, o Gott, des Guten überheben?
Was ich besitz' ist dein. Du sprichst, so bin ich Leben.
Du sprichst, so bin ich nichts. Von dir kommt das Gedeih'n.
Drum laß doch ewig fern von Unbescheidenheit mich seyn.

159.

Selbst nachdenken.

Empfinde deinen hohen Werth;
Gott selbst, o Mensch, hat dich geehrt,
Hat mit Verstand dich ausgeschmückt,
Und über Staub emporgerückt;
  Vergieß es nie!

Gebrauchen sollst du den Verstand;
Nur darum gab ihn Gottes Hand.
Du sollst ihn treu der Wahrheit weih'n,
Ihn bilden und vom Wahn befrein!
  So viel du kannst.

Reche.

Jesus heilte einen Wassersüchtigen an einem Sabbathtage; darüber hielten sich die Pharisäer auf: „es ist nicht erlaubt, dachten sie, am Sabbathe gesund zu machen.“ Er, der ihnen in's Herz hinein sah, und ihre Gedanken kannte, wollte sie nun von ihrem Irrthume auf eine Art überzeugen, gegen

welche nichts einzuwenden wäre. „Ist's erlaubt, fragte er, am Sabbathe gesund zu machen, oder was eines ist, Gutes zu thun?" — Wer getraut sich diese Frage mit Nein zu beantworten, ohne den gesunden Menschenverstand zu beleidigen? Dieses fühlten die Pharisäer, und schwiegen. Um ihnen ihre Thorheit noch fühlbarer zu machen, bestimmte Jesus seine Frage noch genauer und sagte: „ob sie denn im Falle, daß ihnen ein Ochs oder Esel in Brunnen gefallen wäre, Bedenken tragen würden, ihn am Sabbathe herauszuziehen? und ob denn der Mensch nicht mehr als das Thier wäre?" Damit wollte er sie gleichsam mit Gewalt auf die Bemerkung leiten, wie weit man kommen könne, wenn man sich immer nur an den Buchstaben des Gesetzes bindet, und nie sucht in den Geist desselben einzudringen.

Wie es den Pharisäern gieng, so gehts noch vielen Christen: sie halten sich an das Gegebene, an das Hergebrachte; sie lernen die Glaubens- und Sittenvorschriften auswendig; die Religion ist ihnen Gedächtnißsache; sie denken nicht daran, wie nothwendig es sey, selbst darüber nachzudenken, und sie so in eigene Ueberzeugung aufzunehmen und zur wichtigsten Herzensangelegenheit zu machen. Daher kömmt es dann gewöhnlich, daß ihre Lehrbegriffe so schwankend sind, daß sie so gern das Zufällige mit dem Wesentlichen vermengen, daß bei ihnen die Form mehr gilt, als die Sache selbst, und daß endlich bei ihnen das Christenthum so oft in Werkheiligkeit ausartet.

Uns soll dieser Vorwurf nicht treffen. Zu dem Ende lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf die Pflicht des Selbstnachdenkens, und suchen uns völlig darüber zu verständigen und davon zu überzeugen, indem wir uns folgende Fragen beantworten: Was heißt Selbstnachdenken? wie nothwendig ist es? warum sträubt man sich so sehr dagegen? und worüber sollen wir vorzüglich nachdenken? —

Selbst nachdenken heißt nichts anders, als die Wahrheit selbst in der Natur oder Offenbarung aufsuchen; es heißt, etwas nicht blos ins Gedächtniß fassen, sondern es von Grunde aus, nach allen seinen verschiedenen Beziehungen und Anwendungen kennen lernen, mit einem Worte es sich so deutlich

machen, als hätte man es durch eigenes Forschen herausgebracht. Der denkende Mensch glaubt nicht gleich alles aufs Wort, sondern er fordert Beweise, er fragt erst den gesunden Menschenverstand und das Evangelium, ehe er einer Lehre seinen Beifall schenket. Unbedingter, blinder Glaube, ein Glaube, der seinen Schutz bei der Finsterniß sucht, und der sich scheut die Probe der Vernunft auszuhalten ist ihm Entehrung der Menschennatur; er hält sich an die Weisuug des Apostels, der auf vernünftiges Glauben dringt. Was könnte nun für uns nothwendiger seyn als ein solches Nachdenken! Ist es nicht schon strenge Pflicht für uns überall, wo wir können, selbst zu sehen, und nicht andere für uns sehen zu lassen? Für was hat uns Gott Augen gegeben, wenn wir sie nicht zum sehen brauchen wollen? Wozu haben wir die Fähigkeiten, die Wahrheit selbst aufzufinden, wenn wirs nicht thun wollen? Wozu sollen uns jene herrlichen Anlagen und Vorzüge dienen, wodurch wir uns so vortheilhaft vom Thiere unterscheiden, wenn wir sie so öde liegen lassen? Sollte es für den Menschen Schande seyn, auf eigenen Füßen zu stehen, mit eigenen Augen zu sehen?

Ohne Selbstnachdenken setzen wir uns der beständigen Gefahr aus, aufs schändlichste betrogen zu werden. Nicht Alle haben den Willen uns reine Wahrheit zu lehren. Es giebt Menschen, die an ihren Eigennutz und an ihre Leidenschaften verkauft sind. Es giebt Andere, die bei dem besten Willen, uns die Wahrheit zu sagen, es nicht im Stande sind, weil sie die Wahrheit selbst nie gekannt haben, und weil sie selbst schon irregeführt sind. Wenn wir nun immer Alles annehmen, wie es uns gesagt wird, und es nicht selbst sorgfältig prüfen, wie können, wie werden wir der Gefahr entgehen irregeleitet zu werden und auf Abwege zu kommen, die zum Verderben führen? wie den Nachstellungen arglistiger Menschen entgehen, welche eine Freude daran haben, uns etwas aufzubinden? wie es verhüten, daß wir nicht der Spielball ihrer Launen werden? wie es verhindern, daß ihre Irrthümer und Vorurtheile nicht die unsrigen werden?

Ohne Selbstnachdenken ist uns das Heiligthum der Wahrheit unzugänglich; eine Wahrheit einsehen heißt nicht blos, sie

auswendig wissen, sondern sie nach ihrem ganzen Umfange verstehen; es heißt nicht blos etwas ins Gedächtniß auffassen, oder das, was uns Andere vorsagten, wieder gutmüthig nachsagen. Wahrheit ist Verstandessache, ist Sache der Ueberzeugung, welche aus dem Selbstnachdenken hervorgeht. Eine unerkannte Wahrheit, eine Wahrheit, die man nicht durch eigenes Nachdenken in seine Ueberzeugung aufnimmt, und die man nicht auf die täglichen Vorfälle des Lebens anzuwenden weiß, hat für den Menschen keinen Werth; sie ist, was dem Blinden die schöne Natur, und was dem Tauben die Harmonie, der Einklang der Töne, welche er nicht hört.

Wissen, wie man seine Kenntnisse gebrauchen müsse; verstehen, wie man durch seine Erfahrungen Licht, Wärme und Festigkeit in sein Betragen bringe, das heißt eine Wahrheit würdig erkennen; aber ist das ohne Selbstnachdenken möglich? Wozu Kenntnisse, wenn man sie nicht anzuwenden gelernt hat? Ohne Selbstnachdenken was ist selbst das Christenthum, und welchen Vortheil kann es uns gewähren? Der ächte Christ zeichnet sich dadurch aus, daß er Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst liebt; wie kann er das, wenn er nicht öfter über Gott und seine Verhältnisse gegen ihn nachdenkt? Wenn er die Würde und Bestimmung des Menschen nicht kennt? Ein Christ muß seine Pflichten kennen und ausüben. — Wer kann sie kennen, der nicht oft darüber nachdenkt? Wer kann sie ausüben, wenn er nicht durch ernste Betrachtung darüber Interesse für sie bekömmt? Ein Christ seyn, heißt nicht blos für wahr annehmen, was uns gesagt wird, sondern auch die Gründe wissen und prüfen, warum wir es für wahr annehmen sollen; ein Christ seyn heißt vorzüglich seinen Glauben durch einen rechtschaffenen Wandel bewähren; wie ist das möglich, wenn man nicht oft über seinen Glauben nachdenkt, wenn man ihn nicht als eine beständige Richtschnur vor Augen hat und gleichsam alle Fälle bestimmt, wo er mit seiner Forderung eintritt? Nur eigenes Nachdenken kann Festigkeit in unsere Tugend bringen; es allein kann uns Licht verschaffen über unsere Pflichten und ihre vielfältige Anwendung; Selbstnachdenken macht erst unsern Glauben zu einem vernünftigen

und lebendigen Glauben. — Wir werden Christen aus Ueberzeugung, und das muß geschehen, wenn wir das wirklich seyn wollen, was wir heißen.

Wenn nun aber das Selbstnachdenken so nöthig, wenn die Forderung des Apostels: „prüfet Alles und das Gute behaltet,“ wenn diese Forderung so billig ist, woher mag es denn kommen, daß man so ungerne selbst nachdenkt? wo liegt der Grund davon? was ist die Ursache? Die Antwort liegt nicht ferne: es ist die Beschwerniß, welche mit dem Selbstnachdenken verbunden ist; es ist die Gemächlichkeit der Menschen, welche dadurch gefährdet wird. Blos auswendig lernen, was uns von Andern gesagt wird, blos Andern nachbethen, das ist leicht, das fordert keine große Anstrengung. Einem Menschen, der noch nie das Bedürfniß gefühlt hat, überall nach eigener Ueberzeugung zu streben, bei dem die Wißbegierde, der Forschungsgeist nicht schon in der frühen Jugend aufgeregt wurde, so einem Menschen fällt nichts leichter, als das bloße Nachbethen. Daher die Erscheinung, daß man sich bei dem einmal erlernten so wohl befindet, und daß man sich auch mit Gewalt widersetzen kann, wenn von Neuerungen die Rede ist, welche ein Aufgeboth eigener Kraft fordern. Ueberall selbst zu denken, überall mit eigenen Augen zu sehen, das fällt freilich schwerer, und darum ist sichs nicht zu verwundern, wenn so mancher sich dagegen sträubt.

Eine zweite Ursache liegt darin, weil uns schon in der Jugend der blinde Glaube so vielfältig empfohlen wurde. Giebt es nicht Tausende, die es für Sünde halten über ihre Religion nachzudenken? Die vor jedem Zweifel ängstlich zurückbeben? Die froh sind, wenn sie hierüber keine Anfechtungen haben, wie sie sagen? Wie sollte das Selbstnachdenken gedeihen, wenn man es sogar für Sünde hält? Aus Besorgniß, in irgend einen Irrthum zu fallen, verfallt man in Gedankenlosigkeit, und bedenkt nicht, daß diese uns in Gottes Augen weit tiefer herabsetzt.

Eine dritte Ursache ist jene unbegreifliche Heilssorglosigkeit, welche bereits unter allen Ständen sichtbar ist. Wir sehen das Christenthum für etwas an, das uns allenfalls auf dem

Todbette brauchbar seyn mag, das uns aber bis dahin nur lästig ist. Wie wir auf der Welt fortkommen können; wie man seines Lebens froh werden müsse; wie man seine irdischen Bedürfnisse befriedige — das ist uns wichtig, und darüber denken wir unaufhörlich nach — aber unser Seelenheil, das ist uns die gleichgültigste Sache von der Welt, das ist unsere letzte Sorge, daran denken wir erst, wenn die Welt für uns keine Reize mehr hat; wenn die Forderungen unserer Sinnlichkeit verstummen; wenn die Sünde uns verläßt. Das Christenthum wird uns dann Nothbehelf gegen die Schrecknisse der Verdammung; und wir greifen erst dann nach dem Kreuze, wenn schon alle andern Stützen unter uns zusammengebrochen sind. So lang uns der Frühling des menschlichen Lebens entgegen lacht, erscheinen uns die Lehren des Christenthums viel zu ernsthaft und strenge. Wir würden bei ernstlichem Nachdenken darüber auf Pflichten stoßen, die wir nicht gern erfüllen, und auf Lebensregeln, welche mit unsern Leidenschaften im Widerspruche sind. Wir vermeiden daher sorgfältig alles, was uns diesen lästigen Pflichten, diesen unbeliebigen Lebensregeln auf die Spur leiten könnte; wir suchen unsere Beruhigung in der Unwissenheit; damit wollen wir unser Gewissen betäuben, und wir sind froh, wenn uns nichts in die Quere kömmt, das uns aus dem Sinnentaumel aufschrecken könnte. Daher kömmt es, daß sich Mancher so gern mit seinem blinden Glauben begnügt; und daß er sogar ungehalten wird, wenn man in ihn dringt, das Christenthum selbst kennen zu lernen. Er ist besorgt, daß er bei einer näheren Untersuchung seines Glaubens mehr thun müßte; er will lieber seine Pflichten nicht kennen lernen als seinen verdorbenen Neigungen etwas versagen, und möchte gern mit dem blinden Glauben das rechtschaffene Handeln ersetzen. Er ist einer von jenen, welchen Jesus vorwirft, daß sie das Licht hassen, und nur darum nicht zur Erkenntniß kämen, weil ihr Herz böse sey. Ein solcher denkt wohl nicht daran, daß dieser Betrug, den er sich selbst spielte, endlich aufhören werde zu seinem größten Verderben; daß die Decke, hinter der er sich verbarg, fallen werde, zu seiner größten Beschämung. O wie sehr wird er dann beim Aufwachen seines Gewissens

zittern! wie sehr es bedauren, so wenig Zeit auf das Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit des Menschen verwendet zu haben!

Wir können dieser Reue dadurch vorkommen, wenn wir ernstlich von Zeit zu Zeit über unsern Glauben und über unsere Pflichten nachdenken. Der Glaube werde das Werk eigener Ueberzeugung; er bleibe nicht todter Buchstabe; er werde Quelle guter Handlungen! Der Christ soll, nach der Forderung des heilige Apostels Petrus, stets bereit und im Stande seyn sich zu verantworten und Rechenschaft zu geben über den Grund seines Glaubens und seiner Hoffnung. Wer nur glaubt, weil es ihm immer so vorgesagt wurde, wer blos darum ein Christ ist, weil er von christlichen Eltern abstammt, der ist dieses ehrenvollen Namens nicht werth; er glaubt nicht an Jesum aus Ueberzeugung, daß seine Lehre wahr und göttlich sey, und er ist nicht im Stande, von seinem Christenthume Rechenschaft zu geben. Die geringste Gefahr, welche seinen Glauben bedroht, kann ihn erschüttern, weil er nicht auf dem Grunde der Ueberzeugung ruht. Seine Tugend ist wandelbar, seine Berufstreue unstät, denn es fehlt derselben Geist und Leben. Je eifriger der Mensch über die Lehren des Christenthums nachdenkt, desto fester wird seine Ueberzeugung werden, desto tiefer wird er in den Geist desselben eindringen, und desto mehr wird er seine Vorschriften liebgewinnen, desto genauer sie befolgen, und sich in Befolgung derselben desto seliger fühlen.

Genieß' der höher'n Kenntniß Glück;
Laß dich nicht überlisten
Zum Irrthum'! Wachsam sey dein Blick!
Stets prüfen ziemt dem Christen.
Den Irrthum dulden, will die Pflicht,
Doch lieben ihn, das will sie nicht.

160.

Menschenwürde und Menschenwerth.

Ich bin ein Mensch, erhebe mein Haupt hoch, daß ich's bin!
Dankopfernd, Seele, strebe zu deinem Urbild hin!

Er, in dem Himmel oben,
Hat dich so hoch erhoben;
Dank ihm! du bist ein Mensch!
Mein Geist, dieß höh're Leben, dem Göttlichen verwandt,
Soll über das mich heben, was irdisch wird genannt.
Frei, immer edler handeln,
Im Glauben heiter wandeln
Soll ich, — ich bin ein Mensch!

Das Christenthum, wozu wir uns bekennen, ist eine Religion, welche auf dem Fundament der Liebe ruht. Wir sollen Andere wie uns selbst lieben, das ist eine Forderung, welche Jesus an alle künftige Bekenner seiner Lehre machte; Liebe sollte das Merkmal seyn, woran die Welt die Seinigen erkennen sollte. Woher kommt es nun, daß mitten im Christenthum so wenig Liebe ist? woher kommt es, daß man oft bei fremder Noth ein felsenhartes Herz hat? wie läßt sich der Haß, der Neid, die Rachbegierde erklären, wovon man unter Christen so viele Beispiele sieht? Die Menschen würden einander unstreitig mit mehr Liebe begegnen, wenn sie ein lebhafteres Gefühl ihres eigenen Werths hätten. Wie das Licht der Sonne Alles in der Natur durchdringt, Alles erwärmt und belebt, so würde jenes Gefühl unser ganzes Wesen durchdringen und unsere Herzen wohlthätig erwärmen; wir würden uns nicht ferner durch Lieblosigkeiten entehren, welche mit dem Christenthum im Widerspruche stehen, und wir würden wie die ersten Christen noch immer ein Herz und eine Seele seyn. Wie erwecken wir in uns dieses hohe Gefühl?

Um unser Gefühl von Menschenwürde und Menschenwerth zu erhöhen, müssen wir uns so oft als möglich daran erinnern, daß wir göttlicher Abkunft sind, und Gottes Bild an uns tragen, und daß wir durch Vernunft und Freiheit höher als alle andere Geschöpfe des Erdbodens stehen. Wir müssen ferner überlegen, wie hoch Gott die menschliche Natur in der Person Jesu geehrt hat, und daß wir alle zur Unsterblichkeit und zu einer ewig fortdauernden Seligkeit bestimmt sind. Wer sich von Zeit zu Zeit daran erinnert, wird gewiß jedem mit

gebührender Achtung begegnen, und sich nie zu Lieblosigkeiten erniedrigen, welche das Christenthum verdammt.

Wie viel thut man sich darauf zu Gute, wenn man auch nur in einer kleinen entfernten Verwandtschaft mit irgend einem vornehmen angesehenen Manne steht? wie stolz ist man gemeiniglich auf eine etwas höhere Abkunft, oder auf eine schwache Aehnlichkeit, die sich zwischen uns und irgend einem andern findet, dessen Vorzüge und Verdienste angerühmt werden? Man eignet sich schon deßwegen eine gewiße Würde zu; man redet gerne davon, und man hält sich schon darum für verpflichtet, mehr Ernst und Anstand in seine Reden und in sein ganzes Betragen zu bringen. Ich kann mich, heißt es da und dort, ich kann mich unmöglich zu dieser That entschließen; ich würde mich und meine Vorfahren im Grabe noch dadurch entehren. Und nun, Christen! von wem stammen wir ab, mit wem haben wir Aehnlichkeit, wenn wir uns auch nur als Menschen betrachten? sind wir nicht, wie sich der heilige Apostel Paulus ausdrückt, göttlichen Geschlechts? gehören wir nicht zu der großen Familie des Allvaters im Himmel? haben wir nicht Aehnlichkeit mit ihm? Gott ist ein Geist, auch unsere Seele ist es. In Gott wohnt der höchste Verstand; auch unser Verstand umfaßt das Weltgebäude. Gott ist von ewiger Dauer; auch wir sind zur Unsterblichkeit bestimmt. Gott ist unendlich heilig; auch wir sollen trachten vollkommen zu werden, wie es unser Vater im Himmel ist. Gott ist die Liebe selbst; auch bei uns soll Liebe die herrschende Neigung unsers Herzens seyn. Das Bild der Gottheit ist in unserer Natur sichtbar, und wir behaupten die Würde unserer Natur, so lang wir dieses Bild nicht durch Sünde verunreinigen. Müssen Vorstellungen der Art uns nicht mit edelm Stolz erfüllen? was kann uns noch von entehrenden Handlungen zurückhalten, wenn es das Gefühl unserer göttlichen Abkunft nicht vermag? — Wie, ich bin ein Bild des Gottes der Wahrheit, und es sollte mir gleichgültig seyn, ob meine Einsichten von Gott und Religion, von meiner Natur und Bestimmung richtig oder falsch sind? Ich sollte Irrthum mehr als Wahrheit, Betrug mehr als Redlichkeit lieben? Ich bin ein Bild des Gottes der Ordnung, und

ich sollte den gewöhnlichen Lauf der Dinge umkehren, und da erndten wollen, wo ich nicht säe? ich sollte mir einfallen lassen ohne Fleiß und Arbeitsamkeit zum Besitz irdischer Güter, ohne Anstrengung meiner Kräfte zu Amt und Brod, ohne Nachdenken über mich selbst und ohne Besserung meines Herzens zur Tugend und Seligkeit zu gelangen? Ich trage das Bild des Heiligsten, des Allweisen und Allgütigen an mir, und ich sollte dieses Bild durch Thorheit und Sünde entehren, meinen Leib und meine Seele durch niedrige Ausschweifungen schänden, Unwissenheit und Aberglauben, Irrthum und Thorheit nicht als meinen größten Feind fliehen, im Wohlthun nicht mein größtes Vergnügen, im Segnen und Beglücken nicht meine höchste Ehre suchen? ich bin ein Bild des Gottes der Liebe, der Erbarmung, der Nachsicht und Geduld; und ich sollte die Menschen, meine Brüder, beneiden, unterdrücken, verfolgen? ich sollte unempfindlich bei ihrer Noth, ungerührt bei ihren Leiden seyn? ich sollte meine Beleidiger unversöhnlich hassen, und mich ihres Unglücks freuen? ich sollte die Fehler und Schwachheiten meines Nächsten ohne Schonung behandeln, und auf den Niedrigen und Armen mit Stolz und Verachtung herabsehen? — Nein, nein, Wahrheit zu erkennen, die Gesetze der Ordnung, und in ihnen den Willen meines Gottes zu verehren, von meinen Geistes- und Leibeskräften immer den besten Gebrauch zu machen, die Menschen als meine Brüder mit Liebe und Wohlthun, mit Erbarmen und Mitleiden zu umfassen, und mich auf diese Weise meinem Urbilde, der höchsten Vollkommenheit zu nähern, — das, das ist mein Beruf, das ist meine Pflicht. Denn ich bin Gottes Tempel, Gottes Geist wohnt in mir; ich gehöre nicht mir selbst, ich gehöre Gott an, der mich ins Daseyn rief: ihn muß ich verherrlichen, ihm muß ich ähnlich zu werden suchen, und mein Verhalten muß ein lebendiger Ausdruck seines heiligsten Willens seyn.

Was das Gefühl unserer Würde noch ferner verstärkt, ist die Ueberzeugung, daß wir die Krone der lebendigen Schöpfung sind, und durch Vernunft und Freiheit uns weit über alle andere Geschöpfe erheben. Ja, in der ganzen sichtbaren Welt ist nichts, was mit dem Menschen in dieser Rücksicht zu

vergleichen wäre. Betrachtet die leblosen Dinge alle! sie wirken und bewegen sich ein wie das andere Mal; sie wirken und bewegen sich nach Gesetzen, welche sie weder kennen, noch abzuändern vermögen. Betrachtet die Thiere des Feldes! sie sind ganz sinnlich; sie leben blos für die Gegenwart, und gehorchen blindlings ihren Naturtrieben. Nicht so der Mensch: er hat Vernunft und Freiheit; er kann sich über das Sichtbare und Irdische erheben, er kann sich in Gedanken zu Gott seinem Urheber emporschwingen; er kann sich immer weiter ausbilden und immer verständiger werden; er kann das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige verbinden; er kann aus dem Rückblick auf das Vergangene Weisheit lernen, und aus den Aussichten in die Zukunft Hoffnung und Trost schöpfen; er kann Wahrheit und Irrthum, Schein und Wirklichkeit, Gutes und Böses unterscheiden; er ist Herr seiner Handlungen; er kann Entschlüsse ausführen und davon wieder abstehen; er kann wählen und thun, wie er es für gut findet; er kann seinen Irrthum erkennen und seine Wahl bereuen; er kann durch eigene und fremde Erfahrungen vorsichtiger und behutsamer werden. Wer sieht daraus nicht, wie weit der Mensch über alle übrigen Geschöpfe hervorrage! — Wenn wir nun diese Vorzüge aufmerksam überdenken, wenn wir sie uns recht oft vergegenwärtigen, muß es dann nicht unsern Stolz beleidigen, daß wir diese Vorzüge so oft durch schlechtes Betragen verderben und herabwürdigen? und wird nicht endlich eine heilsame Schaam den Vorsatz in uns wecken, von der niedrigen Stufe, auf welche wir hinabgesunken sind, uns wieder emporzuheben, und mit Würde die Stelle zu behaupten, die Gott in seinem Reiche uns anwies? Wie kannst du noch, o Mensch, für ein vernünftiges freies Wesen gelten, wenn dich nur das rührt, was du siehst und hörest? wenn du dir nichts versagen kannst, was deine Sinnlichkeit anspricht? wenn du gleich den Thieren des Feldes im Genuß der Gegenwart die Vergangenheit und Zukunft aus dem Auge verlierst? Kannst du dich wohl mit Recht eines Vorzugs rühmen, so lang es dir noch schwer fällt, dich über das Sichtbare und Irdische zu erheben? so lange dir noch jedes ernsthafte Nachdenken über Gott und Re-

ligion, über Pflicht und Tugend, über Tod und Unsterblichkeit lästig und eckelhaft ist? so lange du noch ein Spiel deiner Laune bist, und diese Laune von jedem Zufalle, von jeder Veränderung des Wetters und des Körpers abhängt? so lange du noch ein Sklave des Lasters bist, und mehr auf die Forderung der Leidenschaft als auf die Stimme deines Gewissens achtest? — O vergessen wir doch nie die Würde unserer Natur! sondern laßt uns immer so handeln, daß wir nie Ursache haben, uns vor uns selbst zu schämen, und nie Ursache haben zu fürchten, unser eigenes Gewissen möchte einst gegen uns als Kläger auftreten!

Soll das Gefühl unserer Würde noch lebhafter werden, so müssen wir drittens bedenken, wie hoch Gott die menschliche Natur in der Person Jesu geehrt hat. Wenn ein mächtiger König seinen einzigen, inniggeliebten Sohn unter seine empörten Unterhanen schickte, sie durch ihn von seinen gnädigen Gesinnungen belehren, sie zur Rückkehr ermahnen und ihnen seine Bereitwilligkeit ankündigen ließ ihnen zu verzeihen, sie als seine Kinder zu behandeln und durch seine Gesetze und Anordnungen ihr Glück zu befördern; müßte ihnen das nicht ein starkes Gefühl von ihrem Werthe einflößen? — Und wenn sich dieser Sohn bis zur tiefsten Erniedrigung herabließe, wenn er es selbst übernähme, die empörten Unterthanen aufmerksamer auf ihr eigenes Beste zu machen, sie deutlicher über ihre Unterthanspflichten zu belehren, und ihnen die Möglichkeit ihrer Erfüllung durch sein eigenes Beispiel zu zeigen; wenn er diesem Geschäfte seine Bequemlichkeit, seine Zeit, seine Kräfte und bleist sein Leben aufopferte; — müßte nicht eine so großmüthige Aufopferung ihr Herz wieder erwärmen? Müßten solche Unterthanen nicht die verworfensten Menschen seyn, wenn sie einer solchen liebevollen und gnädigen Behandlung noch ferner den unbiegsamsten Trotz entgegen stellen wollten? —

Machen wir die leichte Anwendung auf die Anstalt, welche Gott zu unserer Beglückung traf; o wie helle wird uns dann unsere eigene Würde in die Augen strahlen?! — Wer ist derjenige, den Gott unter die Menschen sandte, um sie von Unwissenheit und Laster zu erlösen und so ihre künftige Seligkeit

zu begründen? — Er ist der Liebling des Himmels, der Sohn des lebendigen Gottes, sein vollkommenstes Ebenbild, der Abglanz seiner Herrlichkeit! Und wie erfüllte dieser Gottgesandte seinen Auftrag? Nicht damit zufrieden ihnen über ihre Pflichten den vollständigsten Unterricht zu geben, wurde er selbst in allem Vorbild und Muster; er unterstützte seine heilige Lehre durch die Kraft seines Beispiels; weder Undank noch Spott, weder Beschwerden und Gefahren noch Kränkungen und Leiden, sogar nicht einmal der qualvollste Tod konnte seine uneigennützige Liebe und seinen brennenden Eifer für Menschenwohl schwächen; er lebte und starb ganz für den hohen Zweck, wozu er sich von seinem himmlischen Vater berufen fühlte; sein letzter Athemzug war dem Heil seiner Brüder geweiht; für sie floß sein letzter Blutstropfe; ihnen galt der letzte Seufzer seines liebevollen Herzens. Und dieser erhabene Lehrer war, was wir sind; er war Mensch; er hatte mit uns Natur und Lebensbeschwerden gemein. O Christ lerne hier deine ganze Würde fühlen! lerne hier, wie hoch du von Gott begnadiget, wie theuer du erkauft bist! Aber lerne zugleich was du zu leisten vermagst, wie weit du es im Gehorsam gegen Gott, im Eifer für das Beste deiner Brüder, in der Beherrschung deiner selbst, in Geduld und Ausharrung bringen kannst! Und dieses Bewußtseyn deiner Würde und deiner Kräfte sollte es nicht deine ganze Thätigkeit in Bewegung setzen? Kannst du noch über dein Unvermögen klagen, kannst du irgend eine Tugend zu schwer, irgend eine Prüfung zu hart, irgend ein Opfer zu kostbar finden, wenn du an Jesu und an sein Beispiel denkest?

Wir werden endlich das Gefühl unserer Menschenwürde noch höher steigern, wenn wir erwägen, daß wir zur Unsterblichkeit, zu einer ewig fortdaurenden Seligkeit bestimmt sind. Ohne diese Aussicht, die uns das Christenthum am hellsten öffnet, würde die bisherige Anweisung, das Gefühl der Menschenwürde in uns zu wecken, wenig nützen und wenig Ermunterung gewähren. In Wahrheit, was würde uns wohl an einer Würde gelegen seyn, die mit diesem hinfälligen Leben wieder aufhörte?! Welchen Werth könnten alle die großen Vorzüge, Anlagen und Fähigkeiten, die wir vor den Thieren besitzen, in unseren Au-

gen haben, wenn das Ziel ihrer Dauer das Grab wäre, wenn wir jenseits desselben von allem, was wir hier Gutes vollbracht haben, keine Früchte erwarten dürften! Wie wenig Lust und Antrieb würde der Mensch zur Behauptung seiner Vorzüge fühlen, wenn sein Daseyn mit seinem Erdenleben geschlossen wäre? — Aber wohl uns! wir haben als Christen eine bessere Hoffnung, eine frohere Aussicht; wir wissen, und wir wissen es mit Zuverläßigkeit, daß dieses Leben nicht unsere ganze Bestimmung ausmacht, daß es nur der Anfang, nur die erste Stufe eines höhern, seligern Lebens ist. Unser Ziel liegt in der Ewigkeit: da werden sich alle unsere Kräfte und Fähigkeiten immer besser entwickeln; da wird sich das Gebiet unsers Wissens immer mehr erweitern; da werden unsere Gesinnungen immer reiner werden; da werden wir immer schönere Thaten üben, immer höhere Belohnungen ärnten, und Jesu unserm Heiland, und durch ihn Gott unserm Vater im Himmel immer näher kommen. Ewige Fortdauer, ewige Seligkeit ist uns bestimmt, und wir sollten ängstlich für die wenigen Augenblicke dieses Erdenlebens sorgen? Wir sollten unsere Seligkeit hienieden in Kleinigkeiten und Spielwerken suchen? — Ewige Fortdauer, ewige Seligkeit ist uns bestimmt, und wir sollten unsern Eifer im Recht- und Wohlthun erkalten lassen, wir sollten nicht sorgfältig jede Gelegenheit benutzen, den Reichthum unserer künftigen Aernte zu vermehren? — Ewige Fortdauer, ewige Seligkeit ist uns bestimmt, und wir sollten bei jedem geringen Unfall trostlos werden? Wir sollten im Unglück verzagen? Wir sollten vor dem Tode zittern? — Ewige Fortdauer, ewige Seligkeit ist uns bestimmt, und wir sollten unsere Liebe jenen versagen, die mit uns gleiche Bestimmung, gleiche Hoffnungen haben? Wir sollten hart gegen jene seyn, die einst mit uns die gleiche Seligkeit theilen werden?

O so laßt uns denn die Würde der Menschheit immer deutlicher erkennen, sie immer lebhafter fühlen! das wird unseren Gesinnungen und Handlungen jene Richtung geben, welche den Forderungen des Christenthums entspricht. Vergessen wir nie unsere hohe Abkunft von Gott, unsere natürlichen

Vorzüge, unsere Aehnlichkeit mit Jesu und unsere Bestimmung zur seligen Unsterblichkeit! das wird uns abhalten, nie zu schlechten Handlungen uns selbst wegzuwerfen, es wird uns ermuntern auf dem, wenn oft auch rauhen Wege der Pflicht nie müde zu werden, bis wir hoch am Ziele in unserer unsterblichen Würde strahlen.

Unendlicher, denk ich an dich,
Und an der Menschheit Würde,
Dann wird es still und licht um mich;
Ich fühle keine Bürde.
Nicht fur den kurzen Raum der Zeit,
Zum Wirken für die Ewigkeit,
Ward ich von dir geschaffen.

161.

Selbstliebe.

Wer sich nicht wahrhaft liebt, kann nicht die Menschen lieben
Wer nicht die Menschheit liebt, ist stets sich fremd geblieben.
Träg keinen Augenblick, das ernste Werk verschieben,
Sich Gott dem Herrn zu weih'n, das heißt sich selber lieben.
Wer als ein Christ sich liebt, der fliehet auch als Christ,
Was seines Nächsten Wohl und Gott zuwider ist.

Der menschliche Geist, der sich von jeher so gern mit Untersuchungen beschäftigte, regte sich auch unter den Juden, besonders in Hinsicht auf Religion, und leitete den nachdenkenden Theil derselben unter andern auch auf die Untersuchung: "Welches ist das vorzüglichste Geboth im Gesetze?" — Die Meinungen waren noch immer getheilt, und der eine erklärte dieses der andere jenes Geboth für das Größte; diese stimmten für das Geboth von dem Sabbath, jene für den Opferdienst, und wieder andere für die Beschneidung. Alle verfielen auf das Zeremonialgesetz, ohne zu bedenken, daß das Innere Hauptsache in der Religion, alles Aeußere dagegen nur Mittel sey jenes anzuregen, zu entwickeln und auszubilden.

Man war also neugierig, die Beantwortung dieser Streitfrage von Jesus zu hören, der durch seinen Religionsunterricht

so viel Aufsehen machte, und sich einen so großen Anhang erwarb. Dieser, dachte man, wird wohl die Frage am besten beantworten können. Und so war es auch. Alle hatten übersehen, was zunächst vor ihnen lag, und nicht bedacht, daß Liebe zu Gott und Menschen, so wie die Liebe zu uns selbst, die Hauptforderung des Gesetzes sey, welches Jesus so richtig und treffend bemerkte. Denn alle übrigen Gebothe lassen sich leicht von diesem einzigen ableiten, und sind gleichsam die Zweige eines Stammes. Sittliche, kirchliche und bürgerliche Gebothe sind die Früchte des Geboths der Liebe, die wir Gott, uns und dem Nächsten schuldig sind; denn wer diese Liebe empfindet, der muß auch alles das für Pflicht halten, was Gott gefällt, und uns selbst und andern Menschen angenehm, heilsam und nützlich ist.

Und welcher gesunde Menschenverstand kann gegen das Geboth der Liebe zu Gott, zu uns selbst und dem Nächsten, als dem ersten und größten nur das mindeste einwenden? Glaubt man einen Gott, Vater und Wohlthäter, muß man den nicht lieben? muß das nicht der erste Gedanke und das erste Gefühl in der menschlichen Seele seyn? — Und gehen wir zurück auf den ersten Grundtrieb im Menschen, so finden wir, daß es die Selbstliebe ist, woraus sich alle übrigen menschlichen Triebe und Neigungen und Bestrebungen leicht ableiten lassen. Und was man für sich fühlt, empfindet man auch bald für Andere, weil alle Menschen ihrer Natur nach einander gleich sind.

Jesus konnte also mit Recht sagen: „Liebe den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, und von ganzer Seele und aus allen Kräften; dies ist das erste und größte Geboth. Das andere ist diesem gleich zu achten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Diese zwei Gebothe sind der Inbegriffe des Gesetzes und der Propheten,“ sie sind die Summe aller Forderungen Gottes an den Menschen; alle Vorschriften des Gesetzes, und alle Lehren, die einst aus dem Munde eurer Propheten floßen, können daraus abgeleitet werden.

Klar ist der Grund der Sittlichkeit von der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Nur die Selbstliebe kann leicht mißver-

standen werden, und steht eben darum nicht immer im besten Rufe; daher wird es nöthig seyn, sich über dieselbe näher zu belehren, und über ihr Wesen, ihre Wichtigkeit und rechten Gebrauch nachzudenken.

Wir fühlen inniges Wohlgefallen an uns selbst; dieß nennt man „Selbstliebe," wenn es wohlgeordnet ist, und sich besonders auf unsere sittliche Güte und Vollkommenheit bezieht. Von der Selbstliebe unterscheiden wir mit Recht die „Eigenliebe," sofern wir blos an uns selbst und an dem, was wir besitzen und genießen, Gefallen haben, und verlangen, daß sich alles nach uns richten soll. Hieraus entsteht „Selbstsucht," sofern die Eigenliebe zur Leidenschaft wird, und „Eigennutz," wenn sie sich blos mit ihren eigenen Vortheilen beschäftiget, und „Eigensinn," wenn man seinen Meinungen und Vorsätzen hartnäckig folgt, welches unerträglich ist, und bereits allemal von einem schwachen Verstand, und unordentlichen Willen zeugt. Es giebt eine ganze Reihe von Lastern, welche im Gefolge der Eigenliebe sind, und mehr oder weniger Unheil in der menschlichen Gesellschaft stiften. Daß wohlgeordnete Selbstliebe etwas Gutes sey, wer könnte daran zweifeln? wer könnte das mißbilligen, wenn der Mensch an seinen wirklichen Vorzügen Wohlgefallen hat, wenn er in ihrem Besitz sich selig fühlt, wenn er der erfüllten Pflicht sich innig freut, wenn er selbst im frohen Lebensgenuß eine Aufforderung der Vorsehung wahrnimmt zu höherem, reinerem Pflichteifer, und wenn jedes Gute, das er vollbracht hat, für ihn neuer Antrieb wird, des Guten mit jedem Tage mehr zu leisten?

Wir sehen daraus daß dieß Wohlgefallen an unsern Vorzügen nicht müßig seyn darf. Es muß sich thätig zeigen, und alle unsere Leibes- und Geisteskräfte anregen, um unsern Tugendsinn nicht nur zu bewahren, sondern auch zu erhöhen. Wer sich selbst gehörig liebt, wird also vor allen Dingen sich bestreben seinen Verstand aufzuhellen, seine Begriffe zu berichtigen und zu vermehren, seine Beurtheilung zu schärfen, sein sittliches Gefühl zu unterhalten und demselben stets gemäß zu handeln, mit einem Worte, alle seine Geisteskräften und guten Anlagen zu üben und auszubilden; denn er weiß, daß ihm

keine Kraft umsonst gegeben ist, sondern daß jede ihre wohlthätige Bestimmung hat, und geübt und nützlich angewendet werden muß.

Die wohlgeordnete Selbstliebe umfaßt sogar unsere angebornen Triebe zum Leben, zur Freiheit, zur Ehre, zum Eigenthum und zum Vergnügen. Wer diese Liebe besitzt, wird gewiß auch für Erhaltung seines Lebens sorgen, wenn die Aufopferung desselben nicht Beruf und Pflicht gebiethet. Wer diese Liebe besitzt, wird jede Art von Einschränkung fliehen, die seine Freiheit beeinträchtiget und sie blos den Gesetzen unterwerfen. Wer diese Liebe besitzt, wird über seinen guten Namen wachen, und jede Handlung meiden, welche den Menschen entehrt und herabwürdiget. Wer diese Liebe besitzt, wird es für Pflicht achten, sein Vermögen auf eine rechtmäßige Art zu vermehren und es nützlich anzuwenden. Wer diese Liebe besitzt, wird nicht düster und mürrisch seyn, sondern dankvoll jede unschuldige Freude genießen, und vor allen Dingen nach jenen Freuden streben, welche die Tugend erzeugt, weil sie die reinsten und seligsten sind.

Die Wichtigkeit der wohlgeordneten Selbstliebe ist daraus sichtbar, daß sie der Grundtrieb alles Handelns, Wirkens und Genießens ist. Ohne sie würden wir nichts thun, nichts verlangen, ohne sie würden wir ohne Thätigkeit seyn, und gegen alle Eindrücke der Dinge gleichgültig und gefühllos bleiben. Die Selbstliebe muß erst alle Triebfedern unserer Seele in Bewegung setzen und alle Gefühle rege machen. Sie ist gleichsam das Gewicht an der Uhr, das die ganze Maschine aufziehen und in Bewegung setzen muß.

Ohne sie würden wir auch der Liebe zu keiner Sache fähig seyn; denn warum lieben wir gewisse Dinge? doch gewiß aus keinem andern Grunde, als: weil sie uns gefallen und eine angenehme Veränderung in uns hervorbringen, die wir als Vervollkommnung unseres Zustandes ansehen und zu unserm geliebten Selbst rechnen. Ohne Selbstliebe würden wir sogar die Tugend nicht lieben können, weil es gleichfalls ihre Schönheit und Wohlthätigkeit ist, was unser Herz anzieht, einen angenehmen Eindruck auf uns macht. Kurz, wir würden überhaupt

nicht einmal wissen, was Liebe heißt, wenn wir die Erfahrung nicht zuerst in und an uns Selbst machten. Selbstliebe ist nach der Lehre Jesu das Vorbild, die Regel, der Maaßstab der Menschenliebe. Wir könnten nicht wissen, wie und in welchem Maaßstabe wir Andere lieben sollten, wenn wir diese Liebe nicht zu uns selbst empfänden. Alles geht also von der Selbstliebe aus; sie ist der Grundtrieb aller menschlichen Neigungen, und ohne sie ist uns alles gleichgültig, und selbst das höchste Gut ist es uns nur in sofern, als wir es uns aneignen, und in unsern Besitz aufnehmen.

Aber wie jede Sache, auch die beste, dem Mißbrauch unterliegt, und oft zweckwidrig angewendet wird, so verhält es sich mit der Selbstliebe. Ihr Gebrauch wird durch den Zweck bestimmt, den sie hat. Die ganze Natur wirkt zur Erhaltung und Vervollkommnung ihrer Werke; es kann also der Wille Gottes, aus dessen Allmachtshand sie hervorgieng, kein anderer seyn, als daß auch der Mensch, die Krone der Schöpfung, mit seinen angebornen Kräften und Vorzügen nicht nur erhalten werde, sondern sich auch immer mehr ausbilde. Dazu verlieh er ihm die mächtige Triebfeder, die Selbstliebe, welche ihn unwiderstehlich zur Erhaltung und Veredlung seiner Natur antreibt und reizt.

Wer nun sich selbst, das heißt seine Kräfte, vernachläßiget, sie nicht gebraucht und übt, seine Geistesanlagen nicht ausbildet und erhöhet, der macht von dem mächtigen Grundtriebe der Selbstliebe den Gebrauch nicht, wozu ihn seine Natur auffordert, und man kann eigentlich von ihm sagen: er liebe sich selbst nicht. Der Mensch kann vieles andere außer sich lieben, Geld und Gut, Ruhm und Glanz, rauschende Freuden und Vergnügungen, und diese Liebe kann die Liebe verschlingen oder doch vergiften, welche der Mensch sich selbst schuldig ist. Geschieht dieses, ziehet er solche Güter seinem Ich vor, und schäzet sie höher als sich selbst. Verdienet er dann nicht unsere Verachtung oder unser Mitleid? Was ist eine solche verkehrte Liebe anders, als das Uebergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft, die jeden Keim des Guten im Menschen erstickt? Was ist sie anders als niedrige Selbstsucht, als das

Unkraut, das den guten Waizen übernimmt, und nicht aufkommen läßt? Zwar erlaubt und verlangt die wohlgeordnete Selbstliebe auch Genuß anderer Güter, die außer dem Menschen liegen; sie will die Bedürfnisse, Wünsche und Neigungen des ganzen Menschen befriedigen; allein ihr Hauptgegenstand bleibt immer innere Vervollkommnung, sie will erst Weisheit und Tugend, ohne welche keine wahre Freude, keine bleibende Glückseligkeit denkbar ist. Wie könnte man auch sich freuen, ohne mit sich zufrieden zu seyn? und wie könnte man mit sich zufrieden seyn, ohne Tugend und ohne das beseligende Bewußtseyn der erfüllten Pflicht? Wie könnte man reines Vergnügen genießen, wenn man das Vergnügen selbst zum Zwecke macht, und nur um dieses Zweckes willen tugendhaft seyn will? Was wäre eine solche Tugend anders, als Lohnsucht und Eigennuß, was anders, als Dienerin unserer Gefühle und Leidenschaften?

Es ist also eine verkehrte Anwendung der Selbstliebe, wenn man die äußern Güter höher schätzt als die innern, eigentlichen Vorzüge des Menschen, und wenn man das Vergnügen zur Hauptsache, zum Zweck, die Tugend aber zur Nebensache, zum Mittel macht jenen Zweck zu erreichen. Und man darf sich darüber gar nicht verwundern, wenn daraus alle Arten von Sünden und Lastern entstehen: Eigenliebe, Eitelkeit, Stolz, Wollust, Ehrgeiz, Habsucht und überhaupt Alles, was die heilige Schrift mit dem Namen der Fleischeslust bezeichnet.

Wahre, wohlgeordnete Selbstliebe fließt mit der allgemeinen Menschenliebe und mit der Liebe Gottes in Eins zusammen. Selbstliebe ist im Grunde nichts anders als Menschenliebe, nur daß jeder den Menschen in sich selbst liebt. Da jeder Andere so gut Mensch ist, als ich, so muß ich auch den Andern lieben, wie mich selbst; Selbstliebe ist also die Regel der Liebe, die wir Andern schuldig sind. Das Grundgesetz des Christenthums drückt sich darüber deutlich aus: „Du sollst deinen Nächsten, wie dich selbst, lieben.“ Selbstliebe, welche die Menschenliebe ausschließt, ist schon darum verwerflich, weil sie dann nicht mehr Selbstliebe sondern engherzige Eigenliebe ist, und als solche nicht Menschenwohl befördert sondern verhindert und zerstört.

Und wenn wir nebst uns andere Menschen aufrichtig lieben, so werden wir gewiß auch Gott lieben, der uns schuf, der uns zu Menschen bildete, der uns Liebe zu uns und Andern einflößte, und uns Allen zur Tugend die selige Bestimmung gab. Es ist ja doch alles, was wir sind, besitzen und genießen, Gottes Geschenk, und wir können uns unmöglich darüber freuen, ohne den Gott zu lieben, der uns diese Quellen der Freuden öffnete. Lasset uns also lieben, denn Gott hat uns zuerst geliebt! Lasset uns mit der Selbstliebe Menschen- und Gottesliebe verbinden! Diese allesumfassende Liebe sey die Seele unseres ganzen Thuns; von ihr durchglüht werden wir uns nie durch eine schlechte Handlung entehren; Gott und Menschheit wird uns Alles in Allem seyn, und nur dadurch werden wir die Reinheit unserer Religion erproben, welche nach der Lehre Jesu auf dem Fundament der Liebe ruht. Religion und Lieblosigkeit stehen miteinander im Widerspruch. Ein liebloser Mensch kann kein Christ seyn. Darum, Christen! lasset uns Gott über alles lieben, und unsere Mitmenschen wie uns selbst.

O, selig, wer nach Gott, mit heilg'm Eifer trachtet
Und für sein höchstes Glück des Ew'gen Beifall achtet!
Der liebt allein sich recht; der findet in der Zeit
Schon wahre Ruh' und einst vollkommne Seligkeit.

162.

Die christliche Religion ist klar und einfach.

Mächtig wirktest, Christus, du im Staube
Schufst der Seelen reinstes Glück;
Zweifel, Wahn und Aberglaube
Schwanden in die Nacht zurück.
Hin zum Heiligthum' der Wahrheit
Führtest du der Deinen Schaar,
Wer empfänglich für sie war
Schaute sie in voller Klarheit.
Menschenfreund! seit du erschienst
Ist die Liebe Gottesdienst.

Die aberglaubischen Juden zählten über sechshundert Gebothe in ihrem Gesetze; welches aber das wichtigste unter denselben

sey, darüber konnten sich die Schulen ihrer Gelehrten nicht vereinigen. Diese stimmte für Haltung des Sabbaths, jene für den Opferdienst und wieder eine andere für die Beschneidung. Alle verfielen auf das Zeremoniengesetz, ohne zu bedenken, daß das Innere Hauptsache, daß die Tugend der Zweck aller Religion sey, und daß die Heiligkeit nicht von Außen in den Menschen gebracht werde, sondern aus dem Herzen stamme, und sich von da aus über die Handlungen des Menschen verbreiten müsse. Jesus, der die Menschen durch Besserung beglücken wollte, dachte ganz anders; er erklärte sich gerade zu für das vornehmste Sittengesetz: „Du sollst den Herrn deinen Gott über alles lieben, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Gottesliebe und Nächstenliebe sind also nach dem Ausspruch Jesu der Inhalt alles dessen, was Moyses und die Propheten lehrten; sie sind die Summe aller Forderungen Gottes an die Menschen, der Inbegriff der ganzen Religion, der Zweck der göttlichen Offenbarung, die Grundlage menschlicher Pflichten, die Quelle jeder Tugend.

Wenn wir daher nach jener Vollkommenheit ringen, zu welcher uns die Religion Jesu verbindet; so müssen wir uns vor allem bestreben, die Liebe Gottes zur herrschenden Neigung unserer Seele und zur Triebfeder unserer Handlungen zu machen. Der Gedanke an Gott wecke uns des Morgens aus dem Schlafe, begleite uns in den Geschäften des Tages, und verlasse uns nicht wenn wir uns des Abends zur Ruhe begeben. All' unser Thun und Lassen, alle unsere Gedanken und Werke, unser ganzes Leben wollen wir Gott weihn, und nie durch eine Sünde seinem heiligen Willen zuwider handeln. Ihm zu Liebe wollen wir die Arbeiten des Standes, den uns seine Vorsehung anwies, emsig verrichten, die Freuden seiner schönen Welt mäßig und dankbar genießen und alle Wiederwärtigkeiten mit geduldiger Ergebenheit ertragen. Nie soll Eigennutz und Sinnlichkeit und Menschenlob oder eine andere niedrige Absicht uns zum Handeln bestimmen; sondern einzig die Begierde den Beifall Gottes in allen Stücken zu verdienen. Besonders wollen wir, aus dankbarer Liebe zu Gott, allen Menschen als seine Kinder und als unsere Brüder lieben; so viel in unsern Kräften

steht, jedes Uebel von ihnen entfernen und ihre Wohlfahrt thätig befördern. Denn die Liebe des Nächsten ist das ächte Kennzeichen der Liebe Gottes und keine von beiden kann ohne die andere bestehen.

Wie schön, wie einfach und faßlich ist nicht diese Lehre Jesu! aber auch wie oft wird sie heute noch durch menschliche Zusätze entstellt? wie oft verstehen wir darunter etwas ganz anderes als ihr Stifter? wie oft halten wir uns einzig ans Rechtglauben, und vergessen darüber das Rechtthun? wie oft vermengen wir noch die Beförderungsmittel der Tugend mit der Tugend selbst? wie oft hüllen wir das, was allen Verständlich seyn soll, in undurchdringliches Dunkel ein? wie oft bauen wir auf fremdes Verdienst, um unsere Unthätigkeit zu beschönigen? Dieß ist eine Versündigung an der ursprünglichen Einfalt der Christusreligion, vor der wir uns sorgfältig hüten sollen zu unserem und der Menschheit Heile.

Die christliche Religion hätte überaus viel zu leisten, wenn sie alle Ansprüche befriedigen wollte, welche die Menschen von jeher an sie gemacht haben. Sie soll Wahrheiten enthalten, wünscht der Gelehrte, zu denen sich der gemeine Menschenverstand nicht erheben kann; sie soll in den Geist eindringen, wünscht der Ungebildete, ohne daß es seiner Seits Anstrengung koste; sie soll das Herz nicht blos erwärmen, wünscht der bessere Mensch, sondern auch diese Wärme ungeschwächt erhalten; sie soll dem Laster einen Schlupfwinkel lassen, wünscht der Leichtsinnige, damit er sich in denselben zurückziehen und verbergen könne. Alle diese bedenken nun wohl nicht, daß sie sich weder nach den Vorstellungen noch nach den Bedürfnissen einzelner Menschen richten könne, sondern den Geist und das Herz Aller ansprechen müsse, daß sie nicht etwa den Menschen der Welt und den Angelegenheiten dieses Lebens entrücken, sondern ihn vielmehr auf der Erde für den Himmel, in seinen irdischen Obliegenheiten für höhere Verpflichtungen ausbilden und erziehen wolle.

Und eben dieses ist die natürliche edle Einfalt der christlichen Religion, die zwar auf die Anstrengung unseres Verstandes rechnet, um ihre Wahrheiten zu fassen, aber auf keine un-

gewöhnliche Anstrengung; die zwar Beherrschung der Neigungen und Begierden unsers Herzens fordert, aber keine unnatürliche Beherrschung; die zwar den Menschen schon auf Erden an das Ewige erinnert, aber so, daß er sich in seinen irdischen Verhältnissen jener höheren würdig mache.

Die christliche Religion rechnet zwar auf die Anstrengung unseres Verstandes um ihre Wahrheiten zu fassen, aber auf keine ungewöhnliche Anstrengung. Denn, ist es, um die Sache durch einige Beispiele zu erläutern, ist es auch nicht möglich, von dem unendlichen, unsichtbaren Geiste, der uns erschaffen, ein Bild zu entwerfen, das ihm gleich sey; können wir auch mit den Augen unseres Verstandes die Mittel nicht fassen, wodurch er das unermeßliche Ganze um uns her, Millionen Welten und Geschöpfe entstehen und fortdauren läßt: so wird uns doch das Bild eines liebevollen, sorgsamen Vaters nicht unbegreiflich seyn, in welchem Jesus ihn darstellt; so können uns doch die Spuren der Macht, Weisheit und Güte nicht verborgen bleiben, die sich an uns selbst und an allen unsern Umgebungen abdrücken; so erblicken wir doch täglich tausend Ereignisse und Veränderungen, welche das Gepräge eines höhern Schutzes und einer höhern Leitung an sich tragen. Vermögen wir auch nicht die Stufen zu berechnen, auf denen wir zu unserer Bestimmung nach dem Tode gelangen, so überzeugt uns doch von unserer Fortdauer die innere Sehnsucht nach etwas höherm und besserem, welche auf dieser Erde nicht befriediget wird.

Die christliche Religion fordert zwar Beherrschung der Neigungen und Begierden unsers Herzens, aber keine unnatürliche Beherrschung. Sie fordert nämlich, daß wir die Lüste des Fleisches bezähmen, daß wir den alten sinnlichen Menschen ablegen, daß wir aus dem Stande der Kindheit heraustreten, daß wir immer vollkommener und dem Alleinheiligen ähnlicher werden, daß wir Gott über alles und den Nächsten wie uns selbst lieben sollen; würde es nun nicht der gröbste Mißverstand dieser Lehre seyn, wenn wir jedes menschliche Gefühl, daß in unserer irdischen Beschränktheit seinen Grund hat, verläugnen und uns von allen den Banden, die uns sinnlicher Weise an das Leben knüpfen, losreißen wollten? Tre-

ten wir nicht dem allgemeinen Gange der menschlichen Natur zufolge von der Stufe des kindlichen Alters auf die des Jünglings, des Mannes, des Greises? Werden wir nicht eben so von der Stufe unvollkommener Erkenntniß und schwacher Tugend zu einer vollkommnern und höhern Stufe übergehen können? Hat es nicht zu allen Zeiten Menschen gegeben, die ihrer Leidenschaften Meister wurden, und das Herz mit allen seinen Regungen und Wünschen ganz in ihrer Gewalt hatten? Kann irgend ein Gedanke uns stärker reizen und mächtiger zu allem Guten antreiben, als der Gedanke an den, der alle Vollkommenheiten ausschließlich in sich vereiniget? kann irgend eine Ueberzeugung unser ganzes Herz so zu Gott gleichsam hinauf ziehen, als die Ueberzeugung, wie sehr er wolle, daß allen Menschen geholfen werde? kann irgend ein Glaube die Gesinnungen der Bruderliebe so in uns anregen, befestigen, erhöhen, als der Glaube, daß alle Menschen mit uns zu einer Seligkeit bestimmt sind? —

Die christliche Religion erinnert endlich den Menschen an das Ewige, aber so, daß er sich in seinen irdischen Verhältnissen jener höhern würdig mache. Der Mensch, vom Weibe geboren, ruft sie ihm zu, — lebt eine kurze Zeit, und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume, und fällt ab; flieht wie ein Schatten, und bleibt nicht; er hat seine bestimmte Zeit, und es ist ihm ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann. Aber wer möchte läugnen, daß dieser Zuruf sehr vielen Menschen ein großes Bedürfniß sey, welche die Sorge für das Heil ihrer Seele beständig aufschieben, und nicht daran denken, daß die letzte Stunde einbrechen werde, wie ein Dieb in der Nacht? Wer möchte läugnen, daß jener Zuruf auf so manche Menschen wohlthätig wirke, die unter dem Drucke der Leiden gleichsam erliegen, auf so Viele, die bei dem redlichsten Eifer und den angestrengtesten Bemühungen, Gutes zu wirken, von der Welt verkannt werden? — Und die christliche Religion verschweigt es uns nicht: es werde gesäet verweslich, aber es werde auferstehen unverweslich; sie versichert uns, daß, wenn unser irdisch Haus abgebrochen ist, wir einen Bau haben werden von Gott erbaut; sie beruhiget uns damit, daß unsere

Trübsal auf Erden zeitlich und leicht, dereinst eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit schaffen werde; sie ermuntert uns endlich: unser Wandel ist im Himmel!

Und darin besteht die natürliche, edle Einfalt der christlichen Religion. Es bedarf da keiner außerordentlichen Erleuchtung unseres Verstandes; alle ihre Lehren sind einfach und allgemein faßlich, weil sie vom Stifter derselben auf alle Zeiten und Menschenklassen berechnet sind. Es sind ganz die natürlichen Kräfte, mit denen wir sie fassen; es ist ganz der natürliche Gang des menschlichen Geistes, dem zufolge er von dem Mangelhaftern zum Vollkommnern übergeht. Alles beruhet da auf dem redlichen Eifer, womit wir unsere Kenntnisse begründen, und auf dem fortgesetzten Nachdenken, womit wir sie erweitern und befestigen. Es stehet in eines jeden Menschen Gewalt, seinen Blick auf sich selbst, auf den Gang seiner Schicksale, auf die Veränderungen um sich her und auf die tausend Welten zu richten, die über und neben ihm sind und fortdauern. Sie, diese edle Tochter des Himmels, hat allen etwas zu sagen, dem Kinde, dem Jünglinge, dem Manne, dem Greise; sie will nicht blos den Gebildeten und Gelehrten, sondern auch den Ungebildeten und Ungelehrten für das, was wahr und gut ist, gewinnen. Aber freilich, wenn die natürliche Einfalt des Verstandes bei dem Menschen schon unterdrückt worden, wenn Irrthümer und Vorurtheile den Geist verblendet und gefangen genommen, wenn die herrlichsten Anlagen desselben unentwickelt geblieben, und die ersten, zartesten Kräfte bereits getödtet sind; ist es da ein Wunder, daß die christliche Religion bei weitem den Einfluß auf den menschlichen Verstand nicht äußere, den sie ihrer natürlichen edlen Einfalt nach äußern sollte und könnte.

Wir dürfen auch keine übernatürliche Besserung unseres Herzens von der christlichen Religion erwarten. Denn sind es nicht ganz natürliche Mittel, welche sie uns dazu an die Hand giebt? ist nicht das Andenken an Gott, und die aufrichtige Erhebung des Herzens zu ihm, ist nicht die ernste Beschäftigung mit seinen väterlichen, liebevollen Absichten, ist nicht der heitere Blick auf das höhere Ziel, dem er uns schon auf Erden

näher führen will, — sind das alles nicht Beförderungsmittel eines reinen, frommen, zufriedenen Sinnes? ist nicht die fortgesetzte Wachsamkeit über uns selbst, welche die christliche Religion mit so vielem Nachdrucke fordert, vermögend, uns vor tausend Abwegen und Verirrungen zu bewahren? Wird uns nicht der Umgang mit den weisern und bessern Menschen, welchen die christliche Religion empfiehlt, die Erfüllung unserer Obliegenheiten und Pflichten, so wie die Beförderung der allgemeinen menschlichen Wohlfahrt erleichtern und versüßen? — Und setzen diese Mittel etwas anders voraus, als daß wir die natürliche Einfalt unsers Gemüths bewahren? Wäre nur diese noch unter den Menschen vorhanden, wäre sie nur nicht durch eine falsche Erziehung, durch das Aergerniß öffentlicher Begebenheiten, durch den herrschenden Geist der Zeit niedergedrückt worden; hätten nur nicht in den Herzen der Menschen Neigungen, Bedürfnisse, Wünsche, Sorgen und Hoffnungen Platz genommen, die mehr oder weniger das Gepräge der Unnatürlichkeit verrathen: wie sicher, wie dauerhaft, wie allgemein würde dann noch die christliche Religion zur Gründung, Aufrechthaltung und Erweiterung eines göttlichen Reiches der Wahrheit und Tugend wirken müssen!

Wir dürfen endlich von der christlichen Religion keine übernatürliche Einwirkung auf die Schicksale und Veränderungen unseres Lebens erwarten. Das ist leider die Hauptsache, warum so Viele gegen dieselbe gleichgültig sind. Wenn sie nur gesund machte! ruft der Kranke; wenn sie nur reich machte! ruft der Eigennützige; wenn sie mir nur mein Hab und Gut sicherte! ruft der Irdischgesinnte. Und wie? wenn sie auch diese Forderungen auf eine sehr natürliche Weise befriedigte? — Lehrt sie uns nicht mäßig seyn in jedem Genusse? gebietet sie uns nicht Schonung und Vorsicht, wo unsere Gesundheit oder wohl gar unser Leben in Gefahr kommen dürfte? stärkt sie uns nicht mit Vertrauen zu dem, der unzählige Mittel besitzt, den geschwächten Kräften unserer Natur wieder aufzuhelfen? fordert sie nicht, daß wir arbeitsam seyn, daß wir durch Genügsamkeit und weise Sparsamkeit unser Auskommen sichern sollen? setzt sie uns nicht in die engste Verbindung mit andern Men-

schen, die zu unserer Wohlfahrt beitragen, und unser Glück erhöhen und befestigen werden, wenn wir selbst ihnen das sind, wozu die Natur uns bestimmte? — Daß die christliche Religion nicht alle Wünsche der Menschen befriedigen, daß sie durch Unwissenheit und Lasterhaftigkeit nicht die belohnenden Früchte der Weisheit und Tugend zusichern, daß sie dem Menschen die Bedingungen nicht erlassen könne, die er von seiner Seite erfüllen muß, um an ihren Segnungen Theil zu nehmen, wer möchte ihr das zum Vorwurfe machen?

Wie thöricht wäre es also, wenn wir Folgen und Wirkungen von der christlichen Religion erwarten wollten, zu denen sie ihrer natürlichen Einfalt nach nicht berechtiget! wie weise dagegen, wenn wir uns mit dem begnügen, was sie uns zur Erleuchtung unseres Verstandes, zur Besserung unseres Herzens, zur Beförderung unserer eigenen und unserer Brüder Wohlfahrt in so reichem Maaße anbietet und gewährt! — Lasset uns nur dafür sorgen, daß unserm Verstand und Herzen die natürliche Einfalt nicht entrissen werde, auf der unsere Kenntnisse und Einsichten, unsere Geschicklichkeiten und Tugenden am sichersten beruhen; lasset uns nur mit dem redlichsten Eifer so viel Gutes wirken, als uns in unsern Verhältnissen auf Erden angewiesen ist, und die Segnungen der christlichen Religion werden in unserem Verstande, in unserem Herzen, in den Schicksalen und Veränderungen unseres Lebens sichtbar und dauerhaft seyn.

Dank dir Vater der zum Erdenleben
Uns ein mildes Licht vom Himmel gab —
Einen Schimmer, der zur Ruhe leitet,
Sanft und freundlich, bis ans stille Grab,
Eine Freundin, die den Sünder tröstet,
Und sich liebend zu dem Frommen neigt,
Einen Engel, der am Sterbebette
Unserm Geist die Lichte Heimath zeigt.
Alle niedern Erdensorgen schwinden,
Friede Gottes weht vom Sternenthron,
Und mein Herz fühlt in der Sabbathstille
Deine Freuden, o Religion. —
Dein Gesetz erhellt die trübe Seele
Sanft bist du, und deine Last ist leicht;

Sanft spricht Jesus: seyd vollkommne Kinder,
Werdet gut, wie euer Vater ist.
Vater, guter Vater, dir zu dienen,
Dich zu lieben, ewig dein zu seyn,
Und den Menschen lieb und nützlich werden
Dieses weihet mich zum Himmel ein.

Witschel.

163.

Auslegung der Reden und Handlungen.

Bedenke wohl der äuß're Stand
Ist dir von Menschen nur bekannt;
Doch was in seiner Brust sich regt,
Und was er thut und was er trägt,
Sieht oft kein Menschenangesicht
Drum schweige still und meist're nicht!

Es ist ein Vorzug des Menschen, daß er über die Handlungen anderer Menschen urtheilen, ihren Werth oder Unwerth bestimmen und daraus Maaßregeln für sein Verhalten herleiten kann. Dieser Vortheil wird aber nicht selten sehr mißbraucht. Anstatt dabei unpartheiisch, bedachtsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, erlaubt man sich in keiner Sache so viel Willkühr und Uebereilung als hier, legt oft die besten und unschuldigsten Handlungen übel aus, und begeht die größten Ungerechtigkeiten. Dieses Schicksal erfuhr selbst Jesus, der reinste Tugendfreund und Wohlthäter der Menschheit, bei manchen Gelegenheiten. Unter andern wurde einmal die wohlthätige Wiederherstellung eines Gichtbrüchigen und seine so menschenfreundliche und sanfte Rede an denselben so übel ausgelegt, daß man ihn sogar einer Gotteslästerung beschuldigte, weil er zu diesem Kranken gesagt hatte: „Sey getrost mein Sohn! deine Sünden sind dir vergeben.“ Die Krankheit dieses Menschen war ohne Zweifel die Folge einer unordentlichen Lebensart, und das Andenken seiner Ausschweifungen beunruhigte seine Seele; Jesus wollte ihm also mit der ihm eigenen Liebe Muth und Trost einsprechen, und sprach daher zu ihm: „Sey gutes Muths mein Sohn!

sind deine Gesinnungen geändert, und bereuest du wahrhaft die Ausschweifungen, wofür du jetzt so hart büssen mußt, so darf dich das Andenken deiner Sünden nicht beunruhigen; deine Sünden sind dir von der Stunde an vergeben, als du dich durch aufrichtige Lebensbesserung deinem himmlischen Vater wieder in die Arme wirfst.“ Kann der edelste Menschenfreund liebevoller sprechen? und doch muß Jesus den kränkenden Vorwurf hören: er habe Gott gelästert. Wie lieblos und ungerecht! — Laßt uns daher der Ursache nachforschen, warum die Reden und Handlungen der Menschen gemeiniglich so übel ausgelegt werden, und hierauf erwägen wie wir uns dabei zu benehmen und davor zu hüten haben.

Die theils üble theils lasterhafte Gewohnheit, von der wir reden, ist sehr allgemein. Wie oft werden nicht unsere Reden und Handlungen übel ausgelegt? — Wir übernehmen z. B. die Vertheidigung der Wahrheit und des Rechts, wir sprechen für einen Unschuldigen, und man beschuldigt uns der Anmaßung, des Stolzes und einer ungebührlichen Freiheit. Wir verweisen Jemanden das Unrecht, und machen ihm verdiente Vorwürfe; und man beschuldiget uns der Herrschsucht, der Härte und Strenge. Wir warnen vor Sünden und Lastern, und erheben unsere Stimme gegen das Sittenverderbniß, und man legt uns einen unbescheidenen Eifer bei. Wir bestreiten verderbliche Vorurtheile, und bemühen uns die Wahrheit in ihrer Reinheit und Lauterkeit darzustellen, und man macht unsern Glauben verdächtig. Kurz es ist fast keine Rede, kein Wort, das nicht einer üblen Deutung fähig und ausgesetzt sey.

Nicht gelinder werden gewöhnlich unsere Handlungen beurtheilt. Sind wir dienstfertig und gefällig, so heißen wir Schmeichler. Sind wir wohlthätig, so nennt man uns Verschwender. Bewahren wir das Unsere sorgfältig, so sind wir geitzig. Stiften wir Gutes, so sind wir eitel. Besorgen wir unsere Geschäfte pünktlich, so wollen wir uns auszeichnen. Behaupten wir unsere Ehre, so sind wir stolz. Entziehen wir uns der herrschenden Mode, so sind wir Sonderlinge. Gehen wir mit Jedermann um, so sind wir gemein. Lieben wir das Recht, so sind wir strenge. Versagen wir dem Unwürdigen seine

Bitte, so sind wir unbarmherzig. — Mit einem Worte, es giebt keine menschliche Handlung, die nicht einer üblen Deutung fähig sey, und wir mögen beinahe handeln wie wir wollen, immer wird man schiefe Auslegungen machen.

Woher mag dieses wohl kommen? Doch nicht immer von einem bösen Herzen. Gewöhnlich liegen Unwissenheit, Kurzsichtigkeit, Irrthum, unrichtige Ansicht der Sache, Uebereilung und üble Seelenstimmung zum Grunde. Die meisten Menschen sind unwissend. Was kann man von diesen anders erwarten als schiefe Auslegung unserer Reden und Handlungen? Sie verstehen uns oft nicht, oder sie verstehen uns falsch; sie haben weder Begriffe von Worten noch Sachen, weder von Recht noch Unrecht, und sind also zu richtigen Urtheilen nicht fähig. So wenig ein Blinder von der Farbe, ein Tauber von Tönen und ein Geschmackloser von Speisen und Getränken urtheilen kann, so wenig kann ein Unwissender von Reden und Handlungen richtig urtheilen. Zur richtigen Beurtheilung menschlicher Handlungen gehört ein heller Blick, eine schnelle Auffassung aller Umstände, was nicht Jedermanns Sache ist, und das Vermögen richtig zu schließen, woran es gemeiniglich sehr vielen mangelt. Solche Leute können also in Hinsicht sittlicher Dinge nicht urtheilen, und doch thun sie es.

Hierzu kömmt noch, daß die Meisten übel unterrichtet sind. Sie haben oft die Reden der Menschen nicht selbst gehört, noch ihre Handlungen selbst gesehen, sondern was sie davon wissen, haben sie größtentheils von Andern, oder wie man sich auszudrücken pflegt, vom Hörensagen. Und da kann man sich schon vorstellen, wie unrichtig die Dinge gedacht und beurtheilt werden. Und wenn sie auch selbst Augen- und Ohrenzeugen gewißer Reden und Handlungen sind, so beobachten sie doch nicht immer gehörig und ordentlich, nicht, wie es seyn muß, von allen Seiten und eine geraume Zeit hindurch, sondern einseitig und flüchtig. — Kein Wunder also, daß ihre Auslegungen so schlecht ausfallen.

Hieraus fließt denn auch jene Uebereilung, welcher man sich so leicht schuldig macht. Wer ist nicht leicht vorlaut und absprechend? wer überlegt immer, was er redet? wer hält

mit seinen Gedanken an sich, und wessen Zunge kommt nicht oft seinen Gedanken zuvor? Es giebt Menschen, welche Alles reden, was ihnen in den Mund kommt, ohne zu überlegen, was; und wenn sie geredet haben, so fällt es ihnen erst ein, was sie gesprochen haben. Manche wollen nur gern viel sprechen, sich und Andere unterhalten, sich und ihnen die Zeit verkürzen, oder auch ihnen zu Gefallen reden. Daher jene seichten Urtheile.

Bei vielen ist die Ursache liebloser Beurtheilungen eine üble Seelenstimmung, welche ihren Grund theils im Körper und in gewißen äußern Umständen hat, die einen unangenehmen Eindruck auf die Seele machen; theils in gewißen Vorstellungen der Seele selbst, in gewißen trüben Gedanken, die gleichsam einen Flor über Alles ziehen, und durch ein trübes Glas und aus einem kranken Auge Alles ansehen und betrachten lassen, — auch wohl in gewißen unangenehmen, vielfältigen Erfahrungen von der Verkehrtheit und Bosheit der Menschen; oder auch in dem lebhaften Bewußtseyn eigener Fehler und Thorheiten, welche die Seele mißmuthig machen. Wer aber nicht aufgeräumt und bei guter Laune ist; wer an Seele und Körper gleichsam und gewißermaaßen krank ist, wie kann dieser genau beobachten und richtig urtheilen? —

Doch ist nicht zu läugnen, daß viele unrichtige und ungünstige Urtheile auch absichtlich geschehen, und aus einem bösen Herzen kommen. Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, aus dem Herzen, in welchem Leidenschaften kämpfen, in welchem Haß und Neid, Mißgunst und Eifersucht und Schadenfreude, Habsucht, Eitelkeit und Stolz wechselseitig streiten. Was kann aus einem solchen Herzen anders entstehen, als ein schiefes Urtheil? Denn das Herz lenket den Verstand, und leitet ihn so zu urtheilen, wie es will, und er kann nicht frei urtheilen. Ein Freund oder Feind wird über den andern immer ganz anders urtheilen, als der Unpartheiische und Unbefangene; und der Interessirte ganz anders, als der Uninteressirte; der Eifersüchtige und Stolze ganz anders, als der Kaltblütige und Demüthige. Ueberhaupt, was kann man von einem un-

sittlichen und lieblosen Menschen erwarten als unsittliche und lieblose Auslegungen und Urtheile?

Wie haben wir uns nun bei einer solchen Denkungsart zu benehmen? Zuerst werden wir uns hüten uns zu beunruhigen, wenn andere schief über uns urtheilen; denn wir haben gefunden, daß die Meisten unwissende und kurzsichtige, übelunterrichtete, übereilte und schwache Menschen sind. Wer wollte sich aber über die Urtheile solcher Menschen grämen? Es ist wahr, auch der Geringste und Einfältigste kann uns schaden. Aber wenn wir darauf Rücksicht nehmen wollten, so könnten wir nie froh werden. Und wacht nicht auch eine schützende Vorsehung über uns?

Besonders aber wollen wir uns vor Menschenhaß hüten, der gar leicht entstehen kann, wenn wir wahrnehmen, wie unsere Reden und Handlungen oft so übel ausgelegt werden; denn dadurch würden wir das Uebel noch größer machen, und uns selbst der Gefahr aussetzen unbillig und ungerecht zu urtheilen. Sollten wir wohl einen Menschen hassen können wegen seiner Unwissenheit, Kurzsichtigkeit, Uebereilung und Schwäche? Und wenn sein Herz auch selbst an jenen üblen Auslegungen Antheil nimmt, und die Leidenschaften des Zorns, des Hasses, des Neides, des Stolzes ihn dazu reitzen, so wollen wir ihn doch nicht hassen, sondern Mitleid mit ihm als einem Kranken haben und bedenken, daß auch bei der gefährlichsten sittlichen Krankheit doch allemal eine Art von Täuschung zum Grunde liegt, so daß der Mensch mehr der Verblendete, als der Boshafte ist. In aller Menschen Seelen liegt der Saame des Guten, nur daß er sich nicht in allen gehörig und in vielen zu spät entwickelt. Endlich fällt doch die Decke von den Augen des Verblendeten weg, und er fängt an richtig zu sehen. Und wie oft ändern sich nicht die menschlichen Gesinnungen, und wie oft tritt der Fall ein, daß die übelsten Ausleger unserer Handlungen in der Folge unsere besten Freunde und Lobredner werden? —

Wir werden uns also auch in unserm rechtlichen Gange nicht aufhalten lassen, sondern immer nach Pflicht und Gewissen handeln, die Menschen mögen urtheilen und reden wie

sie wollen. Denn welches Urtheil ist uns am liebsten und wichtigsten? Das Urtheil der Menschen, oder unsers Gewissens? Jenes ist außer uns, dieses in uns; jenes ist nur das Urtheil unsersgleichen, dieses aber das Urtheil unsers Gewissens, oder was einerlei ist, das Urtheil Gottes; jenes kann uns nicht immer schaden, dieses quält uns immer; jenes kann nur unser leibliches Wohl stören, dieses stört unser geistiges; jenes hört auf, wenn wir die Welt verlassen, dieses begleitet uns auch nach dem Tode noch, so lange wir sind und leben.

Ferner wollen wir, um allen Schein zu meiden, Vorsicht und Klugheit immer mit Rechtschaffenheit verbinden. Wir wollen über unsere Reden und Handlungen wachen, und Niemanden Gelegenheit geben, eine ungünstige Auslegung zu machen. Wir wollen uns zu den Schwachen herablassen und ihrer schonen, unsere Feinde nicht reitzen und erbittern, und auch mit den Lasterhaften Geduld haben. Vor allen Dingen aber wollen wir uns vor zweideutigen Reden und Handlungen hüten, und immer überlegen, was wir reden und thun, unsere Worte vorsichtig wählen, unsere Ausdrücke bestimmt fassen, unsere Handlungen nach den Gesetzen der Sittlichkeit und der Anständigkeit abmessen, und auf Zeit, Ort und Umstände Rücksicht nehmen. Alles Leichtsinnige, Unbedachtsame und Unüberlegte soll aus unsern Reden und Handlungen verbannt seyn.

Endlich wollen wir uns selbst vor üblen Auslegungen der Reden und Handlungen der Menschen hüten. Denn es ist nichts gewöhnlicher, als daß wir über andere klagen und uns selbst vergessen. Und wie unanständig ist es, das an Andern zu tadeln, was man an sich selbst duldet? Lasset uns also den Blick, den wir auf Andere richten, vornehmlich auf uns selbst richten, und sehen, ob wir nicht im gleichen oder ähnlichen Falle mit ihnen sind. Und wer ist wohl von diesem Fehler ganz frei? wer hat sich immer so in seiner Gewalt? wer ist immer so aufmerksam auf sich selbst und so vorsichtig in seinen Urtheilen, daß er sich völlig fehlerfrei glauben könnte? Darum legt immer Alles so viel möglich gut aus, so werden auch Andere euch mit Schonung beurtheilen.

Liebe laß dich stets beseelen,
Die nur ungern Argwohn hegt,
Und wo Andre wirklich fehlen,
Ihre Fehler sanft erträgt.
Mehre niemals ihren Schmerz;
Rühre, beß're nur ihr Herz!
Gott, der Richter aller Welten,
Richtet mit Gerechtigkeit.
Jedem wird er einst vergelten,
Wie er lebt in dieser Zeit.
Ueberlaß ihm das Gericht;
Richte du den Nächsten nicht!

146.

Aufschub, wie entehrend und gefahrvoll.

Später hoff'st du nachzubringen,
Was du früh versäumet hast;
Später denkst du vorzudringen
Durch der Mühen saure Last;
Später willst du's eifrig treiben,
Später recht beharrlich bleiben.
Alles gut! doch, Unglückssohn!
Spät ist's wahrlich heute schon.

A——s.

Ruhe und Friede, Vertrauen, Freudigkeit und neues Leben bringt die Religion Christi und seine Kirche in die Brust der sündigen Menschheit durch ihre erhabene, wohlthuende Lehre von der Versöhnlichkeit Gottes, des Vaters.

Sey gutes Muthes, und erheitere dich, spricht da der Diener der christlichen Religion zu jedem Sünder, der mit tiefer Rührung an ihn sich wendet, um an seiner liebvollen Hand wieder auf den Weg der Pflicht zurückgeführt zu werden. Gott ist Vater; er verstoßt das Kind nicht, das sich ernstlich bessern will; deine Sünden sind dir von der Stunde an vergeben, sobald du deinen strafbaren Neigungen und den Ausschweifungen entsagest, wodurch du dich bisher seiner Liebe unwürdig gemacht hast. Der Unendliche zürnet nicht, wie ein leidenschaftlicher Mensch; Rache ist seinem Vaterherzen fremde; er

vergiebt gerne, wo sich unzweideutige Spuren der Besserung zeigen; Begnadigen ist ihm Wonne und Seligkeit. Ein treffendes Bild von ihm stellt uns die evangelische Geschichte in dem zärtlichen Vater des verlornen Sohnes auf. So vielzählig, so groß und empörend die Ausschweifungen dieses ausgearteten Sohnes waren, so fand er doch wieder liebvolle Aufnahme, so bald er sich wieder an seinen Vater wandte. Vater! ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündiget, ich verdiene nicht mehr dein Sohn zu heißen: aber vergieb Vater! ich will mein Vergehen wieder gut machen; nimm mich wieder auf; selbst der letzte Platz unter deinen Taglöhnern wird mir Wohlthat seyn! Mehr brauchte es nicht, als diese demüthige Abbitte, um das Herz des Vaters in Anspruch zu nehmen. Mit offenen Armen nimmt dieser den reuigen Sohn wieder auf, drückt ihn an das Herz, weint über ihn Thränen der Freude, und spricht im süßesten Wonnegefühl die unvergeßlichen Worte: „wünschet mir Glück, freuet euch mit mir: ich habe meinen Sohn wieder gefunden, welcher verloren war.“ Wer fasset den Sinn dieser Worte, ohne von tiefer Rührung ergriffen zu werden! Wer findet darin nicht die kräftigste Aufforderung zur Buße nach verletzter Pflicht! Aber leider ist eben das eine Sache, die man leichtsinnig von einer Zeit zur andern aufschiebt. Solche Leichtsinnige bedenken wohl nicht, daß jeder „Aufschub des Guten entehrend und gefahrvoll sey.“ Warum wollen sie doch in ungewisser Ferne thun, was für den gegenwärtigen Augenblick gebothen ist? warum mit dem zögern, was nicht frühe genug geschehen kann?

Wer das Gute gern aufschiebt, liebt es gewiß nicht. Stünde die Pflicht in ihrer Heiligkeit vor ihm, würde sein Herz ergriffen von ihrer Hoheit, wie könnte er einen Augenblick anstehen ihr zu gehorchen? Leichtsinniger Aufschub der Pflicht ist der sicherste Beweis, daß sie uns gleichgültig ist. Wo einmal Lauigkeit Platz genommen hat, da kann das Gute unmöglich gedeihen. Aus einer trüben Quelle kann kein helles Wasser fließen.

Eine eben so unlautere Quelle dieses Aufschubs ist die Weichlichkeit. Die Pflichterfüllung heischt Kraftanstrengung,

Aufopferung und Muth; sie fordert Hingabe geliebter Vortheile, Selbstverläugnung und Beherrschung seiner Neigungen. Es thut z. B. dem Menschen wehe seiner Kinder Eigensinn zu brechen, seinem Freunde männlich den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten, einer gewohnten Lebensweise zu entsagen, verwerfliche Vortheile aufzugeben, begangenes Unrecht zu gestehen, und er schiebt diese unangenehme Pflichterfüllung auf, wie man einer lang gefürchteten Arbeit noch länger zu entfliehen sucht. Wie betrübend ist dieser Blick in das menschliche Herz! wie schwach ist unter diesen Umständen die sittliche Kraft, wenn sie pflichtmäßige Anstrengung scheut! wie unwirksam die Liebe zum Guten, wenn Furcht vor Nachtheilen und Beschwerden ihren Einfluß lähmt? Wir wanken dann in entehrender Schwäche zwischen Wollen und Nichtthun, und das Gute unterbleibt. Der Aufschub dauert so lange, bis sich zum Guten Kraft und Gelegenheit versagt.

Was den Pflichteifer noch ferner lähmt, ist die Trägheit. Dem Spielenden und Leichten entziehen wir uns selten. Was unsere Aufmerksamkeit nur halb erfordert, was mit zerstreutem Sinne sich vollziehen läßt, was mit unserer Gemächlichkeit nicht in Widerspruch kömmt, dem fügen wir uns ohne Widerrede. Fordert aber unser Beruf ernste Thätigkeit, volle Geistesgegenwart, ausharrende Geduld, dann erschrecken wir, es befällt uns Unlust, und wir geben die heilige Pflichterfüllung der Ungewißheit künftiger Tage Preis. Muth, Ausdauer, lebendiges Wirken hört da auf, wo man Liebe zur Gemächlichkeit vorzieht.

Müssen wir nicht gestehen, es ist nur eine Quelle, aus der der Aufschub der Pflichterfüllung fließt? Möge diese Ueberzeugung stets warnend vor unserer Seele stehen! Doch viele blicken nicht so tief in ihr Herz. Wir verweigern ja, sagen sie, der Pflicht ihre Erfüllung nicht; nur jetzt fühlen wir uns dazu nicht aufgelegt; aber treu von uns nachgeholt soll das Versäumte werden. Aber beherziget doch: jeder Zeitpunkt legt seine eigenen Pflichten auf; wer erst versäumte Pflichten nachholen muß, dürfte leicht diejenigen versäumen, welche die Gegenwart und die Zukunft auflegen.

In Wahrheit, wer genauer auf das menschliche Leben

schaut, der sieht es gewiß ein, daß jeder Augenblick desselben seine heilige Bestimmung habe, daß in demselben nie eine Leere seyn soll, die der Mensch nach Gefallen ausfüllen kann, daß er nie so frei von Pflichten ist, um ohne Nachtheil für seinen gegenwärtigen Beruf versäumte Arbeiten, Arbeiten der Vergangenheit nachzuholen. Wir sollen keinen Augenblick die Gegenwart aus dem Auge verlieren, wir sollen nie aus unserm jetzigen Wirkungskreise treten. Wiedmen wir unsere Thätigkeit solchen Beschäftigungen, die der Vorzeit gehörten, so rauben wir sie der Gegenwart. Wenn der Jüngling zu der Zeit, wo er schon in segnende Wirksamkeit für die Welt eintreten soll, die Versäumnisse der Jugendjahre nachholen, und jetzt erst die mangelnden Kenntnisse und Fertigkeiten sich erwerben wollte, was würde herauskommen? wie manchen Mißgriff würde er thun? wie manche Pflicht unerfüllt lassen? Wenn die Jungfrau zu der Zeit, wo sie bereits die Pflichten der Gattin und Hausfrau übernimmt, sich erst dazu vorbereiten sollte, wie unvollkommen würde sie diese Pflichten erfüllen? Wenn der Mann, dem ein Amt übertragen wird, erst dann im Gebiethe seines Berufes sich umsehen, erst dann lernen wollte, was seines Amtes ist, wo er in voller Thätigkeit dastehen soll, wie betrübt würde es mit seiner Amtsführung aussehen? Wenn der Arzt erst lernen müßte, wie Kranke zu behandeln sind, nachdem er schon die Krankenpflege übernommen hat; wenn der Religionslehrer sich erst bekannt machen wollte mit dem Geiste des Christenthums, da er bereits im Begriffe steht sein Amt anzutreten; wenn der Staatsbeamte regieren, Recht sprechen wollte, bevor er noch weiß, was Regieren heißt und was das Gesetz fordert, wer könnte das Unheil berechnen, das unfehlbar daraus entstehen müßte? Jeder Lebensaugenblick soll edel ausgefüllt werden; jedes Wirken hat seine Zeit. Es vernachläßigen heißt die Zeit verlieren, heißt die Ordnung der Dinge verkehren, heißt den Absichten des Schöpfers widerstreben, welcher nicht will, daß wir die Kräfte unbenutzt lassen, welche er so freigebig in unsere Natur legte.

Und wie Manches kann gar nicht mehr geschehen, was nicht zur vorgeschriebenen Zeit geschehen ist? Des Menschen

Leben ist so hinfällig; wir können nicht einmal über den nächsten Augenblick der Zukunft gebiethen: und doch rechnen wir so übermüthig auf die Dauer unserer äußern Verhältnisse, und verschieben auf die ungewiße Zukunft Pflichterfüllungen, von denen vielleicht unsere Wohlfart und Ruhe, der Segen der Unsrigen und unser ewiges Heil abhängt. In der Zukunft, welche nicht unser ist, wollen wir vollbringen, was uns jetzt gebothen ist; kann man sich einen größern Unsinn denken? Ach! ganz verändert ist vielleicht bald Alles um uns her, und unmöglich ist es dann nachzuholen, was wir jetzt versäumen. Zu spät ist es dann uns Fertigkeiten zu erwerben, die nur in jugendlichen Jahren erlangt werden können; zu spät das zu vollbringen, wozu der günstige Augenblick entflohen ist; zu spät den Unglücklichen zu retten, der seitdem untergegangen ist; zu spät, ein gemeinnütziges Unternehmen erst dann unterstützen wollen, wenn bei Andern die Liebe dazu längst erkaltet ist. Man muß die Gelegenheit zum Guten benutzen, wenn sie da ist; man muß die Zeit gut anwenden, da sie uns noch zu Gebothe steht, man muß von seinen Kräften Gebrauch machen, da sie noch blühen; je länger wir zuwarten, desto dringender wird die Gefahr, daß wir das nicht leisten, was wir sollen, wozu wir die heiligste Verbindlichkeit haben. Die wenigsten der versäumten Pflichten können nachgeholt werden. Mitten auf seinem Lebenswege wird der Mensch oft vom Tode eingeholt, und blutige Thränen vermögen es nicht, die Folgen seines Leichtsinns zu vergüten.

Mag auch zuweilen eine Ausnahme statt finden, so kann doch gewiß nicht geläugnet werden, daß das Versäumte später nicht mehr so leicht und gut nachgeholt wird. Die Pflichten, welche wir in unserm Wirkungskreise zu erfüllen haben, sind stets der Zeit, in welcher sie uns auferlegt werden, so wie der Lage und den Kräften, die an jene Zeit gebunden sind, angemessen. Auch hier waltet der Segen der ewigen Vorsehung. Bald ist es das Feuer glücklicher Jugend, bald der Ernst des männlichen Alters, der zum Gelingen eines aufhabenden Geschäftes gehört. Wie in der Natur zum fröhlichen Gedeihen ihrer Erzeugnisse die bestimmte Zeit der Aussaat erfordert wird, so

gedeiht auch im Gebiethe des Geistes nur, was im rechten Zeitraume, in der rechten Periode des Lebens unternommen wird. Fröhlich bildet sich der Jüngling für seinen künftigen Beruf, im männlichen Alter geht es schon schwerfälliger. Mit Erfolg vollbringt der Mann das, wozu die volle Kraft der Jahre im Bunde mit frischer Lebenshoffnung erfordert wird: nur unvollkommen würde er es nachholen in den Jahren des kraftlosen Alters.

Oder wie? wenn wir jetzt aus Mangel an Lust etwas aufschieben, wird es uns einst besser gelingen, wenn durch langen Aufschub unsere Unlust sich vermehrte? Jetzt versäumen wir unsere Pflichterfüllung, weil wir zu gemächlich und zu träge dazu sind; werden wir aber einst weniger gemächlich, werden wir williger dazu seyn? wächst nicht mit jedem Tage des Aufschubs die widerstrebende Macht des Bösen? wird nicht das Geschäft der Besserung immer schwieriger? wurzeln die Vorurtheile, die bösen Gewohnheiten nicht immer tiefer? wird nicht endlich die schon leisere Stimme des Gewissens ganz verstummen? O! nichts ist verdächtiger als die Bekehrung, welche dem kraftlosen Alter überlassen wird. Fast möchte sie vergleichbar seyn mit der Bekehrung des Bösewichts auf der Leiter, der begnadigt meistens wieder bleibt, was er war. Eingewurzelte Gewohnheiten lassen sich nicht so leicht besiegen. Der Greis kann auch im Alter die Leidenschaft nicht verläugnen, welche ihn in frühern Jahren beherrschte.

Und wie sehr wird nicht durch jeden Aufschub der Pflichterfüllung jener Frohsinn, jene Lebensordnung gestört, die der Tugend so förderlich sind? Vollendung unserer Arbeiten im bestimmten Zeitpunkte, und weise Vertheilung unserer Geschäfte, wie sehr erheitern sie das Gemüth? wie froh enden wir den Tag, an dem wir ein lästiges Geschäft mit muthigem Pflichtgefühle angegriffen und vollbracht haben? wie blickt unser Geist so vergnügt in die Vergangenheit, aus der ihm kein beschämendes Andenken blieb? wie begünstigt dieser heitere Frohsinn die Entwicklung menschlicher Kräfte und ihr glückliches Wirken? — Den Segen dieses Frohsinns raubt uns nun der weichliche Aufschub der Pflichterfüllung. Die gehäuften Arbeiten

drohen unsere Kraft zu übersteigen; das ängstiget uns, und dadurch werden wir immer unfähiger eines glücklichen Wirkens. Woher sollte auch der Pflichteifer seine Nahrung ziehen, wenn die Seele durch Unmuth verstimmt ist? —

Laßt uns dieses bedenken, und nie zögern mit Vollbringung der Pflicht! nie verschieben, was für den gegenwärtigen Augenblick gebothen ist! Auf jedem Verzug des Guten haftet Gefahr. Zeit, Gelegenheit und Kraft wohlthätig zu wirken stehen uns nicht immer zu Gebothe. Oft wird der Mensch von der kalten Hand des Todes ergriffen, da er noch über viel umfassende Entwürfe für die Zukunft brütet. Laßt uns demnach Gutes thun, wo wir dazu noch Kraft in uns fühlen, wo uns die Vorsehung noch Zeit dazu giebt; laßt uns wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann.

O, braucht die Zeit!
Das Gute stets verschieben
Heißt nicht: das Gute lieben.
Jetzt ist die Zeit der Saat
Für jede gute That.
O, braucht die Zeit!
Von eurem ganzen Leben
Müßt ihr einst Antwort geben,
Der Greis, gebückt am Stab',
Legt selten Fehler ab.

165.

Niemand hassen oder verachten.

Die Achtung will ich nie verletzen,
Die ich als Mensch dem Menschen schuldig bin:
Will ihn als meines Gleichen schätzen,
Ihm bieten meine Hand mit Brudersinn.
So will's Gott, immer sey's mir heil'ge Pflicht!
Wer nicht den Nächsten ehrt, der schätzt sich selber nicht.
Ihm mangle Reichthum, Macht und Ehre:
Solch Außenwerk giebt nicht dem Menschen Werth!
Er sey mir fern, fremd ihm die Lehre,
Die mich so froh dich Gott verehren lehrt.

Verkenn' er auch in seinem Wahne mich:
Er ist mit mir verwandt, er ist dein Kind wie ich.

Es ist doch sonderbar, daß die Menschen einander so gern verkleinern, daß sie immer lieber das Böse als das Gute von einander glauben, und gegen den Stachel der Lästerungssucht auch sogar der Gerechteste nicht sicher ist. Jesus war der edelste Menschenfreund; aus seinem Munde floßen die erbaulichsten Reden und Lehren; sein Wandel war so rein und untadelhaft, daß er selbst seine geschwornen Feinde ohne Scheu herausfordern durfte, ihn einer Sünde, einer schlechten Handlung zu beschuldigen; er bezeichnete alle seine Schritte durch dieses Erdenleben mit Wohlthun; kein Unglücklicher suchte bei ihm Hülfe, die er nicht gefunden hätte; mit Gotteskraft angethan gab er Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Kranken die Gesundheit, Todten das Leben; Menschenwohl, das Heil, die Besserung seiner Brüder, die Rettung seines Volkes, das war das hohe Ziel seines rastlosen Strebens, dafür war er bereit Blut und Leben hinzuopfern: dem ungeachtet hörte das undankbare Judenvolk nicht auf ihn zu lästern; jede neue Wohlthat war ihm Veranlassung es ihn fühlen zu lassen, wie verhaßt er ihm wäre.

Wundern wir uns darüber nicht, diese unter den Juden herrschende Unart hat sich auch auf die Christen vererbt. Es darf ein Mensch nur Verdienste besitzen und vor Andern sich vortheilhaft auszeichnen, um die Zielscheibe der Verläumdungssucht zu werden. Der Grund dieser Erscheinung ist sehr natürlich:

Wenn euch die Lästerzunge sticht,
So laßt euch dieß zum Troste sagen:
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

O daß doch solche Menschen bedenken möchten, wie sehr ihr Betragen dem Geiste des Christenthums widerspricht! daß sie es doch nie vergessen möchten, daß wir jedem Menschen eine gewiße Hochachtung schuldig sind. Ja, nie sollten wir vergessen die wichtige Lehre: „Der Christ darf Niemand verachten, Niemand hassen", selbst nicht einmal den Bösewicht. Die Pflicht

der Menschenliebe umfaßt unser ganzes Geschlecht; jeder hat Anspruch auf unsere Liebe und Achtung, weil er ein Mensch ist; weil keiner ein ganz böser Mensch ist; weil auch der schlechteste Mensch sich noch immer bessern kann.

Wir sind jedem Menschen eine gewiße Hochachtung schuldig, „weil er ein Mensch ist.“ Das ist nämlich der höchste Rang, den er besitzt und den er mit jedem Andern gemein hat. Der Rang, den Wissenschaften, Vermögen, Ansehen, körperliche Schönheit und Stärke dem Menschen geben, ist ungewiß, zufällig und vergänglich. Gegen den Unwissenden ist der Einfältige klug, und gegen den Weisen ist der Kluge einfältig. Gegen den Aermsten ist der Dürftige reich, und gegen den Reichen der Wohlhabende dürftig. Der Starke übt nur so lange Gewalt aus, als er die größte Macht in seinen Händen hat; kömmt ein Stärkerer über ihn, so unterliegt er. Der Angesehene steht hoch gegen den Niedrigen und tief gegen den Höhern. Alle diese und ähnliche Vorzüge haben nur einen verhältnißmäßigen Werth, sind mehr scheinbar als wirklich, und bestehen großentheils nur in der Einbildung. Der Reiche ist oft arm bei seinen Schätzen, und der Arme in seiner Dürftigkeit reich. Der Mächtigste ist oft so schwach, daß er seine liebsten Wünsche nicht erfüllen kann. Jeder Eitle hält sich für schön, und keiner Häßlichen mißfällt ihre Gestalt.

So wenig innern Werth diese Scheingüter haben, so wenig eigentliches Verdienst geben sie dem, der sie hat. Auch ist ihr Besitz sehr zufällig und unstät. Nehmt dem siegreichsten Könige die Macht seines Kriegsheeres, die Klugheit seiner Feldherren, die Tapferkeit seiner Soldaten, oder setzet ihm einen Feind entgegen, der ihm in jeder Hinsicht überlegen ist, und wo sind seine Siege? — Versetzet den, dessen Thaten in den Jahrbüchern der Menschheit glänzen, in ein anderes Zeitalter, in einen andern Wirkungskreis, unter andere Umstände, gebt ihm eine andere Erziehung, und sehet dann, wie Alles mit ihm auf einmal ganz anders wird. Wie mancher geht vielleicht hinter dem Pfluge, der auf dem Lehrstule, in der Gerichtsstube, oder auf dem Throne für die Menschheit wohlthätig gewirkt hätte? und wie Mancher, der vielleicht über Mil-

lionen zu gebiethen hat, steht am unrechten Orte, und befände sich für ihn und Andere besser in einer weit untergeordneteren Stellung? — Nichts von dem Allem ist also des Menschen wahres Eigenthum; nichts davon bleibt ihm im Tode. Alle diese Vorzüge sind zufällig, unbeständig und vergänglich.

Aber wenn Alles um den Menschen her verschwindet, so steht er da in seiner unzerstörbaren Selbstständigkeit. Jeder verdient also schon darum Achtung, weil er Mensch ist. Das ist er von Natur, und das bleibt er in alle Ewigkeit. Das ist der ihm eigenthümliche Rang, zu dem ihn Gott selbst erhoben hat; das ist die Stufe auf der großen Leiter der Geschöpfe, auf die ihn die Vorsehung hinstellte. Der Unendliche hätte ihm eine tiefere Stufe des Daseyns, er hätte ihm eine Stelle unter den Thieren anweisen können: Aber Gott wollte, daß er seyn und daß er Mensch seyn sollte. Nun ist jede Pflanze für ihn da; nun tritt er über den Wurm im Staube dahin; nun ist er der Herr der sichtbaren Schöpfung. Er hat nicht nur vorzügliche Sinne; er besitzt auch Denk- und Urtheilskraft; er kann auch seine Gedanken und Empfindungen Andern in vernehmlichen Tönen mittheilen; er besitzt das Sprachvermögen; er hat freien Willen; er hängt von Niemand mehr ab, als von sich selbst; er ist zum Theil selbst Herr seines Schicksals und Schöpfer seiner Freuden und Leiden; er ist nicht blos da für wenige Jahre irdischer Lebenszeit, sondern er hat gerechten Anspruch auf die ganze große Ewigkeit. Er ist nicht da, um mit der ihn umgebenden Natur zu veraltern und allmälig hinwegzuschwinden: sondern, so wie er schon hier über die Natur gebiethet, so soll er, als ihr Herr, auch noch auf ihren Trümmern stehen, und sich auf ihnen zu höhern Welten erheben. Er soll fortschreiten von Stufe zu Stufe, und steigen bis ins Unendliche.

Dazu kommt noch die Würde des Menschen, welche ihm das Christenthum giebt. Für ihn hat Jesus, der Sohn Gottes, der Liebling des Himmels, gelebt und gewirkt; durch Befolgung seiner Lehre gelangt er zu einer Vollkommenheit, welche an die Vollkommenheit Gottes gränzt. Sind das nicht Vor-

züge, welche Hochachtung gebiethen, und konnte Gott den Menschen mehr erhöhen?

Und diese Hochachtung sind wir jedem Menschen auch darum schuldig, weil wir selbst Menschen sind. Wahrlich! wer einen Menschen verachtet, auf den fällt die Verachtung immer wieder zurück. Denn jeder Mensch ist unser Nächster; er ist unter allen vorhandenen Wesen seiner Natur nach uns am meisten verwandt; zwischen uns und jedem einzelnen Menschen ist nur ein unmerklicher Unterschied; zufällige Umstände sind Ursache, daß er nicht eben das ist, was wir sind. Glieder, Sinneswerkzeuge, Seelenkräfte, Bedürfnisse und Naturtriebe sind bei uns und ihm einerlei; er freut und betrübt sich, liebt und haßt, hofft und fürchtet, wie wir, und hat mit uns auf die Güter des zukünftigen Lebens einen gleich gegründeten Anspruch. Sogar unsere Wohlfahrt steht mit der seinigen in der engsten Verbindung. Allenthalben sind wir mit Menschen umgeben; alle verknüpfen unauflösliche Bande der Natur; ohne sie kann unser Glück und unser Leben nicht bestehen. Darum ist jeder Mensch unser Nächster. Das Thier steht unter uns, der Engel über uns, mit uns steht jeder Mensch in Gottes unermessener Schöpfung gleichsam auf gleicher Linie; da soll er in seinem angewiesenen Kreise wirken und die Würde seiner Natur behaupten. Der Mensch kann da vorwärts kommen, oder stehen bleiben, oder zurückkommen und sich verschlimmern; aber aus den Schranken seiner Natur kann und wird er nie treten. Menschen bleiben wir in alle Ewigkeit. Bedarf es mehr als dieses, um uns zu überzeugen, daß wir jedem Menschen eine gewisse Hochachtung schuldig sind? und müßte nicht die Verachtung, die wir gegen einen Menschen blicken lassen, die Menschheit selbst treffen? Trägt nicht jeder Mensch Gottes Bild an sich, und liegt nicht für jeden das Ziel seiner Bestimmung in der Ewigkeit?

Wahr ist es, die Anwendung ist verschieden, welche die Menschen von ihren Fähigkeiten und Kräften machen, und darum können wir auch nicht allen gleiche Hochachtung erweisen. Der Tugendfreund, der Mensch, der seine Naturkräfte zum Guten anwendet, durch schöne Thaten sich auszeichnet,

der gute und gemeinnützige Mensch verdient allerdings unsere Hochachtung in höherem Grade, als derjenige, dessen Herz verdorben ist, und sich schlecht aufführt und für Andere ein Stein des Anstosses ist. Das Verhalten eines Menschen, wenn es nicht mit Recht und Billigkeit übereinstimmt, worüber sogleich eines Jeden Gewissen entscheidet, hat das freilich zur Folge, daß wir ihm nicht die nämliche Hochachtung erweisen können, wie einem Andern, der edel denkt und handelt. Unsere Hochachtung gegen Andere wird in eben dem Grade steigen oder fallen, in welchem ihre Gesinnungen und Handlungen besser oder schlimmer werden. Aber nie wird sie sich ganz verlieren, unsere Hochachtung, weil doch kein Mensch ein ganz schlechter Mensch ist.

So wenig man außer Jesus ein vollkommenes Tugendmuster unter den Menschen aufstellen kann, so wenig und noch weniger kann man einen Menschen auffinden, von dem sich mit Grund der Wahrheit behaupten ließe, daß er ein ganz und gar verdorbener und durchaus schlechtgesinnter Mensch sey. Ueberall findet sich im menschlichen Karakter eine Mischung vom Guten und Bösen. Niemand ist ganz gut, als Gott allein; selbst unter seinen Heiligen ist keiner ohne Tadel, sagt ein Apostel. Wie in der irdischen Schöpfung ein Wechsel ist von Licht und Finsterniß: so ist auch in der Seele des Menschen Licht und Schatten. Nicht selten entspringen aus einerlei Grundsätzen und Absichten, denen nur die Umstände eine etwas verschiedene Richtung geben, Tugend und Laster. Nicht selten werden gute Werke in den schlimmsten Absichten, und grobe Verbrechen aus edlen, nur unrecht geleiteten Trieben begangen. Wer will also da einen Reinen finden, wo Keiner ganz rein ist? Einer ist immer nur besser als der Andere; Niemand ist ganz gut, so wie Niemand ganz schlecht ist.

Wahr ist es, der Mensch kann die guten Fähigkeiten und Kräfte bis zu einem schrecklichen Grade mißbrauchen; er kann die abscheulichsten Verbrechen lange begehen, er kann ein Straßenräuber, ein Brudermörder, ein Vaterlandsverräther, ein Religionsspötter, ein Gotteslängner werden, aber alles Gefühl von Pflicht und Tugend ganz und gar verliehren, sich unbe-

dingt und allzeit allen Lastern Preis geben, das kann er doch nicht. Wie wäre es auch möglich, daß der Mensch, ein Geschöpf des guten Gottes, so tief sinken, alle guten Anlagen in sich zerstören, alle Kraft zum Guten und alles Gefühl für dasselbe vernichten, mit einem Worte, die Menschheit so ganz ausziehen könnte?

Vernunft und Erfahrung stimmen darin überein, daß im Grunde kein einziger Mensch ganz Böse sey. Nehmet einen Lasterhaften, welchen ihr wollet, denket euch den schlechtesten Menschen, den ärgsten Bösewicht, der je war, und nun untersuchet unbefangen, ob sich an ihm denn gar keine gute Seite mehr finde? ob er nicht von diesem und jenem Laster ganz frei war? ob es nicht Abschnitte in seinem Leben gebe, wo er anders dachte und handelte? ob er in der Zwischenzeit nicht auch manches Gute gethan oder befördert? ob er nicht selbst bei der ausschweifendsten Lasterliebe den Werth einzelner Tugenden empfunden und sogar bei andern in Schutz genommen habe? O gestehen wir es uns doch, daß kein einziger Mensch unsern ganzen Abscheu verdiene; daß immer noch auch gegen den Ausgeartetsten ein Funke von Liebe und Achtung in unserer Brust glimmen müsse, ein Funke, der, wenn er auch für jetzt noch schwach ist, doch leicht wieder aufgeregt und zur Flamme werden möge! — Wüßten wir, wie und wodurch die meisten Menschen schlecht werden, auf welche Art sie mit dem Laster bekannt und vertraut wurden; könnten wir ihre mißlungenen Versuche, sich auf dem Wege des Rechten fortzuhelfen, könnten wir den Antheil berechnen, den ihre öffentliche und häusliche Erziehung, ihr beständiger Umgang mit gewissen Personen, ihre Verbindungen und Umgebungen an ihren Thorheiten und Lastern haben; könnten wir die wahre Geschichte ihres Lebens mit einem Blicke übersehen. Gewiß, wir würden es noch deutlicher einsehen, daß kein Mensch ganz böse sey; wir würden aufhören über gewisse Verbrechen zu staunen; wir würden anfangen, den Menschen, der sie begieng und begehen konnte, zu bemittleiden und auf Mittel denken sie wieder auf den Weg der Rechtschaffenheit zurückzubringen. Und was ist mehr dem Geiste des Christenthums angemessen, als eine solche Gesinnung? wie

benahm sich Jesus gegen Sünder? war er nicht lauter Sanftmuth und Liebe? Soll nicht dieselbe Gesinnung uns beleben, sagt nicht der Apostel: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein?“ Ohne Liebe ist keine Tugend denkbar. Wenn ich alle Kenntnisse hätte, alle Geheimnisse verstünde, mit den Engeln selbst in ihrer Sprache reden könnte, mir mangelte aber die Liebe, so wäre ich Nichts, spricht derselbe Apostel Paulus.

Liebe, die immer mit Achtung verbunden ist, sind wir einem jeden Menschen schuldig, nicht blos darum, weil keiner ein ganz schlechter Mensch ist, sondern vornämlich auch deswegen, weil doch auch der schlechteste Mensch sich noch bessern kann. Wie oft ist nicht schon aus dem ausschweifenden Jüngling ein gesetzter, ordentlicher Mann und aus dem lasterhaften Mann ein frommer, ruhiger Greis geworden? — Wie viele Beispiele sind nicht noch immer vorhanden von Leuten, die ehemals ein berufs- und gewissenloses Leben führten, und sich nachmals durch Arbeitsamkeit und Berufseifer auszeichneten; wie Viele, die vormahls dem Trunk oder der Wohllust ergeben waren, und ganz davon abließen; wie Viele, die geraume Zeit eine wilde Lebensart führten, und doch hernach dem Vaterlande und der Welt in einem gesegneten Wirkungskreise dienten? Wie manche Gefallene raft sich wieder auf, und wird eine treue Gattin und eine zärtliche Mutter? wie Mancher, den Leichtsinn zu schweren Vergehungen trieb, weint noch die bittersten Thränen der Reue, wie Petrus, und wird, wie er, ein Mann von fester Rechtschaffenheit? wie mancher grobe Sünder, der im Dienste des Lasters ergraute, schlägt noch, wie jener Zöllner, mit zitternder Hand an seine schwache Brust, spricht mit dem Ausdruck tiefer Empfindung: „Gott sey mir Sünder gnädig!“ und kehrt dann gerechtfertiget in seinen Berufskreis zurück?

Freilich hält es immer schwer, daß ein Mensch, der im traurigen Dienste des Lasters seine besten Kräfte verloren hat, sich von den Fesseln wieder losmache, die er schon so lange trug; dem ungeachtet ist doch die wirkliche Sinnesänderung eines solchen Menschen, der eigentliche Uebergang seines Verstandes

und Herzens vom Irrthum zur Wahrheit, vom Laster zur Tugend nicht unmöglich. Nein, der größte Sünder kann sich bekehren; Gott hat den Menschen nicht zum Verderben sondern zur Seligkeit bestimmt; er will nicht, daß Jemand verloren gehe, sondern, daß sich Jedermann bekehre und lebe. Will Gott das ernstlich, und wer darf daran zweifeln? so muß sich auch Jedermann bekehren können, und Gott muß auch dem versunkensten Menschen Kraft geben und erhalten sich wieder aufzurichten. Wer fühlt sich hier nicht gedrungen, einen so guten Gott zu preisen, der auch dem größten Bösewicht die Thüre der Versöhnung öffnet? —

Aus diesem Grunde dürfen wir also keinen einzigen Menschen, selbst nicht einmal den schlechtesten, ganz und gar verachten. Dem zufolge wollen wir uns gewöhnen, den Menschen und das Laster, das er begangen hat, als zwei verschiedene Dinge zu betrachten, die nur durch gewisse Umstände veranlaßt, an einander kamen, aber eben darum auch wieder von einander getrennt werden können, und so wollen wir denn immer, wie das alte treuherzige Sprüchwort sagt, der Person Freund bleiben, wenn wir der Sache Feind sind und seyn müssen. Wenn der Anblick eines durch wilde Lüste zu Grunde gerichteten Menschen uns niederschlägt, oder wenn die deutlichsten Aeußerungen eines falschen, schadenfrohen, heimtückischen Herzens uns betrüben, so soll die Hoffnung künftiger Besserung uns wieder aufrichten und trösten. Wir wollen sie wenigstens niemals aufgeben diese süße Hoffnung, und mit ihr stets die Achtung nähren, die wir jedem Menschen als Menschen schuldig sind. Wir betrachten ein Kind mit herzlicher Freude, und übersehen gern die kleinen Unarten, die es an sich hat, wenn wir bedenken, was noch alles aus ihm werden, wie sich jede noch tief in ihm schlummernde Fähigkeit entwickeln, und wie es, zum thätigen Mann herangewachsen, Segen und Freude um sich her verbreiten kann. So wollen wir auch den Menschen betrachten, an dem wir mancherlei Schwachheiten, Fehler und böse Eigenschaften wahrnehmen; wir wollen denken: er ist ein Mensch, und er kann noch ein guter Mensch werden. Wir wollen ihm nie unsere Achtung ganz entziehen, sondern stets

uns erinnern, daß auch er zum großen Bruderverein gehöre, den Jesus stiftete, und der auch jenseits des Grabes noch bestehen und fortdauren wird.

Sollte ich mit Brüdern mich entzweien,
Weil sie mir gleich — unvollkommen sind?
Sollte ich des Nächsten Splitter sehen,
Und für meinen Balken wär ich blind?
Sanftmuth ziemt dem Greisen, Mitleid, Hülfe;
Denn die bösen Menschen sind nur krank,
Und wer wollte lästern, hassen, wenn ein Blinder,
Etwas aus einer unreiner Quelle trank?

Vater, schenke mir die hohe Liebe
Die den Schwachen gern erträgt,
Jene Liebe die im Kreis der Sünder
Ihre eigene Schwäche still erwägt.
Laß mich gut seyn auf der Lebensreise
Auf mein Herz und nicht auf Andre seh'n;
Und wenn Tausend ihren Pfad verlieren,
Laß mich auf geradem Wege geh'n.

Witschel.

166.

Wie traurig das Loos sey, unter bösen Menschen zu leben.

Wilder Frevel macht den Guten
Ihre Pilgertage schwer
Seufzer hallen, Herzen bluten,
Und der Qualen harren mehr.
Daß doch Tugend nicht ermüde,
Giebt der Herr ihr Freudigkeit:
„Er wird helfen!“ Seine Güte
Währt in Ewigkeit.

Reimold.

Welch ein trauriger und empörender Anblick! die Tugend in den Umgebungen des Lasters! den edlen Jesus, der nur im Wohlthun seine Freude fand, mitten unter bösen Menschen zu sehen! In diesem Falle befand er sich oftmals, und zwar gerade wo er sich als den liebvollsten Wohlthäter und Menschen-

freund erwies. Jesus heilte z. B. einstens einen kranken Sünder; er wußte es, daß sich dieser durch eine unordentliche Lebensart, durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet, daß er sich seine Krankheit aus eigener Schuld zugezogen hatte; aber weit entfernt, ihm bittere Vorwürfe zu machen, machte er ihn gesund, und gab ihm die tröstliche Erklärung, seine Sünden wären ihm vergeben, weil er es einmal einsehe und bereue, daß er durch seine Ausschweifungen den Grund zu seinen vielen Gebrechen gelegt habe.

Wer hätte glauben sollen, daß eine so liebvolle Behandlungsweise getadelt und so schief werde ausgelegt werden? — und doch geschah es: er lästert Gott, widerhallte es von allen Seiten; er maßet sich ein Recht an, daß ihm nicht zukömmt.

Wahrlich traurig ist es unter bösen Menschen zu leben!

Es giebt wohl nicht leicht einen Ort in der Welt, der von lauter guten Menschen bewohnt würde. Gute und böse sind unter einander gemischt, und schon darum können wir nicht alles Zusammentreffen mit den letztern vermeiden, weil wir sonst aus der Welt gehen müßten, sagt der heilige Apostel Paulus. Aber es hängt auch nicht immer von uns ab, mit welchen Menschen wir in näherer Verbindung leben wollen. Treten wir z. B. durch Geburt und durch Verwandtschaft nicht in Familienverhältnisse? Erhalten wir durch unsern Stand und Beruf nicht Standes- und Berufsgenossen? — Durch unsern Wohnort Vorgesetzte, Nachbarn, Mitbürger? — Knüpften die verschiedenen Geschäfte, Lagen und Schicksale des Lebens nicht manches Band, das wir mit Mühe wieder auflösen könnten? — Es ist also wirklich in manchen Fällen ein Verhängniß, wenn gute Menschen unter bösen leben, weil nicht ihre Wahl sondern unvermeidliche Umstände obwalten.

Indessen ist es doch immer ein sehr trauriges Loos für gute Menschen, wenn sie unter bösen leben müssen. Wie viel verlieren sie an Lebensfreude und Lebensgenuß! Wer kennt nicht zum Theile aus eigener Erfahrung die Vortheile und Freuden, welche die Verbindung mit guten Menschen gewährt? Schon die entferntere Bekanntschaft und der bloße Umgang mit verständigen, redlich gesinnten Menschen ist viel werth, da ihr

Gespräch uns angenehme Unterhaltung, wohlthätige Erholung von angreifenden Geschäften und zugleich nützliche Belehrung aller Art verschafft. Aber wie noch weit mehr tragen sie zur Erheiterung und Verschönerung unseres Lebens bei, wenn sie uns näher kommen, wenn das engere Band des Bluts, der Liebe, der Freundschaft sie an uns knüpft! Wo ist das Glück, das wir nicht angenehmer und befriedigender genößen, wenn gute Menschen sich mit uns freuen? Wo ist das Unglück, das wir nicht leichter ertrügen, wenn sie unsern Kummer theilen? — wo ist die Verlegenheit, die Gefahr, die Noth, die wir nicht glücklicher überwänden, wenn sie mit klugem Rathe und williger Hülfe uns beistehen? wo ist die Arbeit, die uns nicht besser gelänge, wenn wir sie mit ihnen gemeinschaftlich verrichten — deren Lohn und Frucht nicht süßer wäre, wenn sie Theil daran nehmen? wo ist die überstandene Beschwerde, die erfüllte Pflicht, das vollendete gute Werk, nach welchem wir uns nicht froher fühlten, wenn sie Zeugen und Gehülfen dabei waren, und uns durch ihren Beifall belohnen?

Aber verlohren für uns sind die meisten dieser Vortheile und Freuden, wenn Verhängniß oder eigene Unbesonnenheit uns mit schlechten Menschen zusammen bringt. Sind unsere nächsten Verwandten voll böser Grundsätze und Gesinnungen: können wir dann von ihnen aufrichtige Theilnahme, und durch diese Erhöhung unserer Freuden und Linderung unserer Leiden erwarten? Haben unsere Hausgenossen das Herz voll Falschheit, Eigennutz, Schadenfreude — können wir dann zufrieden in ihrer Nähe leben und nöthigen Falls auf ihre Dienstfertigkeit und Mithülfe rechnen? Sind unsere Standes- und Berufsgenossen neidische, streitsüchtige, boshafte Menschen, können wir dann mit Sicherheit und Lust an ihrer Seite arbeiten — uns ihrer redlichen Mitwirkung und aufrichtigen Mitfreude über das zu Stande gebrachte Gute versprechen? — O dahin für uns sind dann die meisten Freuden des Umgangs, des häuslichen Glücks, der theilnehmenden Freundschaft. Nur wer den Werth derselben kennt, weiß die Größe dieses Verlustes zu ermessen.

Aber mit diesem Verlust vereinigen sich noch viele wirkliche

Unannehmlichkeiten und Leiden, wodurch das Loos, unter bösen Menschen zu leben, desto trauriger wird. Oder dürfen wir wohl erwarten, daß sie uns in Ruhe lassen, daß ihre Leidenschaften uns mit feindseligen Angriffen und mit schmerzlichen Kränkungen verschonen werden? — Wir sind ihnen so nahe — unsere Arbeiten, Vortheile, Vergnügungen, Wünsche, Bestrebungen, treffen mit den ihrigen in unzähligen Berührungspunkten zusammen; — wir stehen am häufigsten der Befriedigung ihrer unordentlichen Neigungen, der Erreichung ihrer strafbaren Absichten im Wege; — ist es nicht begreiflich, daß wir die ersten sind, die die Folgen davon empfinden, an denen ihr böses Herz sich ausläßt durch Kränkungen, Beleidigungen, Nachstellungen? — Sind es bösartige Menschen, mit welchen du unter einem Dache lebst, werden sie durch Undank, Ungefälligkeit, Unredlichkeit, Treulosigkeit, Argwohn, Zanksucht dir häufig weh thun, und das Zusammenleben mit ihnen verbittern? — Sind es bösartige Menschen, an welche du durch Verwandtschaft, durch Orts-, Amts-, Berufsverhältnisse geknüpft bist: werden ihre Fehler, Eigensinn, Rechthaberei, Stolz, Eigennutz, Brodneid, Schwazhaftigkeit, Verläumdungssucht, dir nicht lästig, gefährlich, verderblich werden? — Hast du es mit so boshaften Anklägern, rachsüchtigen Feinden, gewissenlosen Richtern, tyrannischen Obern, rohen und unmenschlichen Spöttern zu thun, wie einstens Jesus, wirst du dann mit aller Vorsicht, mit aller Rechtschaffenheit, mit aller Sanftmuth den Kränkungen, Mißhandlungen, Verhöhnungen entgehen, wozu ihre verdorbene Gemüthsart sie verleiten wird?

O trauriges Geschäft! o vergebliches Bemühen, alle die Sorgen und Leiden aufzuzählen, unter welchen der gute Mensch in der nähern Verbindung mit Bösen seufzet! wie viele trüben Tage, wie viele bange Stunden, die er an ihrer Seite durchlebt! wie viele Thränen des Kummers, welche über ungerathene und widerspenstige Kinder, über zanksüchtige Geschwister, über treulose Ehegatten, streitsüchtige Hausgenossen, boshafte Nachbarn, eifersüchtige Mitarbeiter, gewaltthätige Vorgesetzte fließen! — Schon aus diesem Grunde also ist es ein trauriges Loos, unter bösen Menschen zu leben. — Aber

noch mehr weil es auch für unsere Tugend sehr gefährlich werden kann. Nicht genug, daß es uns zum Murren gegen Gott — zum Zweifeln an seiner weisen und gütigen Vorsehung — zum Mißtrauen gegen Jedermann, zum Menschenhaß, zum Mißmuth, der uns an nützlicher Thätigkeit und emsiger Pflichterfüllung hindert, zum Lebensüberdruß, zu gänzlicher Verzweiflung bringen kann: auch noch von andern Seiten ist Gefahr zu befürchten. Oder sollten die feindseligen Angriffe, die sie sich auf unsere Ehre, auf unsern Wohlstand erlauben, uns nicht leicht zum Zorne reitzen, der nicht thut, was vor Gott Recht ist — daß wir in den Aufwallungen der Hitze Böses mit Bösem vergelten, Gewaltthätigkeit mit Gewaltthat oder Arglist mit Arglist erwiedern — und, indem wir eben so viel Böses thun, als sie, uns mit der scheinbaren Entschuldigung vor unserm Gewissen rechtfertigen, daß die Pflicht der Selbstvertheidigung uns dazu aufgefordert habe? Ist es nicht möglich, daß wir zu den entgegengesetzten Mittel unsere Zuflucht nehmen, daß wir, um mit bösen Menschen gut durchzukommen, uns ihnen gleichstellen, daß wir mit einstimmen, in den Ton den sie lieben, mit Theil nehmen an den schlechten Gesinnungen, die sie hegen, die Hand biethen zu den nichtswürdigen Absichten und Entwürfen, die sie ausführen wollen — daß wir mit den Verläumdern verläumden, mit den Betrügern betrügen, mit den Müßiggängern müßiggehen, mit den ungerechten Richtern die Unschuld verdammen, mit den Spöttern spotten. — Und so aus Schwäche und Nachgiebigkeit, oder um uns unser Loos zu erleichtern, die Sünden Anderer zu den unsrigen machen?

O das böse Beispiel ist die gefährlichste Seite jeder nähern Verbindung mit ausgearteten und verdorbenen Menschen! wie leicht steckt es an, und reißt uns, auch ohne daß wir es wissen und wollen, mit fort! — Gehst du täglich mit Menschen um, die den Lastern der Unmäßigkeit, des Geizes, der Heuchelei ergeben sind; siehst du es täglich mit an, wie sie kein Gesetz der Vernunft, kein Geboth der Religion, kein Urtheil der Welt mehr achten, wie sie ungescheut, auch wohl eine Zeitlang ungestraft, Böses thun: O dann magst du nur acht geben auf dich selbst

und dich waffnen — daß du nicht angesteckt werdest! — Der tägliche Anblick der Sünde macht, daß sie dir weniger häßlich und verabscheuungswürdig erscheint; schwächer wird die mißbilligende Stimme des Gewissens; — unvermerkt theilen ihre bösen Gewohnheiten sich dir mit, und ersticken nach und nach das Gute, welches bisher noch in deinem Herzen war. Es gehört stete Wachsamkeit und männliche Festigkeit dazu der verführerischen Gewalt böser Beispiele zu widerstehen, und es ist immer noch ungewiß, ob man damit jeden nachtheiligen Einfluß derselben auf seine Denk- und Handlungsweise abwehren und hindern wird. Schon um dieser Ungewißheit, um dieser Gefahr willen ist es ein trauriges Loos unter bösen Menschen zu leben. Aber wie, wenn nun wirklich geschieht, was zu befürchten stand, wenn böser Umgang unsere guten Sitten verdirbt, wenn wir das Theuerste und Höchste, was der Mensch besitzt und bewahren soll, Unschuld und Tugend, verlieren, und in das Elend der Sünde, das Größte für vernünftige und unsterbliche Wesen, gerathen! ist es dann nicht zu beklagen?

Darin liegt mancher lehrreiche Wink, der unsere Beherzigung verdient. Wie sollten wir erstlich nicht innige Freude empfinden, wenn diejenigen, mit welchen wir in nähern Verbindungen leben, gute Menschen sind! Es ist dieses ja für unser ganzes Wohl so wichtig; ein großer Theil unserer Zufriedenheit und Tugend, also auch unseres zeitlichen und ewigen Wohls hängt damit zusammen. Aber laßt uns bei unserer allerdings gegründeten und rechtmäßigen Freude darüber nicht vergessen, daß Gottes weise väterliche Fürsorge dazu mitgewirkt hat. Oder würden wir in diesen Verbindungen stehen, wenn nicht durch ihn jene guten Menschen da wären, oder wenn er uns nicht durch unsere Geburt, durch die Leitung unsers Schicksals, durch die Lenkung der Wahl unsers Herzens, durch Verknüpfung der Umstände und Begebenheiten unseres Lebens mit ihnen zusammengebracht hätte? Nun so laßt uns ihm dann mit frohem Gefühl des Herzens danken — für die Aeltern die uns weise erzogen, für die Kinder, die unsere Sorgfalt durch Dank und Liebe vergelten — für die Ehegatten, an deren Seite wir froh und zufrieden durchs Leben gehn, für die Geschwister

und Verwandten, die durch Theilnahme und Liebeserweisungen zu unserm Lebensglück beitragen — für die Mitarbeiter und Amtsgehülfen, die sich gern mit uns zum Guteswirken vereinigen, und sich der Früchte unsrer gemeinschaftlichen Bemühungen ohne Eitelkeit und Eifersucht freuen — für die Vorgesetzten und Untergebenen, die uns wohlwollen und lieben, und ihren Obliegenheite gewissenhaft nachkommen — für die Freunde, deren ganzes Herz uns gehört, die das Glück durch ihr Mitgefühl uns versüßen, das Unglück durch ihre mitleidigen Thränen, durch Rath und Trost, durch Beistand und Hülfe erleichtern! Laßt uns Gott danken für jeden Redlichen, der uns auf unserm Pfade begegnet, für jeden guten Menschen, der sich uns nähert. Ja, laßt uns ihm danken für jeden einzelnen Genuß des häuslichen Glücks, für jede einzelne Freude des geselligen Lebens, für jeden einzelnen Segen der Freundschaft, den er uns zu Theil werden ließ.

Dieser innige Dank gegen Gott, für das Glück unter guten Menschen zu leben, wird uns geneigt machen, es immer mehr zu verdienen, indem wir der Liebe und des Wohlwollens guter Menschen durch Aufrichtigkeit und Redlichkeit, durch Gefälligkeit und Dienstbegierde, durch Nachsicht und Schonung gegen ihre Schwachheiten und Fehler, durch Dankbarkeit und unwandelbare Treue uns würdig zu machen suchen.

Sollte uns aber das traurige Loos treffen unter bösen Menschen zu leben, so haben wir Mittel in Händen, es uns leichter und erträglicher zu machen. — Nemlich jene inneren Erleichterungsmittel, dergleichen die Religion uns anbiethet. Zwar verdienen wir mitleidvolles Bedauern, es mag nun eigene Schuld, oder unverschuldetes Mißgeschick uns in unglückliche Verbindungen gebracht haben, und gerecht sind die Thränen, die wir weinen, weil sie dem Verluste so mancher Freude, dem Schmerz über so manches Leiden, der Furcht vor so mancher Gefahr unserer Tugend fließen. Aber wollen wir es denn vergessen, daß nichts in der Welt von Ungefähr geschieht, daß unsere Schicksale unter einer höhern Aufsicht und Leitung, unter der väterlichen Regierung Gottes stehen? daß mithin auch die Lage, in der wir uns befinden, die Verbindung, in der

wir leben, seinen Absichten mit uns gemäß ist, und selbst dann, wenn wir aus Unverstand und Thorheit uns in dieselben gebracht haben, heilsam für uns werden kann? — Wollen wir nicht denken, daß Gott uns dieses Loos vielleicht darum beschied, um unsere Tugend zu prüfen und zu läutern, um uns von manchen Fehlern zu entwöhnen, um uns in den Tugenden der Sanftmuth, der liebevollen Nachsicht, der Entsagung zu üben? Um uns von dem Irdischen abzuziehen und unsere Hoffnungen auf die Zukunft zu richten? — Wollen wir uns nicht mit dem Ausspruch der Schrift trösten: „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Wollen wir nicht desto zuversichtlicher hoffen, daß es eine Ewigkeit und eine gerechte Vergeltung gebe, wo wir Ersatz finden für unverschuldete und standhaft ertragene Leiden, wo wir nicht mehr unter bösen Menschen leben, sondern unter guten, seligen Geistern seyn werden.

Gründe genug zu unserer Beruhigung! Mittel genug uns dieses traurige Loos zu erleichtern! — Laßt uns nur nie an menschlicher Herzensgüte und Tugend verzweifeln. Auch an den verdorbensten Menschen finden sich noch Spuren des Guten, auch in dem Kreise der Schlimmsten giebt es noch gute Menschen, an die wir uns anschließen können. Selbst in den Kränkungen, welche sie uns zufügen, liegt eine ernstliche Warnung uns vor ähnlichen Fehlern und Sünden zu hüten. Besonders gilt uns in solcher Lage die Mahnung des Apostels: „Laß dich nicht durch das Böse (der Anderen) besiegen, sondern besiege du durch das Gute (das in dir ist) das Böse.“

Oft blüh'n Verbrecher auf, und Gottes Fromme leiden.
O möchten sie noch nie der Sünder Glück beneiden.
Wie lang es währt, währts doch nur einen Augenblick.
Wie leicht verwelkend Gras, verwelkt ihr eitles Glück.
Der Herr erscheint einst in Macht und Huld gekleidet,
Vergilt und segnet den, der fromm auch Unrecht leidet.
Der Tugendlohn ist groß; Gefahr und Elend flieh'n.
Der Herr ist Gott und hülft; hoff' und vertrau' auf ihn!

167.

Wann ist der Glaube an Jesum wahr und beseligend?

Heil dem, der dich, Religion, durch Wort und That bekennt!
Denn ihm gewährst du Seligkeit, die keine Sprache nennt.
Doch dem nur, der von Herzen dich bekennt, dem Frömmigkeit,
Dem wahre Tugend heilig ist, der ihr sein Leben weiht,
Der nicht nach leerem Schatten greift, nicht blos vom Glauben spricht;
Nein, auch des Glaubens Früchte bringt, das Gute thut aus Pflicht:
Den, göttliche Religion! führst du mit Mutterhand
Durchs Pilgerleben hin, dereinst ins Vaterland.

Als Jesus einmal das Christenthum, die selige Gemeinschaft wahrer Gläubigen, mit einem königlichen Gastmahle verglich, schloß er seine Gleichnißrede bedauerlich mit den Worten: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.“ Der Ruf zur Theilnahme an den Wohlthaten des Christenthums ergieng an alle; aber die wenigsten folgten diesem Rufe. Strafbarer Leichtsinn, herrschende Sinnlichkeit und thörichte Vorurtheile hielten den größten Theil ab der Religion Jesu ihren Beifall zu schenken. Ihre Ausübung war mit großen Aufopferungen verbunden; sie begünstigte ihre Lieblingsneigungen nicht; sie verdammte ihre bösen Gesinnungen; sie verwarf ihr Vertrauen auf äußere Zeremonien; sie demüthigte ihren Stolz auf das Verdienst ihrer Väter; und verlangte dagegen eigenes Verdienst, innere Herzensgüte, thätige Gottes- und Nächstenliebe, Selbstverläugnung, und überhaupt ächte Tugend und Frömmigkeit. Eine solche Religion, die mit ihrem Sittenverderbniß im Widerspruch stand, mußte freilich verworfen werden; sie war nicht für Menschen geeignet, die unbedingt dem Laster fröhnten, und das Häßliche ihres Wandels so gern mit äußerlichen Andachtsübungen und Zeremonienprunk bedeckten.

Aber ist nicht das auch heute noch der Fall? Wir alle bekennen uns zwar zu der Lehre Jesu; wir setzen den Glauben an diesen großen Retter der Menschen mit Recht an die Spitze

aller unserer Christenpflichten. Wie oft wird aber die wahre Natur dieses Glaubens noch immer von vielen verkannt, gemißdeutet und zum Deckmantel mannichfaltiger Thorheiten und Vergehungen erniedriget? welche niedrige Gesinnungen, welche Herz und Geist gleich stark empörende Thaten werden nicht noch immer unter seinem Namen unterhalten und verübt? — Es ist also gewiß der Mühe werth uns richtige Begriffe von der christlichen Religion zu verschaffen, und die Kennzeichen aufzusuchen, an welchen wir seine Wahrheit und Falschheit prüfen können, und ernstlich die Frage an uns zu stellen: Wenn ist unser Glaube an Jesum ein wahrer und beseligender Glaube?

Kein Sittenlehrer, weder im Juden- noch im Heidenthume, hat der Menschheit einen so allgemein faßlichen und anwendbaren Unterricht über ihre Pflichten gegeben, als Jesus, der erhabene Stifter unserer Religion, dieses gethan hat. Zum ersten und höchsten Grundsatz seiner Lehre erhob er bekanntlich das so ganz aus dem menschlichen Herzen gegriffene, einfache und leichte Gesetz: „Liebe Gott über alles und den Nebenmenschen wie dich selbst.“ In diesen Worten ertheilte er uns eine Vorschrift, von welcher sich alle unsere übrigen Pflichten, wie von einem gemeinschaftlichen Stamme, ableiten lassen, und die sich uns desto mehr empfiehlt, je lebhafter sie uns an Gott, das Urbild aller Vollkommenheit, erinnert.

Erfüllung aller unserer Pflichten, welche Vernunft und Gewissen, Religion und Christenthum uns vorschreiben, ist es also, was Jesus, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, von seinen Bekennern und Verehrern unnachläßlich fordert. Darum eröffnet er sein Reich, das Reich der Wahrheit und der Tugend, gleich Anfangs mit dem ernstlichen Zurufe: „Thut Buße, und glaubet an das Evangelium;“ werdet bessere Menschen, vertauschet eure bisherige, sinnliche, verkehrte Denk- und Handlungsart mit einem geistigern, Gott wohlgefälligern Betragen, und dann erst erfreuet euch der beruhigungsvollen Wahrheiten, welche ich euch verkündigen werde. Denn nur das selbstthätige Bestreben, immer weiser und besser zu werden, ist die einzige Bedingung, unter welcher uns allein ein

frohes Aufschauen zu Gott und ein heiterer Hinblick auf die Ewigkeit möglich ist.

Um die Kraft seiner Lehre zu verstärken, trug er sie seinen Zeitgenossen im Namen Gottes vor. Und wer konnte und durfte dieß mit größerm Rechte thun als Jesus? — Hatte ihn Gott doch ausdrücklich in der Absicht auf die Welt gesendet, die mangelhaften Religionsbegriffe der damals lebenden Menschen zu reinigen, ihre äußerst verderbten Sitten zu bessern, und dadurch Gottes Bild, das kaum noch an ihnen sichtbar war, wieder bei ihnen, wie bei allen ihren Nachfolgern, herzustellen. War die Weisheit und Heiligkeit Gottes doch so unverkennbar mit ihm vereinigt, daß, wer ihn reden hörte, oder handeln sah, glaubte, er hörte oder sähe die Gottheit selbst in menschlicher Hülle mit den Menschen beschäftiget. Trugen doch selbst diejenigen, welche noch gar nicht geneigt waren seiner Lehre zu huldigen, kein Bedenken, zu erklären, zu bekennen, daß er wahrhaftig ein großer Prophet sey, ein Gesandter der Gottheit. Für diese seine Würde als Gesandter, als geliebter Sohn des himmlischen Vaters nahm Christus freilich ausdrücklich den Glauben und das Vertrauen der Menschen in Anspruch, allein immer nur als Mittel zu dem Zwecke, damit seine Lehre und seine Botschaft an die Menschen von diesen in Wahrheit als Wille Gottes anerkannt uud mit gebührendem Gehorsam befolgt und geübt werde. Auf keinerlei Weise hat er den Wahn befördern wollen, als wenn die bloße Bekennung seines Namens, die gutmüthige aber immerhin müßige Anhänglichkeit an seine Person allein schon hinreiche, die Menschen Gott wohlgefällig und der Beseligung würdig zu machen. Nicht seine Person, sondern den lebendigen Glauben an Gott und die treue Befolgung seiner Lehre und seines Beispiels machte er stets zur Hauptsache. Kann man es wohl deutlicher und nachdrücklicher erklären, daß weder das gedächtnißmäßige Wissen um seine Person und seine Lehre, der todte Glaube, noch das müßige Bekenntniß der Lippen einen Werth habe, als Jesus Christus es gethan hat? Nicht alle, spricht er, die zu mir sagen: „Herr, Herr!“ werden ins Himmelreich

kommen, sondern nur diejenigen, die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Wahrlich! nicht auf das äußerliche Bekenntniß, nicht auf das öftere Hersagen: ich glaube an Jesus, kommt es an, ob unser Glaube an ihn wahr oder unwahr, ächt oder unächt sey. Denn auch der Bösewicht vom ersten Range kann jenes Bekenntniß nachsprecheu, und er wird es um desto öfter wiederholen, je mehr er bei seinem unsittlichen Aberglauben sich zu überreden sucht, daß die äußere Anerkennung Jesu als Sohnes Gottes, als Erlösers der Welt, den Mangel innerer Herzensfrömmigkeit bei ihm ersetze, und ihm das Wohlgefallen der Gottheit zusichere. Nicht von diesem oder jenem Namen hängt der Werth unsers Glaubens an Jesum ab. Er hat seinen Nachfolgern keine besondern Benennungen gegeben, hat sie nicht in Partheien und Sekten getheilt. Er will die Seinigen blos daran erkennen, ob sie seine Gebothe halten, ob sie sich unter einander als Brüder und Gott über Alles lieben. Nicht auf Glaubensformeln beruht unser Christenthum; Jesus hat keine vorgeschrieben: sie sind Erfindung späterer Zeiten; können stehen bleiben, wenn sie nutzen, müssen aber fallen, so bald sie schädlich werden. Der Glaube an Jesum ist nicht Buchstabe, sondern Geist; nicht Fürwahrhalten einzelner Lehrsätze, sondern thätige Befolgung seiner Gesetze. Der Glaube ohne Werk ist todt, und erhält seinen Werth erst durch die Tugend. Der Glaube an Jesum ist also da, wo sein Geist ist, wo seine Grundsätze gelten, wo man seinen Willen thut, und sein Beispiel nachahmt; wo diejenigen, die sich zu ihm bekennen, nicht über Worte und Formeln streiten, sondern sich einander an Gottesliebe, Menschenliebe, Wahrheitsliebe, Tugendliebe zu übertreffen suchen. Wer seinen Geist nicht hat, der ist nicht sein, sagt der Apostel Paulus.

Belebt uns dieser Geist, dann sind wir Christen, dann glauben wir an Jesum, wir mögen uns nach dieser oder jener Kirchenparthei nennen, wir mögen unsern Gott in diesem oder in einem andern Tempel, auf diese oder auf eine andere Art anbethen. Fehlet uns aber dieser Geist, so sind wir nicht sein, so ist unser Glaube an Jesum falsch, und unser Christenthum

ist unrechter Art. Die Lehre Jesu soll frommen Sinn in uns erzeugen, soll uns zur Tugend entflammen, soll uns auf dem Wege der Pflicht der Gottheit näher bringen. Das ist der hohe Zweck, auf den er bei seinen Lebzeiten rastlos hinarbeitete; diesen schönen Zweck bezielte er durch die Reinheit seiner Lehre, durch die Heiligkeit seiner Beispiele und selbst im Tode noch durch die unerschütterliche Standhaftigkeit seiner Geduld, und durch die Großmuth seiner Liebe, womit er die gesammte Menschheit umfaßte.

O wie weit sind die Menschen in der Folge von dem Geist dieser Lehre abgewichen. Man zankte sich über Meinungen, die keinen sittlichen Gehalt hatten, und das Herz trocken ließen; das ganze Christenthum artete in ein verworrenes Gewebe dunkler Sätze aus, worüber man der Hauptsache, der Tugend, vergaß. Die Menschheit verwilderte nach Maaßgabe des gesteigerten Glaubens; vor lauter Glauben vergaß man das Rechtthun; rechnete es dem Menschen zum größern Verbrechen an, wenn er von einem angeblichen Glaubenssatz, als wenn er vom Sittengesetze Jesu abwich, schloß ihn im ersten Falle als Abtrünnigen aus der Christengemeinde aus, und übergab ihn dem Satan, indessen dem größten Verbrecher die Thüre zur Versöhnung offen gelassen wurde; man verfolgte sich um des Glaubens willen bis aufs Blut, es wurden unter diesem Vorwand Völker wider Völker aufgehetzt, ohne darauf zu achten, daß es auf Kosten der christlichen Liebe geschehe, und daß man auf diese Weise vor lauter Eifer für Ausbreitung des Christenthums aufhöre ein Christ zu seyn. Kurz man schien es allmälig zu vergessen, was einstens der Apostel sagte: „Ja, in jedem Volke, wer Gott fürchtet und Recht thut, ist ihm angenehm;“ man schien es zu vergessen, daß der Mensch nicht nach Meinungen, sondern nach schönen Thaten gewürdiget werden müsse, und daß der Weltenrichter nicht sagen werde: ihr habt viel geglaubt, empfanget also dafür Gottes Lohn im Himmel; sondern: ich war hungrig, und ihr habt mich gespeiset, gehet also ein zur Freude des Herrn!

Möchten wir doch von den entehrenden Vorurtheilen des kurzsichtigen Mittelalters zurückkommen, und die Lehre Jesu

nach dem Zweck würdigen, den sie bezielt! Jesus wollte uns verständiger und besser machen, wollte uns auf dem Wege der Pflicht und Tugend zu Gott führen. Dazu sind alle Menschen berufen. Wehe uns, wenn wir zu diesem Rufe taub sind! dann würden die Worte Jesu auch uns gelten: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt.“ O so betreten wir also Hand in Hand, als Brüder und Schwestern, den Weg, den uns Jesus durch Lehren und Beispiele bezeichnete!!

Führer auf der Bahn des Lebens,
Hülf, daß niemals wir vergebens
Deines Wortes heil'ge Lehren,
Deinen Ruf zur Tugend hören!
Laß uns dir, nur dir ergeben,
Gott und unsern Brüdern leben!
Unser schönstes Ziel auf Erden
Sey, dir Heiland, ähnlich werden.

168.

Das Laster hat keinen Muth.

Wie Mancher, welchen Kronen schmücken,
Der in dem Purpurkleide prangt,
Sieht in dem Glanze goldner Wände
Sein schwarzes Lasterleben scheu,
Das sich im eitlen Glanze spiegelt;
Doch hellen kann es nie die Nacht,
Die rabenschwarz im Busen lagert,
Die mit den Flügeln Sorgen decket,
Die das Erinnern ihm erzeugt.
Es wallen wie Verstorbner Schatten
Die schlechten Thaten auf und ab.
Der Unschuld heiße Thränen brennen
Sein schwarzes, schuldbeladnes Herz.
Er darf sein Leiden keinem klagen,
Und nirgends wird es leichter ihm.
So lebt er fort ein ödes Leben,
Im Busen lodert seine Hölle.
Er wünscht den Tod sich in Verzweiflung,
Und schaudert bebend bald zurück;
„Denn feige sind des Lasters Söhne.“

Das Laster hat keinen Muth, es verstummt gemeiniglich, wenn ernstlich es zur Rechenschaft aufgefordert wird. Diese Wahrheit stellte Jesus einmal anschaulich durch ein Gleichniß dar. Ein König, so erzählte Jesus, stellte seinem Sohne zu Ehren ein großes Gastmahl an; er sandte seine Diener aus die Gäste zu laden; aber die Wenigsten achteten auf diese ehrenvolle Einladung: der Eine gieng da und der Andere dort hinaus; der Eine schützte Hausgeschäfte der Andere Feldgeschäfte vor. Einige trieben die Bosheit und Vermessenheit so weit, daß sie die ausgesandten Diener mißhandelten; und bis auf den Tod schlugen. Darüber aufgebracht ließ nun der König Soldaten ausrücken, welche die Mörder niederhauen und ihre Stadt in Brand stecken sollten. Doch sollte das Gastmahl nicht unterbleiben; der gute König sandte also seine Diener noch einmal aus Gäste aus allen Gegenden herbeizurufen; der Zutritt stand allen offen, welche kommen wollten; es wurde sogar nach damaliger Sitte jedem Gast ein festliches Kleid gereicht, um den Glanz der Feierlichkeit zu erhöhen, und Alles hintanzuhalten, was den Wohlstand hätte beleidigen können.

Endlich war der Saal mit Gästen angefüllt, und der König kam nachzusehen, ob Alles in Ordnung wäre. Aber wie staunte er, als er einen ohne das festliche Kleid erblickte! Freund, sprach er zu ihm voll gerechten Unwillens, warum muß ich dich allein ohne das festliche Kleid sehen? Wodurch habe ich's um dich verdient, daß du mich durch deinen Schmutz vor meinen Gästen beschimpfen willst? Ist dir meine Einladung nichts werth? — Mehr brauchte es nicht den Boshaften aus seiner Fassung zu bringen: Er verstummte; er wußte nicht ein Wort zu seiner Rechtfertigung vorzubringen. Das ist doch zu frech, fuhr nun der König weiter fort: Weg mit ihm, aus meinen Augen! man binde ihn, und werfe ihn aus dem Saale! Draußen mag er für seine Verwegenheit büßen und das ganze Gewicht meiner Ungnade fühlen!

Wer kann in dieser schönen Gleichnißrede das Bild der angehenden Kirche Jesu verkennen? Die Wohlthat des Evangeliums war vorzüglich den Juden zugedacht: aber die meisten

verwarfen diese Wohlthat. Die Prediger des göttlichen Worts wurden mißhandelt; sie mußten Bekenner der himmlischen Lehre unter den Heiden aufsuchen. Auch da fanden sie Widerspruch, auch da fand diese göttliche Lehre nur bei der Minderheit Aufnahme, und die unvergeßliche Rede Jesu bewährte sich handgreiflich: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt. Nichtannahme der Lehre Jesu beschleunigte den Verfall des jüdischen Staates; von Gott verlassen und den Heiden preisgegeben ward Jerusalem bald zum Schutthaufen, und nach 1800 Jahren noch dient dieses Volk zum anschaulichen Beweis, wie furchtbar der Herr sey, wenn er über eine entartete Nation Gericht hält. Je sichtbarer der jüdische Staat zum Untergang sich neigte, desto schneller verbreitete sich das Reich Gottes, die Kirche Jesu. Mit edler Freimüthigkeit traten die Apostel überall auf, und predigten furchtlos die Lehren des Heils. Mit den Verfolgungen wuchs ihr Muth, und der Erfolg entsprach ihren Bemühungen.

Wundern wir uns darüber nicht, feige Menschenfurcht vermag nichts über den Tugendfreund, und wer ein gutes Gewissen hat, darf freimüthig vor Jedermann die Wahrheit bekennen. So war's immer, so ists noch.

Ja, nur der Lasterhafte, nur der, welchen sein Gewissen peiniget, hat Ursache sich zu fürchten. Die Regenten, schreibt der hl. Apostel Paulus an die Römer, „die Regenten sind nicht denen fürchterlich, die Gutes, sondern nur denen, die Böses thun. Willst du dich vor der Obrigkeit nicht fürchten, thue Gutes, und du wirst Ehre davon haben. Denn der Regent ist ein Diener Gottes zu deiner Wohlfart. Thust du aber Böses, so fürchte dich vor ihm; denn er trägt das Schwerdt nicht ohne Ursache. Er ist ein Diener Gottes, diejenigen zu strafen, die Böses thun.“ Was sollte in der That derjenige auch fürchten, der recht sich aufführt, und dem sein Gewissen keinen Vorwurf macht? — Gott, kann der Fromme mit David sagen: Gott ist mein Helfer, wen soll ich fürchten? Gott ist die Stütze meines Lebens: vor wem soll ich zittern? ich vertraue auf Gott: was kann von Menschen mir Leids widerfahren?

Darum ermahnet Jesus die Seinigen so nachdrücklich ihr Herz von keiner Menschenfurcht fesseln zu lassen, und stets freimüthig vor Jedermann die Wahrheit zu bekennen. Fürchtet euch nicht, sind seine Worte, vor denen, die zwar den Leib tödten, aber euch weiter kein Leid thun können. Fürchtet euch einzig vor dem, welcher Leib und Seele verderben kann. Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater und vor den Engeln Gottes.

Alle diese schönen Belehrungen enthält der alte, unsern Vätern so geläufige Kernspruch: „Thue recht und scheue Niemand.“ Wer stets rechtschaffen handelt, der hat Gott zum Freund; mag über ihm die Welt zusammenbrechen: sie kann ihn bedecken, aber nicht schrecken; er bleibt der Wahrheit getreu, selbst wenn ihm dafür das Opfer des Lebens abgefordert wird. Der Verbrecher kann ihn hassen und verfolgen, aber doch im Stillen ihm seine Achtung nicht versagen. Untilgbar ist das Gefühl fürs Wahre und Gute, das Gott in jedes Menschenherz legte. An erläuternden Beispielen fehlts nicht in der hl. Geschichte.

Wessen Herz erweitert sich nicht, wenn er sich den Propheten Natan vor dem Throne Davids denkt? Wer erinnert sich nicht mit lebhaftem Vergnügen des Vorgangs zwischen ihm und diesem so mächtigen König? Zwei Männer, so erzählte Natan vor dem König, dem er im Namen Gottes ein schweres Verbrechen verweisen wollte, zwei Männer wohnten in einer Stadt: der eine war reich und der andere arm. Der Reiche hatte Rinder und Schafe in Menge, der Arme aber nur ein einziges Schäflein, das er gekauft und groß gezogen hatte. Es war bei ihm und mit seinen Kindern aufgewachsen, es aß von seinem Brode, trank aus seinem Becher, schlief auf seinem Schoos, es war ihm so lieb wie ein Kind. Nun bekam der Reiche Gäste, der, um seiner eigenen Schafe zu schonen, dem Armen sein einziges Schäflein nahm, um es seinen Gästen vorzusetzen. Mit Hitze fiel David ihm in die Rede: So wahr Gott lebt, der Mann, der das gethan hat, verdient den Tod! Der Mann, erwiederte Nathan mit Würde, der Mann, König, bist du! oder ist das Verbrechen geringer, das du begangen

hast? hast du nicht deinen treuen Feldherrn Urias, der so oft für dich sein Leben wagte, durch einen meichelmörderischen Brief dem Schwerdt der Feinde Preis gegeben, um seiner Gattin habhaft zu werden? Diese freimüthige Sprache wirkte: David gieng in sich, er fühlte das ganze Gewicht seines Vergehens; von bitterer Reue durchdrungen sprach er: wahrhaftig, ich habe mich schwer wider Gott versündiget. O wie selten sind heut zu Tage Männer dieses Geistes? wie wenige getrauen sich eine so feste, entschlossene Sprache zu führen? wie vielen lähmt feige Menschenfurcht die Zunge, wo sie reden und gegen das Laster das Wort nehmen sollten? Gleichen Muth zeigte der Prophet Elias vor dem König Achab, der aus Nachgiebigkeit gegen die Laster Jezabels widerrechtlich Nabot hinrichten ließ, und dann seinen Weinberg an sich zog. Furchtlos trat er vor den König hin und verwies ihm sein Verbrechen: bist du Mörder und Erbe zugleich? sprach er vom heiligen Eifer entbrannt, höre mich König, so spricht Jehova: an der Stelle, wo die Hunde Nabots Blut leckten, sollen die Hunde das deinige auflecken, und in Jesreels Graben die Jezabel aufzehren.

Mit gleicher Freimüthigkeit benahm sich der Täufer Johannes. Der nämliche Wahrheitsfreund, der den mächtigen Pharisäern und Sadduzäern sagen durfte: Schlangenbrut! wer hat euch gezeigt, dem künftigen Strafgerichte zu entgehen? — Ich sage euch nicht erst: thut Buße! euch muß ich sagen: schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gesetzt. Der Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Der wartete nämliche nicht erst, bis man ihn an den Hof des schwelgerischen und lasterhaften Herodes rief, um gegen das übermüthige Laster seine Stimme zu erheben; er gieng selbst dahin von heiliger Wahrheitsliebe getrieben. Herodes hatte die Rechte der Verwandtschaft und Gastfreundschaft schändlich verletzt, er hatte seinen Unterthanen ein großes Aergerniß gegeben, und seine Schwägerin, die Frau seines noch lebenden Bruders entführt und öffentlich geheirathet. Diese schlechte That fiel Jedermann auf; aber Niemand hatte den Muth zu reden, alles schwieg, alles fürchtete sich vor dem

Zorn des Königs, vor der Rache seiner Buhlerin. Nur Johannes setzt sich über alle Bedenklichkeiten hinaus, verläßt furchtlos seine Einsamkeit, tritt beherzt vor den König, und sagt ihm unverholen: du hast Unrecht gethan, Fürst! es ist dir nicht erlaubt deines Bruders Frau zu haben. Der muthige Wahrheitsfreund sieht zum voraus, daß er durch seine Freimüthigkeit nur die Rache der frechen Buhlerin reitzen, sich des Hofes Ungnade zuziehen und sein eignes Leben gefährden werde: aber das Alles vermag nicht die Stimme der Wahrheit zu fesseln. Johannes läßt sich lieber das Haupt abschlagen, anstatt durch Stillschweigen ein so großes Aergerniß zu billigen.

Ich schweige von der unerschütterlichen Standhaftigkeit und Freimüthigkeit Jesu im Dienste der Wahrheit. Ungeachtet er von Geburt an ein Ziel des Widerspruches war, ungeachtet die gereitzten Pharisäer kein Mittel unversucht ließen ihm zum Guten den Weg zu verlegen, ungeachtet ihm sein blutiges Lebensende lebhaft vor der Seele schwebte, ungeachtet ihm die Nachstellungen seiner Feinde kein Geheimniß waren, so hörte er doch nicht auf, freimüthig vor aller Welt die Wahrheit zu bekennen, und unverdrossen das Laster zu bekämpfen, bis sich sein Kampf mit dem Kreuztode endigte.

Bedarf es mehr, als solcher Beispiele, um der Wahrheit getreu zu bleiben bis in den Tod? — Darum benutzte Jesus jede Gelegenheit, den Seinigen folgende Lehren einzuschärfen: seyd muthige Bekenner der Wahrheit! bleibt ihr getreu bis in den Tod! frohlocket, preiset Gott, wenn ihr von der Vorsehung würdig befunden werdet, für die Wahrheit und Tugend Verfolgung zu leiden! Selbst wenn ihr vor Gerichte gezogen werdet: seyd nicht verlegen, was ihr zu eurer Rechtfertigung vorbringen wollet! Gottes Geist wird aus euch reden und für euch das Wort führen.

Wahrlich, diese Verheißung Jesu wurde stets herrlich erfüllt. Urtheilet selbst, sprachen Petrus und Johannes zu ihren Richtern, urtheilet selbst, ob es vor Gottes Augen recht sey, wenn wir euch mehr als Gott gehorchen? Was wir gesehen und gehört haben, können wir dazu schweigen? Werfet uns in Kerker, leget uns schwere Fesseln an, lasset uns blutig schlagen:

das wird unsere Entschlossenheit nicht brechen; für den Namen Jesu Schmach zu leiden ist uns Ehre und Ruhm. Eine ähnliche Sprache führten die übrigen Apostel: man konnte ihnen das Leben nehmen, aber ihre Freimüthigkeit in Bezeugung der Wahrheit war unbezwingbar. Und mit welchem Muthe stand Stephanus vor dem höchsten Landesgerichte? glänzte nicht sein Angesicht wie das Angesicht eines Engels, als er für die Sache Gottes das Wort nahm? Wer bewundert nicht die edle Freimüthigkeit, womit er sprach: Ihr widersetzet euch doch immer, sind seine Worte, dem heiligen Geiste, wie eure Väter; sie tödteten die Propheten, ihr habt den Gerechtesten gemordet. Umsonst gerathen die Richter in Aufruhr, umsonst verurtheilen sie ihn ohne Verhör, umsonst schleppt man ihn unter tausend Lästerungen und Schlägen vor die Stadt hinaus, um ihn da mit einem Steinhagel zu bedecken: man konnte ihm gewaltsam das Leben nehmen, aber ihn nicht zum Verräher der Wahrheit machen.

Fruchtbar an ähnlichen Wahrheitsfreunden war die christliche Kirche in jedem Jahrhundert; Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, Greise und Kinder bewiesen an sich unter heftigen und langwierigen Qualen, was der Mensch vermag, wenn die Kraft des göttlichen Geistes ihn unterstützt. Man konnte sie quälen, man konnte mit Feuer und Schwerd gegen sie wüthen, aber ihre Anhänglichkeit an's Wahre und Gute konnte nicht zum wanken gebracht werden. Man begreift kaum, zu welch einer Höhe von Heldenmuth der menschliche Geist sich aufschwingen konnte.

Auch nach erhaltenem Frieden zeigte uns die christliche Kirche muthige Wahrheitsfreunde. Wer wird nicht von heiliger Ehrfurcht ergriffen, wenn er einen heiligen Ambrosius zum Kaiser Theodos freimüthig sagen hört: Herrscher! das ist nicht deines Amtes; der Purpur macht zwar Fürsten aber keine Priester. Wer staunet nicht, wenn er liest, wie eben dieser Kirchenprälat dem Kaiser den Eintritt ins Heiligthum verwehrte! Die Sache verhält sich so: durch seine Großen verleitet richtete Kaiser Theodos unter den Bürgern zu Thessalonich ein großes Blutbad an. Bei seiner Rückkehr nach Mailand schloß nun Ambrosius ihn von der kirchlichen Gemeinde aus;

entschlossen wies er ihn zurück, da er eben im Hofstaat zur Kirche kommen wollte. Umsonst schützte der beschämte Kaiser des sündigen Davids Beispiel vor; der Bischof antwortete unerschrocken: hast du dem David in der Sünde gefolgt, so folge ihm nun auch in der Buße!

Geist der Wahrheit! Geist unsers Herr Jesu und seiner Apostel! Geist unserer Glaubensväter! wo bist du hin gekommen? sind wir denn keine Christen? Wer getraut sich noch gegen das angesehene Laster eine freimüthige Sprache zu führen? Wer getraut sich noch einem Vornehmern, einem Reichern zu sagen: das ist nicht recht; es ist dir nicht erlaubt; du versündigest dich schwer; du giebst großes Aergerniß. Fesselt nicht fast überall falsche Klugheit, feige Menschenfurcht und kleinlichter Eigennutz jede Zunge? heißt es nicht fast durchgehends: ja ich darf nichts sagen, ich muß schweigen, wenn ich mir nicht selbst schaden, wenn ich nicht diesen oder jenen gegen mich aufbringen will? Ist's nicht so weit gekommen, daß sogar der Seelsorger herrschende Vorurtheile und Mißbräuche unberührt lassen muß, wenn er nicht die Zielscheibe des öffentlichen Spottes und fast allgemeiner Lästerung werden will?

Die Rede ist hier nicht von den Großen der Erde, welche leider sehr oft wie eine belagerte Stadt sind, der man nicht beikommen kann. Freimüthigkeit ist eine Tugend, die überall geübt werden kann und soll. Für Wahrheit und Tugend kann und soll man allenthalben das Wort nehmen. Hier z. B. können und sollen wir einen Hausvater warnen über die Unordnungen, die vielleicht gegen sein Wissen in seinem Hause vorgehen; dort können und sollen wir einer Frau wohlmeinend entdecken, was zum Nachtheil ihrer Ehre gesprochen wird, damit sie zu Rettung ihres guten Namens das Nöthige vorkehre. Hier können und sollen wir Eltern die Anzeige machen, daß ihre erwachsenen Söhne des Nachts herumschweifen, oder daß ihre Töchter oder Mägde heimlicher Buhlschaft pflegen; dort einem verschwenderischen Hausvater zureden: Freund! erbarme dich deiner unschuldigen Kinder! habe Mitleid mit deiner weinenden Gattin! dein Weg führt zum Bettelstab. Hier können und sollen wir unsere Stimme erheben, wenn Verführung der unbe-

hutsamen Jugend droht; dort dem Heuchler die Larve der Scheinheiligkeit vom Gesicht reißen, damit er unschädlich werde. Aber, wer thut das? Wer hat den Muth dazu? Wer getraut sich noch durch edle Freimüthigkeit dem Bösen Einhalt zu thun? Die noch schwache Tugend aufzumuntern? Dem Lästermaul das Gebiß einzulegen? Die gekränkte Unschuld in Schutz zu nehmen? Den reichen Sünder durch eine feste Erklärung zur Pflicht anzuhalten?

Laßt uns nach dem Besitz eines guten Gewissens ringen: dann wird es uns gewiß nie an Muth, Standhaftigkeit und Klugheit fehlen im jedesmaligen Berufe recht viel Gutes zu stiften. Ohne Ansehen der Person werden wir jedem die Wahrheit sagen, wie sie uns auf dem Herzen liegt, wir werden furchtlos unsere Stimme erheben gegen jeden, durch den dem Reiche des Wahren und Guten Abtrag geschieht, und am Ende unsers Lebens wird uns das Bewußtseyn lohnen, nach Kräften zu Erweiterung dieses Reiches beigewirkt zu haben.

Wer keine Furcht vor Menschen achtet,
Wer vor der Sünder Zorn nicht zagt;
Ihr Lob wie ihren Spott verachtet;
Froh alles für das Gute wagt:
    Wie groß,
    Wie liebenswürdig
Ist nicht dieser Held, der wahre Christ!

169.

Das Christenthum beglückt die Völker.

Wie Gottes Sonne geht sein Wort
Bis an der Erde Gränzen fort;
  Der Irrthum weicht dem Lichte.
Die Völker werden menschlicher,
Durch Recht und Sitte edler,
  Durch Glauben neu geboren.

An dem Volke der Juden ward der Ausspruch Jesu: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt, geschichtlich zur traurigsten Wahrheit. Die vielen Berufenen waren zunächst die

Juden, welche alle durch die zeitherigen Führungen Gottes und besonders durch die unermüdlichste Sorge und Thätigkeit Christi und seiner Apostel zur Theilnahme an den Wohlthaten des Christenthums berufen waren; wenige aber unter ihnen waren auserwählt, weil die wenigsten ihrem Rufe zum Christenthum folgten. Strafwürdiger Leichtsinn, herrschende Sinnlichkeit und alberne Vorurtheile hielten den größten Theil ab der Religion Jesu ihren Beifall zu schenken. Ihre Ausübung war mit kostbaren Aufopferungen verbunden; sie begünstigte ihre Lieblingsneigungen nicht; sie verdammte ihre böse Gesinnungen; sie verwarf ihr Vertrauen auf äußere Zeremonien; sie demüthigte ihren Stolz auf das Verdienst ihrer Väter, und verlangte dagegen eigenes Verdienst, innere Herzensgüte, thätige Liebe Gottes und des Nächsten, Selbstverläugnung, ächte Tugend und aufrichtige Frömmigkeit. Eine solche Religion, die mit ihrem Sittenverderbniß im Widerspruch stand, mußten sie verwerfen und hassen. Weil sie nun der Wahrheit kein Gehör gaben, und sich hartnäckig jeder Zurechtweisung widersetzten, so löseten sich allmählig jene Bande, welche eine bürgerliche Gesellschaft zusammen halten, sie sank von Laster zu Laster, es erhoben sich in ihrer Mitte Spaltung und Trennung, und es entstand Aufruhr und Bürgerkrieg, so daß endlich die Römer kommen mußten, um ihrer Verfassung ein Ende zu machen.

So ergeht es jedem Volke, das die Religion von sich wirft, und sich weigert der Tugend zu huldigen.

Die christliche Religion ist die größte Wohlthat für die Menschheit. Da sie nicht, gleich den heidnischen Religionen in Gebräuchen und Zeremonien, in Feierlichkeiten und Opfern, sondern vorzugsweise in Lehren und sittlichen Vorschriften besteht; da sie nach der Absicht ihres Stifters im eigentlichen Sinne eine Erziehungsanstalt der Menschen zur Lebensweisheit und Tugend ist: so mußten dadurch die Menschen nothwendig nach und nach zu mehrerm Nachdenken über Gott und göttliche Dinge, über sich und ihre Bestimmung, über ihre Verbindungen und Verhältnisse gegen einander, über das, was sie jetzt sind und künftig seyn und werden sollen, erweckt; und

dieses Nachdenken mußte nach und nach unter alle Stände und Klassen von Menschen verbreitet werden, da es sonst blos den sogenannten Weisen überlassen wurde. Dadurch hat unstreitig die Kultur des menschlichen Geistes überhaupt viel gewonnen und wird in der Folge noch immer mehr gewinnen, je deutlicher man es einsehen wird, daß durch das Christenthum die Rechte der gesunden Vernunft nicht nur nicht geschwächt sondern begünstiget werden. So viel ist überhaupt gewiß, daß niemals unter irgend einem heidnischen Volke, Griechen und Römer nicht ausgenommen, so viele Menschen von allen Ständen über ihre wichtigsten Angelegenheiten, über Gott und Religion, über Sittlichkeit und Tugend, über ihre Bestimmung und Unsterblichkeit nachgedacht haben, und durch Nachdenken so weit gekommen sind, als unter den Christen. Wie weit ist nicht die wichtige Lehre von der Einheit Gottes und seiner Väterlichkeit durch das Christenthum unter den Menschen ausgebreitet worden! Und wie wichtig ist nicht diese Lehre! erst durch sie wird die Welt für uns ein Ganzes, wo alles auf das genaueste miteinander zusammenhängt; erst durch diese Lehre lernt der Mensch den Urheber seines Daseyns, die Quelle seiner Glückseligkeit, den höchsten Gegenstand seiner Verehrung, den festen Grund seiner Hoffnung kennen. Von ihr erleuchtet, darf er sich nicht mehr als einen vaterlosen Waisen oder als das Werk eines blinden Zufalls betrachten; er weiß, von wem er herkommt, von wem er abhängt, unter wessen Aufsicht er steht und ewig stehen wird; und nun hat er einen gewissen festen Punkt, in welchem sich alle seine Gedanken, Begierden, Neigungen, Absichten und Hoffnungen vereinigen können.

Durch das Christenthum ist die tyrannische Gewalt des Aberglaubens eingeschränkt, und Millionen Menschen der Weg zur Gemüthsruhe gebahnt worden. Der wohlunterrichtete Christ hat nun keine Ursache mehr vor jeder ungewöhnlichen Erscheinung in der Natur zu erschrecken; er darf nun nicht mehr auf Opfer denken, den Zorn des Allmächtigen zu besänftigen; nicht mehr über jede zufällige Versäumung von hundert Gebräuchen und Zeremonien sich ängstigen; nicht mehr jeden widrigen Zufall, der ihm oder andern begegnet, für die Strafe

eines erzürnten Gottes halten. Das Christenthum lehrt ihn Gott unter dem Bilde eines liebvollen Vaters kennen, der mit weiser Vorsehung die Schicksale der Menschen lenket, dessen Liebe man nicht durch Zeremoniendienst, sondern durch wahre Sinnesänderung und Lebensbesserung gewinnt, und der nicht zürnet wie ein leidenschaftlicher Mensch, sondern Jedem wohl will, der ihm durch freudigen Gehorsam huldiget.

Setzen wir zu dieser richtigern Erkenntniß von Gott den allgemeinen und gewissen Glauben von der Unsterblichkeit und von den zukünftigen Vergeltungen, den das Christenthum allenthalben, wo es gepredigt und angenommen worden, so tief in die Herzen der Menschen eingepräget hat, und bedenken wir dabei, welchen wohlthätigen Einfluß dieser Glaube auf das sittliche Verhalten der Menschen in diesem Leben haben müsse. Wer wird es da nicht gleichsam mit Händen greifen, daß die Menschheit durch das Christenthum unendlich viel gewonnen habe? Durch sie sind unsere Begriffe von der Tugend viel richtiger, als sie ehemals unter den Heiden waren. Jedermann weiß nun, daß nicht körperliche Stärke, nicht eine allen Gefahren trozende Tapferkeit, nicht Muth und Unerschrockenheit im Kriege, nicht die großen, gemeiniglich eben so verderblichen als geräuschvollen Thaten des Helden und Eroberers das Wesentliche der Tugend ausmachen, und das Herz des Aermsten und Geringsten adelt, und ihm in den Augen Gottes einen größern Werth verleiht, als der Reichthum dem Reichen und die Macht dem Vornehmen. Jedermann weiß, daß sie nicht blos in der Enthaltung von groben Verbrechen, oder in einzelnen gerechten und guten Handlungen besteht: sondern das sie sich auf die ganze Denkungs- und Lebensart des Menschen bezieht; und daß er tugendhaft ist, wenn er das alles ist und thut, was er nach seinen Fähigkeiten und nach seinem Berufe seyn und thun soll.

Kurz die christliche Religion machte die Menschen weise und gut; sie führte sie zur Erkenntniß der Wahrheit; ohne sie würden wir in der Finsterniß wandeln, in einem Labyrinth von Zweifeln herum irren, unsern Ursprung, unsere Bestimmung verkennen, und Tugend und Laster, Leben und Tod würden

uns ganz gleichgültige Dinge seyn; wir würden uns ohne Bedenken allen Ausschweifungen Preis geben, und die gräulichsten Laster verüben. Wollen wir das Wohlthätige des Christenthums ganz kennen, so dürfen wir nur erwägen, was die Menschen vor dessen Einführung waren. Es ist unläugbar, daß manche unmenschliche, verderbliche Laster, die das Heidenthum duldete und begünstigte, durch die christliche Lehre unter ihren Bekennern, wo nicht gänzlich ausgerottet, doch merklich gemindert worden. Es ist unläugbar, daß, im Ganzen genommen, mehr Aufrichtigkeit und Redlichkeit, mehr Treue und Glauben im Handel und Wandel unter den Christen herrschen, als unter den gesittetsten Nationen, die nicht Christen sind. Es ist unläugbar, daß die Gesinnungen und Erweisungen der allgemeinen Menschenliebe und Wohlthätigkeit weit häufiger und wirksamer unter ihnen sind, als sie jemals unter den Heiden waren. Ueberhaupt können wir wohl ohne Partheilichkeit und mit völligem Rechte behaupten, daß unter christlichen Völkern, im Ganzen genommen, die Erkenntniß von Pflicht und Tugend, die Liebe zum Guten, und also die Sittlichkeit größer und allgemeiner, die Ehrfurcht vor Gott und vor seinen Gesetzen wirksamer, und insbesondere die sanften, geselligen Tugenden weit gangbarer worden sind, als jemals vor Einführung des Christenthums.

Hieraus vermögen wir zu beurtheilen, wie unglücklich sich jedes Volk machet, daß die christliche Religion muthwillig von sich wirft, und sich weigert nach ihren Vorschriften zu leben. Hat das nicht von jeher die traurigste Erfahrung bestätiget? — Sehen wir hin auf die Länder Asiens! sind sie nicht offenbar darum so tief herabgesunken, weil sie das Christenthum von sich warfen? In welchem Wohlstande befanden sich einst diese Provinzen, als sie noch unter dem Einfluß des Christenthums standen? Künste und Wissenschaften blühten, ja was vielleicht Europa in seinem schönsten Zeitalter nicht geworden ist, das war einst dieser Welttheil. Aber seit dem das Christenthum aus ihm entfernt ist, sank je ein Land so tief herab als dieses? wo giebt es ein unwissenderes Volk, als die Bewohner Asiens sind? wo trifft man eine mehr drückende Re-

gierung an? Mit Uebergehung näherer und neuerer Beispiele, welche unserem Gedächtniß ohne dieß noch lebhaft genug vorschweben, brauchen wir uns einzig auf das, was in unsrer Mitte vorgieng, zu erinnern. So lange die Christen der jüngst vergangenen Zeit sich eifrig und redlich an Gott hielten, die Religion ehrten, und sich in die von der Vorsehung festgesetzte Ordnung der Dinge schickten, so lange sie die Gesetze willig beobachteten, den Vorstehern gebührende Achtung und Gehorsam erwiesen, so lang Redlichkeit, christliche Liebe und Gottesfurcht ihre Herzen beseelt haben, so lange lebten sie ruhig und zufrieden; Gott sorgte für sie, er segnete ihren Wohlstand, ihre Lebenstage flossen heiter dahin! Woher kommt es, daß es nicht immer so blieb? O ganz gewiß vom Verfall der Religion. Seitdem viele der Angesehnern die Religion als eine unbedeutende, gleichgültige Sache ansehen, seit dem viele aus höhern Ständen es für Schande halten, sich zur Religion des Volkes herabzulassen und dasselbe mit Beispielen der Gottesfurcht zu erbauen, seit dem es jedem Witzling hingeht, ungestraft über Religion, über Offenbarung, über kirchliche Verordnungen zu spotten, seitdem die Diener der Religion, welche für Gottes Ehre eifern sollten, durch Nachsicht, Faulheit, verderbliche Beispiele die Kraft ihrer Worte lähmen, seit dem das glaubige Volk die Religion des Herzens, das thätige Christenthum gegen eine blos äußerliche Religion ausgetauschet, welche weder auf Herz noch Sitten Einfluß hat; seit dem bereits unter allen Ständen eine ungebundene Freiheit zu denken, zu reden, zu handeln eingerissen; seitdem, mit einem Worte, der Glaube unserer Väter *in* Abnahme kam, seitdem ist zugleich Ruhe und Glück von uns gewichen.

Aber kann dich nun ein Volk nicht von sich werfen, o Christenthum, ohne sich unglücklich zu machen, was wird wohl der Staat was werden wir für Pflichten gegen dich haben? — Bist du wirklich dem Staat so nothwendig, so nützlich, so ist seine erste Pflicht, daß er dich schütze, daß er dich aufrecht zu erhalten suche. Seine Hauptsorge muß dahin gehen, daß seine Bürger nicht blos an das Christenthum glauben, sondern es auch ausüben; er muß acht haben, daß die Reinheit der

christlichen Lehre nicht durch Aberglauben und menschliche Zusätze verdorben werde, eingedenk jener Zerrüttungen und blutigen Kriege, wozu diese willkührlichen Zusätze die traurige Veranlassung waren. Die Regenten und Vorsteher des Volkes müssen darin vorzüglich ihre Ehre suchen, sich durch Pflichteifer auszuzeichnen, durch Reinheit der Sitten andern die Tugend ehrwürdig zu machen, mit einem Worte, durch schöne Beispiele dem Volke die Wege zu bezeichnen, die es betreten und wandlen muß, um zu jenen Seligkeiten zu gelangen, die das Christenthum verheißt.

Kann dich kein Volk von sich werfen, o Christenthum, ohne sich unglücklich zu machen, was können wir Alle besseres thun, als deinen Lehren huldigen, deine Sittenvorschriften befolgen, und uns bestreben, heilig zu werden, wie unser Vater im Himmel? O wie wahrhaftig ist der Ausspruch: die Sünde ist der Leute Verderben! Die Tugend allein erhöhet ein Volk. Wo ist aber eine Religion, die eine so reine Tugend prediget wie das Christenthum? Leisteten wir Alle das, wozu es uns auffordert und verpflichtet, was wäre unsere Erde anderes, als ein Schauplatz siegender Tugend, als ein Aufenthalt allgemeiner Liebe und Eintracht, als ein wahrer Himmel, weil das Bewußtseyn erfüllter Pflicht die reinste Seligkeit gewähret!

Sey uns also willkommen göttliche Lehre, welche einst Jesus vom Himmel gebracht und mit seinem Blute besiegelt hat! dich zu befolgen, dich in unserm Wandel sichtbar zu machen, das sey fortan die erste, die wichtigste Angelegenheit unseres Herzens! ferne sey es von uns, daß wir uns mit einem dürren Glauben begnügen, der das Herz nicht erwärmt, ferne sey von uns jene pharisäische Werkheiligkeit, die den Mangel frommer Gesinnungen mit einem blendenden Schein ersetzen will! Das Christenthum muß uns bessern, wenn es uns beseligen soll. Ein Glaube, dem der Wandel widerspricht, ist ein verwerflicher Glaube; glauben und nicht thun, Lehren anerkennen und sie nicht befolgen, ist Entehrung der Gottheit, und vergrößert nur die Schuld! Wir wollen also nach den Vorschriften des Christenthums Glauben und Thun mit einander verbinden, in der festen Ueberzeugung, daß darauf unser und

der Welt Wohl beruht, das irdische sowohl als das dereinst ewige.

O guter Gott, o schönes Reich des Friedens,
Wo Recht und Wahrheit unter Liebe blüht.
Das große, lange Räthsel ist gelöset,
Die Menschheit kann durch Gott nur selig seyn.
In ihm verklärt sich alles hier auf Erden,
Des Herzens stille Sehnsucht wird gestillt.
Es kommt dein Reich, du Quelle aller Liebe.
In Christo blüht ein herrlicher Verein;
Der Erde Millionen sind umschlungen,
Die Herzen stärkt des Himmels Wiederschein
Da wo die Falschheit ihrem Dolch entsaget,
Die Zwietracht ihre Fackel niedertaucht,
Der Herrscherstab zum Oelzweig sich verwandelt
Und kein Altar von Götzenopfer raucht;
Wo alles sich vernünftig umgestaltet,
Wo Jeder Recht in seinem Stande thut,
Wo Jesu Lehre über alle waltet
Und nah und fern der Friede Gottes ruht;
Da wohnt der Geist, den Christus uns gesendet,
Da wird die Welt des Himmels Eigenthum;
Da blickt das Jenseits freundlich über Gräber
Und tröstlich herrscht das Evangelium.

Witschel.

170.

Wenige auserwählt, in welchem Sinne?

Vater, der du in dem Lichte wohnest,
Nimm mein Herz zum Dankesopfer hin,
Daß auch mir der Wahrheit Sonne leuchtet,
Daß auch ich zum Licht berufen bin.
Zwar du trägst sie Alle an dem Herzen,
Reichest Allen deine Vaterhand,
Wirst sie Alle einst zum Lichte führen,
Dort im großen, schönen Vaterland —
Denn ja nur die Wege sind verschieden,
Aber nicht das große, letzte Ziel;
Und der uns zur Seligkeit erschaffen,
Treibt mit uns kein leeres eitles Spiel.

Witschel.

Nichts ist leichter als biblische Stellen zu mißbrauchen; man darf sie nur aus ihrem Zusammenhange herausreissen, um ihnen einen Sinn zu unterlegen, der dem heiligen Schriftsteller fremde war. Wundern wir uns also nicht, wenn der genannte Ausspruch des Evangeliums so oft schief gedeutet wurde. Die wenigen Worte: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt,“ ganz für sich allein genommen, und ohne ihre natürliche Verbindung mit dem, was vorangeht und folgt, müssen nothwendig den gewissenhaften Menschen ängstigen, und in seinem Herzen quälende Besorgnisse für die Zukunft wecken. Wie wird mir's, diese Gedanken dringen sich ihm unwiderstehlich auf, wie wird mir's gehen, wenn die wenigsten Menschen in Himmel kommen, und wenn das Loos der ewigen Verwerfung die meisten trifft? werde ich den Wenigen oder Vielen angehören? wird Gott mich beseligen oder verwerfen? darf ich hoffen eine Ausnahme von der Mehrzahl zu seyn? Jesus selbst sprach: nur Wenige sind auserwählt; kann ich ohne Vermessenheit mich unter diese Wenigen zählen? was habe ich vor Andern für Vorzüge? welche besondere Verdienste habe ich aufzuweisen?

Aber beruhige dich, der du dich mit solchen Gedanken quälest! Jesus, wenn er von der geringen Zahl der Auserwählten spricht, will damit keineswegs der Mehrzahl der Menschen den Himmel absprechen; der Sinn seiner Worte ist ganz verschieden von dem, welchen zuweilen kurzsichtige Menschen darein legen. Wollen wir diesen Sinn richtig und rein auffassen, wollen wir bestimmt wissen, welche Menschen Jesus mit dem Namen der wenigen Auserwählten bezeichne, so müssen wir seine Worte nicht einzeln, nicht abgerissen von dem, was vorangeht und folgt, sondern in ihrem ganzen Zusammenhange und in ihrer natürlichen Verbindung betrachten. Das ist der einzig richtige Weg zur Erkenntniß dessen zu gelangen, worauf Jesus mit diesen Worten anspielte: „Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Jesus beschreibt in der Gleichnißrede oder Parabel vom königlichen Gastmahle sowohl das Betragen als das Schicksal

der Juden in Ansehung ihrer Berufung zum Christenthume. Lange hatte Gott diese ausgeartete Nation durch seine Propheten zur Sinnesänderung und Lebensbesserung rufen lassen. Jesus selbst gab sich alle erdenkliche Mühe sie für die Tugend zu gewinnen, und dadurch ihren Untergang abzuwenden: Wenn ihr, das war der gewöhnliche Inhalt seiner Reden, wenn ihr eurem Lasterleben nicht entsaget, wenn ihr nicht brüderlich zusammenhaltet, wenn ihr nicht durch aufrichtige Besserung zu Gott zurückkehret, wenn nicht Pflicht und Tugend euch über Alles gehen, wenn die Sinnlichkeit mehr über euch vermag, als die Stimme des Gewissens, wenn Religion und Gottesfurcht in euren Augen geringfügige Dinge sind, wenn Eigennutz und Vergnügungssucht alle andern Neigungen eures Herzens verschlingen, dann seyd ihr ohne Rettung verloren. Erloschener Pflichteifer und Gottvergessenheit haben euch an den Rand des Verderbens geführt; dieser Pflichteifer muß wieder belebt werden, die Gottergebenheit muß wieder Platz in eurem Herzen nehmen, sie muß wieder Leben in eure Gesinnungen und Handlungen bringen, sie muß die Tugend wieder zu eurer herrschenden Neigung erheben, wenn Gott euch ferner in Schutz nehmen soll. Die Axt ist an die Wurzel des Baumes angesetzt; der Baum, von dem man keine Früchte mehr erwartet, dient zu nichts weiter, als daß man ihn umhaue und verbrenne. Allein diese Hartnäckigen blieben gegen so schöne Lehren taub; eine Religion, die mit ihren Gesinnungen und mit ihrem Wandel im offenen Widerspruche stand, war ihnen unausstehlich; diese Religion verdammte ihre bösen Gesinnungen, sie verwarf ihr blindes Vertrauen auf herzlose Werkheiligkeit, sie demüthigte ihren Stolz auf das Verdienst ihrer Väter, sie verlangte eigenes Verdienst: ist's ein Wunder, wenn eine solche Religion bei so verdorbenen Menschen keinen Eingang fand? ist's ein Wunder, wenn sie einen unversöhnlichen Haß auf den legten, der eine solche Religion ihnen predigte? ist's ein Wunder, wenn Jesus endlich als das Opfer des Eifers fiel, womit er sich für die Rettung dieses undankbaren Volkes verwendete? Dieser edle, großmüthige Menschenfreund sah mit blutendem Herzen in die Zukunft; das traurige Loos der Nation,

welcher er selbst angehörte, schwebte ihm lebhaft vor der Seele: o, dachte und sprach er mit tiefer Rührung, daß du wenigstens jetzt noch Gebrauch machen möchtest von dem einzigen Mittel, das ich zu deiner Rettung dir anbiethe! daß du wenigstens jetzt noch dem Rufe folgtest, den Gott durch meinen Mund an dich ergehen läßt! daß du wenigstens jetzt noch die Hand dankbar küssen möchtest, welche mitleidig aus dem Abgrunde des Verderbens dich herausheben will! aber umsonst, im Taumel deiner Zerstreuungen achtest du nicht auf so wohlgemeinte Zusprüche; du taumelst am Rande des Verderbens, ohne ihn wahrzunehmen; du sträubst dich sogar gegen die Hand, welche nach dir sich ausstreckt, um dich zu retten; nur wenige Auserwählte sind es, welche meinen Vorstellungen Gehör geben; meine Lehre findet bei den wenigsten Aufnahme: Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt. Alle wollte ich in einen heiligen Bruderbund vereinigen, allen sollte das Reich Gottes offen stehen, welches ich auf Erden zu stiften gekommen bin; vorzüglich war diese Wohlthat meinem Volke zugedacht: aber meiner Lehre wird widersprochen; man läßt kein Mittel unversucht meine Absichten zu vereiteln; je mehr ich mir's angelegen seyn lasse, die gute Sache in Aufnahme zu bringen, desto heftiger toben meine Feinde; nur Wenige haben Muth genug auf meine Seite zu treten und sich öffentlich als Bekenner meiner Lehre zu zeigen. Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.

Meine angehende Kirche wird einem Senfkörnlein gleichen; sie wird in ihrem Entstehen klein seyn, und sie wird sich nur allmählig durch den Beitritt fremder Völker erweitern. Die Juden, meine Landsleute, denen die Lehre des Heils zuerst zugedacht war, hören mich nicht, meine Einladung an sie, meiner Religionslehre beizutreten, die Erstlinge meiner Kirche zu seyn, wird von den Wenigsten angenommen. „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt.“

Sehet da, das ist der Sinn dieser merkwürdigen Worte Jesu, worüber sich schon so viele vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Durch das Gastmahl wollte Jesus die Anstalt bezeichnen, die er aus höherm Antrieb zur Beglückung der

Menschen traf, die Stiftung seiner Kirche. Die eingeladenen Gäste waren vorzugsweise die Juden. Aber die meisten derselben weigerten sich unter allerlei Vorwänden dem an sie ergangenen Rufe zu folgen. Ja, sie giengen in ihrer Blindheit und in ihrem Starrsinn so weit, daß sie sogar diejenigen feindselig behandelten und tödteten, durch welche dieser Ruf an sie ergieng. Der Erfolg war: Gott überließ die Verstockten ihrer Blindheit, und Jesus sammelte sich eine Kirche aus Heiden und fremden Völkern, bei welchen bisher die Abgötterei herrschende Religion war, und so bewahrheitete sich der Ausspruch: „die Ersten werden die Letzten seyn und die Letzten die Ersten.“

Hüten wir uns also, daß wir den Worten Jesu: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt,“ nie eine weitere Ausdehnung geben, als ihnen nach dem Sinne Jesu zukommt. Diese Worte sagen nicht, daß nur gar Wenige in den Himmel kommen, und daß die meisten von Gott verstoßen werden. Ein so hartes und menschenfeindliches Urtheil floß nie über die sanften Lippen Jesu, dessen Worte stets Liebe athmeten; er stellte uns Gott immer unter dem lieblichen Bilde eines Vaters vor, und ein guter Vater verfährt nicht so hart gegen seine Kinder. Selbst wenn sie ausarten, fehlt es seiner Vorsehung nicht an Mitteln sie an's hohe Ziel ihrer Bestimmung zurückzuführen. Es wäre entehrend für die Gottheit, wenn wir denken oder annehmen wollten, bei den wenigsten erreiche sie das Ziel, wozu sie ins Daseyn gerufen wurden. Eine göttliche Bestimmung zur Verworfenheit ist doch wohl nicht gedenkbar; sagt doch Jesus selbst: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.“ Wenn Gott so gut ist, wäre es nicht lieblose Anmaßung, wenn wir uns über andere Menschen und wohl gar über ganze Völkerschaften zum Richter aufwerfen wollten? Ist denn nicht in jedem Volke, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm? ist denn der Menschen Heil an Meinungen und Gebräuche gebunden? und sollen wir den Glauben an die Besserung des Sünders verlieren? kam denn nicht Jesus in die Welt zu suchen, was verloren war? — Und angenommen auch, daß die Religion jetzt sehr in

Verfall gekommen ist, und daß Unordnung und Sittenlosigkeit mehr als je an der Tagesordnung sind, kann uns darum eine solche Wahrnehmung zu einem so harten Urtheile berechtigen? — Nein doch! lassen wir ihn nicht aufkommen in uns den trüben, unfreundlichen, trostlosen Gedanken, daß die Mehrzahl der Menschen von Grunde aus verdorben sey, und daß die wenigsten selig werden! Es giebt überall noch viele gute und fromme Menschen, Menschen, die Gott mit redlichem Herzen suchen.

Es ist freilich wahr, daß unsere Seligkeit Etwas ist, das sich mit keinem Leichtsinn verträgt, sondern mit vollem Ernst und mit aller Kraftanstrengung bewirkt seyn will. Dahin zielen ganz sicher die Worte Jesu: „ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet," so wie die Worte seines Apostels: „wirket eure Seligkeit mit Furcht und Zittern." Daraus folgt aber keineswegs, daß wir unserer Seligkeit wegen gar zu ängstlich seyn sollen. Reine Gottesliebe verbannt aus dem menschlichen Herzen die Furcht und Verzagtheit. Zu übertriebene Aengstlichkeit ist der Tod des christlichen Frohsinns, und erzeugt oft unheilbare Gemüthskrankheiten, neben welchen die Gott gefällige Tugend nicht gedeiht. Die christliche Tugend ist nicht finster und mürrisch; sie fordert zwar Ernst, aber nicht knechtische Aengstlichkeit, welche nur Verwirrung ins Gemüth bringt. Im Gebiethe der Gott gefälligen Tugend entscheiden nicht schöne, äußerliche Handlungen, die oft eine Frucht der Heuchelei und des Eigennutzes sind; es entscheiden da nicht einzelne Handlungen der Andacht, welche oft aus der gleichen trüben Quelle fließen, oder die Wirkung einer geistlosen Gewohnheit sind. Hier entscheidet etwas ganz Anderes, etwas, das dem Aermsten wie dem Reichsten gemein seyn kann, und ohne was die schönste Handlung ihren Werth verliert; es entscheidet hier Reinheit des Herzens, Güte der Absicht und der Vorsatz seine Pflicht zu thun. Wer immer auf das sieht, was recht ist, und es freudig vollbringt, wer bei allem, was er unternimmt, Gott vor Augen hat, wer bereit ist der Pflicht Alles, auch das Liebste, aufzuopfern, und damit ein wohlwollendes, menschenfreundliches Herz verbindet, dem darf vor der

Zukunft nie bange werden; er trägt die Versicherung seiner Seligkeit in seinem Herzen. Er bringt den Himmel mit sich hinüber.

Wenn wir die Worte Jesu: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt," so nehmen, so werden wir uns nicht ferner beunruhigen. Und wozu soll endlich das Grübeln dienen, ob viele in den Himmel kommen? Handle Jeder als Christ, und überlasse dann getrost sein künftiges Schicksal seinem Vater im Himmel, der auf verschiedenen Wegen seine Kinder zu sich ruft. Der Starrsinn, mit dem sich die meisten der Zeitgenossen Jesu seiner Einladung zum Christenthum widersetzten, stehet mit unserer Seligkeit in keiner Verbindung, und darauf einzig beziehen sich die oben angeführten Worte: „Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt." Jesus wollte damit nichts weiter sagen, als: der Ruf zum Christenthum ergieng an mein ganzes Volk; diese Wohlthat war vorzugsweise meinen Landsleuten zugedacht; allein die wenigsten achteten auf diesen Ruf, die Mehrzahl sträubte sich gegen die Annahme meiner Lehre, und ich predigte fast überall tauben Ohren. Die einzige Warnung liegt für uns in diesen Worten: daß wir ja unser Herz nicht verhärten, wenn Gott auf was immer für eine Weise an dasselbe spricht. Wie oft und auf mannigfaltige Weise fühlen wir uns zur Besserung aufgefordert?

O, dann laßt uns nicht harten verstockten Herzens seyn, sondern willig zu folgen dem Rufe der Liebe zum Heil.

Ringet ernstlich, Menschenkinder,
Ringt nach eurer Seligkeit!
Bauet nicht, wie freche Sünder,
Nur auf dieses Lebens Zeit!
Sondern schauet über euch,
Ringet nach dem Himmelreich,
Und bemühet euch auf Erden,
Wie ihr möget selig werden.

Gotter.

171.

Religionssachen, ob stets beim Alten?

Still weht ein Geist im Weltall hin, gestaltend
Nach ew'gen Urgesetzen, Raum und Zeit,
Dem Moder weihend alles, was veraltend
Zusammenfällt, belebend, was gedeiht;
Des Sonnenlichts allmähliger Verbreiter,
Indeß sich Thoren heiser schrei'n: „Nicht weiter!“

Wessenberg.

Jesus kam in die Welt und predigte eine Lehre, die sich durch ihre innere Güte und seligen Folgen hinlänglich rechtfertigte. Allein die Juden klebten so fest an ihrer mosaischen Verfassung, die sie unabänderlich glaubten, daß sie ihm durchaus kein Gehör geben wollten, wenn er seine himmlische Sendung nicht durch Zeichen und Wunder bestätigte. Jesus that es bei verschiedenen Gelegenheiten, er gab Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Kranken die Gesundheit, und sogar Todten das Leben; aber auch dadurch konnte er das Vorurtheil dieses starrsinnigen Volkes wider sich nicht gänzlich vernichten. Vergebens sagte er ihnen, er sey Gottes Abgesandter: der Zweck seines Hierseyns sey Begründung eines geistigen Reiches der Wahrheit und Tugend, das er in den Herzen der Menschen errichten wolle: daß dadurch das mosaische Gesetz aufgehoben sey, daß die israelitische Kirchenverfassung nun ein Ende habe, daß mit dem eigentlichen Judenthum das Christenthum gar keine Gemeinschaft haben könne und dürfe. Je mehr und stärker er auf Scheidung des Geistes und Buchstabens drang, desto größern Widerspruch fand er; überall stand ihm das tief gewurzelte Vorurtheil im Wege: daß es in Religionssachen immer beim Alten bleiben müsse.

Wie einstens die Juden, so denken immer noch viele; ja die meisten Christen, gegen jede Abänderung, wenn sie noch so zweckmäßig ist, erheben sie ihre Stimme. Es ist also wohl der Mühe werth, über das Vorurtheil: daß es in Religionssachen immer beim Alten bleiben müsse, eine Untersuchung anzustellen, und insbesondere zu erwägen: in wiefern dieses

Vorurtheil Grund habe; in wiefern es aber auch so irrig als schädlich sey.

Die Religion ist etwas so wichtiges, daß man es keinem Menschen verdenken kann, wenn er gegen jede Neuerung im Gebiethe der Religion mißtrauisch ist. Es verräth in Wahrheit so viel Unwissenheit als Leichtsinn, wenn man sich sogleich von jeder neuen Lehrmeinung, Lehrart und Zeremonie einnehmen läßt, und geneigt ist, sie gegen seine bisherigen ohne Bedenken einzutauschen. Aber auf der andern Seite ist es doch auch zu weit gegangen, wenn man jede neue Meinung ungeprüft verwirft; wenn man in allen Dingen, die nur in einiger Beziehung auf Religion stehen, sich auf Herkommen und Alterthum beruft, und Alles so gehalten wissen will, wie es die gottseligen Vorfahren angeordnet und viele Jahre lang beobachtet haben.

Daß nun das die Denkart der meisten sey, wer mag es läugnen? — Was sie in ihrer Jugend als Glaubenssache etwa auswendig gelernt haben und noch zur Noth herzusagen wissen, oder wovon sie noch eine dunkle Erinnerung haben, das soll auch ihren Kindern mit eben den Worten und auf eben die Art beigebracht werden; Lehr- und Gebethbücher, mit denen sie einmal bekannt sind, sollen immer beibehalten, damit soll gar keine Veränderung gemacht werden; Gebräuche, die sich aus alten Zeiten herschreiben, sollen unabänderlich erhalten und niemal umgeformt werden, so sehr es auch die Zeitbedürfnisse erheischen. Wer darin das Geringste abändert, den betrachten sie als einen Feind ihres Glaubens und ihrer Seligkeit. Ihre beständige Einrede ist: sie und ihre Vorfahren hätten sich bei dem Hergebrachten noch immer wohl befunden, und dabei müsse es bleiben.

Aber, ist so eine Meinung nicht offenbares Vorurtheil? — Bei keiner Sache, auf die man sonst einen Werth legt, sieht man einzig darauf, ob sie alt oder neu, sondern ob sie an sich selbst gut und nützlich sey. Alles Alte war einstens neu, und alles Neue wird wieder alt werden; das Beste bleibt immer, was den Zeit- und Ortsbedürfnissen am angemessensten ist, und Tugend und Frömmigkeit am meisten in Aufnahme

bringt; und man muß niemal eher über eine Sache absprechen, als bis man sie von allen Seiten bedächtig untersucht hat.

Selbst die Religion, so unabänderlich ihre Grundlehren sind, bedarf einer fortgehenden Untersuchung, wenn sie Sache der Ueberzeugung seyn und wohlthätig auf Herz und Wandel wirken soll. Wer da durch Vorspiegelung scheinbarer Gefahren die Denkkraft des Menschen fesseln will, kränkt seine angebornen Menschenrechte, und vereitelt Gottes Absicht, der dem Menschen Vernunft zum Denken und Forschen gab.

Ist eine Lehre gegründet, und ist es unverkennbar, daß ihre Annahme und Behauptung einen wesentlichen Einfluß auf die Sittenverbesserung und Glückseligkeit der Menschen hat: so kann es ja nicht schaden; im Gegentheil ist es sehr heilsam, wenn ihre Untersuchung immer wieder vorgenommen und so eifrig betrieben wird, als ob damit noch nie recht wäre angefangen worden. Es wird sich auf diese Art die Wahrheit und Wohlthätigkeit der Sache immer mehr ausweisen und Jedem um desto deutlicher in die Augen fallen. Ist aber ein Lehrsatz wirklich unstatthaft; läßt sich sogar das Gegentheil aus sichern Gründen erheben, wer soll sich da nicht freuen, wenn endlich durch genaue Untersuchung und Prüfung der Irrthum enthüllt, der Kreis unsers Wissens erweitert wird? —

Der menschliche Verstand muß auch bei entschiedenen Wahrheiten immer noch in Uebung erhalten werden, widrigenfalls würde er allmählig selbst die Gründe für diese Wahrheiten verlieren, oder doch ganz gewiß ihr Gewicht nicht mehr so stark fühlen. Das Christenthum fordert vernünftigen Gottesdienst; es schärft uns Anbethung Gottes im Geist und in der Wahrheit ein; und der hl. Apostel Paulus sagt ganz ausdrücklich: „Prüfet Alles, und behaltet das Gute.“ Es wäre wahrlich ein schlimmes Zeichen, wenn irgend ein Lehrsatz nicht öffentlich zu Jedermanns Prüfung ausgestellt werden dürfte.

Man untersuche also jede Religionslehre immer aufs Neue wieder, um eben dadurch zum lebendigen Gefühl der beruhigenden großen Wahrheit zu gelangen, daß es mit dem, was eigentlich zur Lehre Jesu gehört, immer beim Alten bleiben müsse.

Der hohe Zweck dieser Lehre ist sittliche Besserung des Menschen, und überhaupt alles, was denselben in dieser und jener Welt beglücken kann. Durch Annahme, Beobachtung und Zueignung der Lehre Jesu sollen wir bessere Menschen werden; durch sie wird uns der Weg bezeichnet, auf dem wir zu Gott gelangen können. Das ist der unveränderliche Grund, auf welchem das christliche Religionsgebäude ruht. Wehe jedem, der es wagen wollte, einen andern Grund zu legen.

Aber so unveränderlich der Grund ist, den Jesus legte, so kann doch, wie sich der Apostel ausdrückt, Jemand auf diesem Grund bauen, „Gold, Silber, Edelstein, Holz, Heu, Stopeln," so ist's doch möglich, wollte er sagen, daß die Religion Jesu durch menschliche Lehrmeinungen und Lehrarten, Schrifterklärungen und geistlose Gebräuche entstellt und unkenntlich gemacht werde. Die Lehre Jesu und seiner Apostel muß nämlich nie mit den Vorstellungsarten der Menschen verwechselt und als ein unzertrennliches Ganze angesehen werden. Lehre Jesu und seiner Apostel ist Alles, was in dem eigenen Unterrichte derselben klar enthalten, und von ihnen als Grundsatz aufgestellt und vorgetragen ist. Manche ihrer Aeußerungen sind zufällig und Zeit- und Ortsumständen angepaßt, und sie würden zuverläßig manches anders gelehrt und vorgetragen, befohlen oder verbothen, angeordnet und verfügt haben, wenn sie zu andern Zeiten gelebt, und unter andern Verhältnissen als Religionslehrer aufgetreten wären. Manche ihrer Lehren wurden auch in der Folge von den Menschen unrichtig aufgefaßt, die nach ihrer Vorstellungsart verschiedene Lehrsätze hinzu fügten, welche Jesu und seinen ersten Schülern fremd seyn würden. Sache und Form, Lehre und Lehrart, Urstoff und Zuwachs, Kleid und Zuschnitt müssen nie vermengt werden. So unabänderlich Ersteres ist, so sehr ist das Zweite dem Wechsel unterworfen.

Mag eine Lehre noch so einfach und klar seyn, so läßt sich doch niemal eine völlige Einheit in der Vorstellungsart erzwingen. Dieses streitet sowohl wider die Natur des menschlichen Geistes, als wider die Natur der Sache selbst. So lange Menschen über Religionsangelegenheiten gedacht haben, haben sie auch

verschieden darüber gedacht, und nach Verschiedenheit ihrer natürlichen Fähigkeiten, ihrer erworbenen Kenntnisse, ihrer Gesinnungen und Absichten, ihrer ehemaligen und jetzigen Verhältnissen, und nach Verschiedenheit des Standpunktes, aus welchem sie die Sache ansahen, mußten sie nothwendig verschieden darüber denken.

Das nämliche gilt von den Schrifterklärungen. Die Schrift selbst ist wahr und nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung: aber der Mensch, der sie auslegt, der den Sinn des göttlichen Buchstabens entwickeln will, kann sich irren, kann einen ganz falschen und in der Anwendung schädlichen Sinn herausbringen, denn sein Wissen ist Stückwerk. Wie oft hascht der Mensch nach dem todten Buchstaben, und läßt den lebendigen Geist der göttlichen Lehre fahren? wie oft legt er in die Worte der Schrift einen Sinn, der den Verfassern fremde war? wie oft findet er darin etwas, einzig weil er es finden wollte?

Wenn nun aber bei der anerkannten Göttlichkeit der Lehre Jesu alle menschliche Lehrformen immer noch unvollkommen sind, wer wird sich darüber aufhalten, wenn bei der fortgehenden Kultur des Menschengeschlechtes hier und da nach dem Bedürfniß der Zeit und des Orts heilsame Verbesserungen vorgenommen werden? wenn eine bessere Lehrart beim öffentlichen Religionsunterricht, wenn geistvollere Gebräuche bei feierlicher Gottesverehrung, wenn zweckmäßigere Lehrbücher für die Jugend, wenn kräftigere, gehaltreichere Gebethe bei den frommen Versammlungen der Glaubigen eingeführt werden? wer wird sich darüber aufhalten, wenn die Anzahl der Festtage beschränkt wird, weil sie Veranlassung zu Ausschweifungen waren? wenn man Mißbräuche abwürdiget, die ihren Ursprung aus dem Heidenthum ableiten? wenn man, um dem Verfall der Religion und der Sittlichkeit vorzubeugen, solche Veränderungen trifft, welche ganz dem Geist der Lehre Jesu entsprechen? wer wird sich darüber aufhalten, wenn endlich diejenigen, die da gesetzt sind die Heerde Jesu zu weiden, daran denken, unsern öffentlichen Gottesverehrungen und den damit genau verbundenen kirchlichen Gebräuchen eine dem Bedürfnisse der Zeit und der Würde der Religion selbst angemessenere Einrichtung und über-

haupt mehr Gemeinnützigkeit zu geben? wenn sie den Zweck wahrer Gottesverehrung, Erbauung des christlichen Volkes, mehr im Auge haben, und die erhabenen Religionshandlungen, die doch hauptsächlich des Volks wegen verordnet sind, auf eine solche Art vornehmen, daß Alles, was da vorgeht, sogleich von einem Jeden erkannt und verstanden wird? wenn sie bei der Taufe, wo den anwesenden Christen so viel Schönes von Herzensreinigkeit, von Entsagung alles unheiligen Wesens, von dem rechten Christensinne gesagt werden kann; bei Begräbnissen, wo gewöhnlich der Zuschauer eines stärkern Eindrucks von der Fortdauer der Seele empfänglich ist; bei den Einsegnungen der Ehen, wo sich so viel schönes und wichtiges zur Beherzigung vorlegen läßt; beim ersten Kirchgange der Weiber nach ihrem Wochenbette, wo eine Ermahnung an die Mutter zur Dankbarkeit gegen Gott und zur treuen Fortsetzung ihrer Mutterpflichten so wohl angebracht ist, bei der Abendmahlsfeier, wo in dem Herzen die edelsten Empfindungen geweckt werden können, wenn sie da den guten Willen und die Entschlossenheit haben, eine Sprache zu beseitigen, die längstens schon aufhörte Volkssprache zu seyn? — Klar liegt es vor Augen, so lange Zeremonien und andere kirchliche Anstalten getrennt bleiben vom Zwecke einer belehrenden Erbauung, sind sie bloße Schaugerichte, über die der Leichtsinnige spottet, und der Denker die Achsel zuckt.

Nur der Unverständige, der selbst nicht weiß, was Religion ist, der das Wesentliche und Zufällige in derselben nicht unterscheiden kann, und der sich lieber an die Form als an die Sache hält, erregt bei solchen Abänderungen ein blindes Geschrei. Der wahre Tugendfreund freut sich dagegen, daß man auch hierin mit dem Geiste der Zeit fortschreitet, und das Gewand der Religion den Fortschritten der Menschheit anpaßt, deren Veredlung Zweck aller Religion ist. Nur in einem Lande der Wilden und Barbaren kann man alles Neuere, obgleich Bessere, untersagen, die Christen aber sollen stets frischen, lebendigen Geistes seyn und fortschreiten zu immer höherer Vollkommenheit. Wir wollen also vertrauend auf den stets unwandelbaren Grund der Christenreligion zugleich an eine fort-

daurend verbesserte Anwendung derselben in dem Leben und auf dasselbe glauben. Wir wollen das Christenrecht, die Geistesfreiheit, weder selbst aufgeben, noch bei andern bestreiten, und uns hüten, die blinde Macht des Aberglaubens dadurch zu verstärken, daß wir auf seine Seite tretend die Form gleich dem Wesen, die Gebräuche gleich dem Kern der Religion achten, und über Abschaffung von religiösen Mißbräuchen eifern und Streit erregen, als wäre die beseligende Wahrheit selbst in Gefahr. Blindes und knechtisches Halten an dem Aeußerlichen, an dem Schein und Althergebrachten und eine Scheu vor Freiheit, Kraft, Bewegung und Leben ziemt nicht dem Christen, sondern dem Juden, dem Dümmling und dem Heuchler.

Gleich dem ungesunden Nebel
Wogt der Aberglaube aus der Nacht,
Und umwölkt die reine Himmelsklarheit,
Die sie aus der Höhe mitgebracht.
Mißgestalten wallen aus der Tiefe
Und die edle Einfalt geht zu Grab.
Kleinigkeiten schweben auf der Höhe,
Und das wahre Große sinkt hinab
Wahrheit und Vernunft wird unterdrücket
Und die Thorheit feiert ihren Sieg;
Feuerbrände fliegen von Altären
Und die Menschenliebe wird zum Krieg.
Ach! was hat das arme Herz gewonnen,
Wenn der Friede traurig untergeht?
Und wie kann der freie Geist sich heben,
Wenn des Unsinns grause Fahne weht?
Die Vernunft wird ohne Freiheit dunkel,
Gleich der Lampe, die kein Zufluß nährt,
Und das Leben, ohne Licht und Wärme,
Gleicht dem Wind, der über Stoppeln fährt.
Vater, dem wir unsre Hände falten,
Ach, beseele alle deine Kinder,
Deren Herz es gut und redlich meint!
Ach, erleuchte alle deine Menschen
Die vor dir ein heil'ger Bund vereint.
Daß sie dich im Geist und Wahrheit ehren,
Auf ihr Herz nicht auf Gebräuche sehn;
Daß sie auf der freien Bahn des Glaubens
Nichts bestreiten, was sie nicht verstehn;

Nicht verfolgen, wo der Himmel duldet,
Nicht verdammen, wo die Gottheit schweigt.

Witschel.

172.

Todesart, Zeit, Folgen.

Immer näher kommt das Grab,
Flügelschnell entfliehn die Stunden;
Meines Lebens Kraft nimmt ab,
Ist, wie bald vielleicht! geschwunden,
Und sie senken meine Staub
In die Gruft, des Moders Raub.

Ob, eh' ich den Morgen seh,
Schon des Lebens Tacht verglimmet,
Ob des Alters steilste Höh,
Doch vielleicht mein Fuß erglimmet,
Keine Stimme sagt es mir,
Herr, es steht allein bei dir.

Doch sey nah, sey fern mein Ziel:
Was ich glaubte, werd' ich schauen;
Ein beseligend Gefühl
Stärkt das Herz mir mit Vertrauen.
Freudig folg' ich, stets bereit,
Wenn des Vaters Ruf gebeut.

Die Ereignisse der täglichen Erfahrung lehren uns: kein Alter, kein Stand in der Welt, keine Stärke des Geistes, keine Kraft des Körpers giebt uns Sicherheit vor dem Tode. Das Kind verläßt den Schauplatz des Lebens oft schon wieder, bevor es die Reitze des Lebens kosten konnte; der Jüngling sinkt oft in der schönsten Blüthe seiner Jahre in's Grab; der Mann wird oft vom Tode eingeholt, während er im Gefühl von Lebenskraft noch weite Plane für die Zukunft entwirft; der mächtigste Fürst muß endlich von seinem Throne herabsteigen und den Gesetzen des Todes huldigen. Es vergeht fast kein Tag, daß wir nicht in der Nähe oder aus der Ferne die Botschaft hören: auch dieser ist nicht mehr. Tausende läßt Gott täglich sterben, und auch unter uns ruft er Einen nach dem Andern von der

Erde ab. Ein Sarg wird nach dem andern bald aus diesem bald aus jenem Hause getragen, und auf dem Gottesacker beigesetzet.

Wem dringt sich da nicht sehr natürlich der Gedanke auf: wer weiß, wie nahe mir mein Ende ist? Wohl ist das ein ernsthafter und wichtiger Gedanke, aber doch nur dem unbußfertigen Sünder fürchterlich. Der Christ, den reiner Berufseifer durchglüht, zittert nicht vor dem Tode; er ist ihm Uebergang in's bessere Leben. Laßt uns zu unserer Erbauung bei diesem Gedanken länger verweilen. Eine Untersuchung über die Unwissenheit unseres Todes kann für uns Alle nicht anders als segensvoll seyn. Wer nie ans Sterben denkt, lernt auch nicht zu leben. Der Fall des Todes aber ist dreifach ungewiß; denn 1) ungewiß ist die Art unsers Todes. 2) Ungewiß die Zeit unsers Todes. 3) Ungewiß die Folgen unsers Todes.

Daß wir hinfällige Menschen sind, und gleich den Blumen des Feldes hinwelken, ist allgemeine Erfahrung; aber wann unsere letzte Lebensstunde schlagen werde, woran, wo und wie wir einst sterben werden, und was für Folgen unser Tod nach sich ziehen werde, das wissen wir nicht; darüber liegt ein Schleier, den das menschliche Aug nicht durchdringt.

Woran wir einst sterben werden, nein wahrlich, das wissen wir nicht; das ist Gott allein bekannt. Der Tod will freilich seine Ursache haben; aber welcher Mensch vermag es, diese mit Gewißheit vorher zu bestimmen, ehe der Tod wirklich eintritt? — Täuschend und unzuverläßig sind hierin die Urtheile der Menschen, auch der kundigsten Aerzte. Ein Mensch kann jahrelang mit einer gefährlichen Krankheit behaftet seyn, und wieder genesen; er kann die unheilbarste Schwindsucht haben, und inzwischen an Erstickung sterben; er kann munter und gesund seyn, und der Schlag trifft ihn beim Mittagessen. Der Tod findet so mancherlei Zugänge zum Menschen, daß es unmöglich ist, ihm auf die Spur zu kommen. Wir, die wir jetzt noch gesund und stark sind, die wir kein schleichendes Gift in unsern Adern fühlen, von dem wir zu fürchten hätten, es werde allmählig unsere Lebenskräfte aufzeh-

ren; wir, die wir keine Ausschweifungen begehen, die uns entnerven, und die uns dem Tode entgegen führen würden, wir können auch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit vorhersehen, was für Veränderungen in und mit unserm Körper vorgehen, und welche die letzte seyn werde, die seinen Bau zertrümmert. Ob dieser Leib, den ich jetzt noch gesund mit mir umhertrage, einst verdorrt und noch vor seinem Tode ein Gerippe wird; ob eine fliegende Hitze die Säfte desselben austrocknet, oder ob er aufschwillt von Wasser; ob die Schwindsucht mir das Leben allmählig sanft entzieht, oder ob mich Krebsschaden, Gicht und Steinschmerzen schrecklich zu Tode martern; ob diese Hand, diese Zunge, die sich jetzt noch hurtig bewegt, einst vom Schlagfluß gelähmt wird, oder ob dieser Hirnschädel durch einen Dachziegel zerschmettert wird, den ein Sturmwind aus der Höhe herab treibt; — wer kann mir das sagen, so sehr es mir auch darum zu thun seyn möchte, es vorher zu wissen? —

So wenig wir die eigentliche Ursache unsers Todes vorher bestimmen können: so wenig ist uns auch die eigentliche Beschaffenheit desselben vorher bekannt. Werde ich lange und heftig mit dem Tode ringen, ehe es ganz mit mir aus ist? wird kalter Angstschweiß meinen ganzen Leib bedecken, oder werde ich ruhig meine Hände zusammenfalten? werden an mir heftige Zuckungen sichtbar werden, oder werde ich mein Haupt sanft zur Seite legen, ohne daß mein Gesicht sich verzieht, oder ein klagender Laut aus meiner Brust sich hervordrängt? werde ich mit vollem Verstande sterben, so daß ich noch vorher meine Geschäfte in Ordnung bringen, noch auf mein Seelenheil ernstlich bedacht seyn, noch den Zuspruch meines Seelsorgers benutzen, noch deutlich an die nahe Ewigkeit denken, noch lebhaft meines Erlösers mich erinnern, noch mit Empfindung sein Andenken im heiligen Abendmahl feiern, noch mit Geistesgegenwart zu Gott bethen, noch meine weinenden Freunde beruhigen und mit Fassung ihnen das letzte Lebewohl sagen kann? — oder werde ich besinnungslos da liegen und irre reden? werde ich ohne Bewußtseyn den wichtigen Schritt thun in die Ewigkeit? Ach! das alles weiß ich nicht, und kein

Sterblicher ist im Stande, diese und ähnliche Fragen sich zu beantworten.

Und so weiß auch Keiner weder den Ort, wo, noch die Umstände, unter welchen er sterben werde. Ob reich oder arm; ob auf einem weichen Federnbette oder auf der harten Erde; ob im Vaterland oder an einem fremden Orte; ob unter Freunden, die seiner liebevoll pflegen, oder unter Unbekannten, die sich wenig um ihn bekümmern? ob auf offener Landstraße, angegriffen von Räubern, oder auf einem Spazierwege, getroffen vom Blitz? ob auf seinem Zimmer, durch eine gewöhnliche Krankheit erschöpft, oder auf dem Felde, durch einen unvorgesehenen Unfall hinweggerafft?

So ungewiß die Art unseres Todes ist, so ungewiß ist auch die Zeit desselben. Wann, wie früh oder wie spät unsere letzte Stunde schlagen, und wen von uns die Reihe zuerst treffen werde, das weiß Niemand. Gewöhnlich setzen wir diesen bedenklichen Zeitpunkt noch weit hinaus; wir glauben uns noch ferne vom Ziele, das unsere Laufbahn beschließt. Die Ursache ist: wir haben noch immer so viele Wünsche auf dem Herzen, die wir gern erfüllt sehen, oder so manche Sorgen, deren wir gern los seyn möchten; uns träumt noch immer von so vielen irdischen Seligkeiten und Freuden, auf die wir Anspruch zu haben glauben. Aber unsere Sorgen verlängern doch gewiß die Zeit unseres Lebens nicht; sie sind vielmehr dazu geeignet sie zu verkürzen. Dergleichen Wünsche und Sorgen sind Nebel, die uns das Ziel wohl verdunkeln können, aber dieses Ziel steht darum doch feste, und wir sind ihm vielleicht schon sehr nahe; vielleicht bedarf es nur weniger Schritte noch, und wir haben es erreicht. Die Alltagserfahrung lehrt, daß blühende Jünglinge, kraftvolle Männer, wie wankende Greise, zu Grabe getragen werden. Die Lebensdauer ist ungewiß; kein Mensch weiß, an welcher Stelle der Tod ihn einholen werde. Wer am Morgen gesund erwacht, kann nicht sagen, daß er den Abend noch erleben werde; wer am Abend fest und ruhig einschläft, kann nicht wissen, ob er noch am andern Morgen wieder erwachen werde. Wie lange wir noch mit- und untereinander leben werden, weiß Keiner. Gewiß ist es: Einer wird sich

nach dem Andern aus unserer Gesellschaft verlieren; Einer von uns wird dem Tode zuerst die Hand biethen, und Keiner weiß, ob nicht gerade er der erste seyn werde. Diesem wird dann bald wieder ein Anderer folgen. Binnen zwanzig Jahren ist schon der größte Theil von uns hinübergegangen, und nach fünfzig oder sechszig ist vielleicht kein Einziger mehr da. Dann sind wir vielleicht Alle schon an einem andern Orte, und hier sind dann unsere Nachkommen, und bethen über unsern Gräbern, bis auch sie wieder von einem andern Geschlechte verdrängt werden. Der Mensch hat hier keine bleibende Stätte; seine Lebenszeit steht in Gottes Hand, und Niemand weiß, wo diese an die Ewigkeit gränzt.

Auch die Folgen unseres Todes sind im Ganzen noch dunkel; erst die Zukunft setzt sie in's Licht. Oder, welcher Sterbliche vermag es zu übersehen, wie nachtheilig unser Lebensende auf andere Menschen, und zunächst auf unsere Angehörige wirken werde? welcher vermag es die Folgen zu berechnen, die sein Tod für ihn selbst in einer andern Welt haben wird? Zwar, und dafür sey Gott recht herzlicher Dank gesagt, in einer gänzlichen Ungewißheit in Beziehung auf die Zukunft leben wir nicht. Was wir schon nach Vernunft und Empfindung ahnen, wünschen und hoffen, aber nicht mit beruhigender Gewißheit wissen, das glauben wir als Christen. Wir sind als solche überzeugt: auf den Tod folgt keine Vernichtung; der Geist lebt ewig fort, und wird neu bekleidet in einer bessern Welt fortwirken. Wie aus dem Saamenkorn, das in Verwesung übergeht, eine schönere Frucht hervorkeimt, so wird sich aus unserm Körper ein anderer entwickeln, dem höhern Wirkungskreis angemessen, den die Vorsehung jenseits uns anweisen wird. Der Leib des Gerechten, des getreuen Bekenners der Lehre Jesu, des ächten Gottes- und Tugendfreundes, wird, wie sich der heilige Apostel Paulus ausdrückt, gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich; er wird gesäet in Niedrigkeit, und wird auferstehen in Herrlichkeit; er wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft. — Wir wissen als Christen: die Folgen der Gesinnungen und Neigungen, die einmal in unserer Seele herrschend geworden

sind, so wie die Folgen der von uns im Leben einzeln begangenen Handlungen dauern auch nach dem Tode noch fort, und begründen im andern Leben unser Glück oder Unglück. Was der Mensch säet, das wird er ärnten. Gott wird einem Jeden geben, was seine Gesinnungen und Thaten werth sind. So viel läßt uns das Christenthum von den Folgen unsers Todes wissen. So sehr das zureicht zu unserer Belehrung und Beruhigung: so wissen wir doch davon zu wenig noch, um unsere Wißbegierde zu befriedigen. Wohin eigentlich mein Geist im Tode gehen, in welcher Welt des großen Gottes er zu erst antreten, in welcher von den vielen Wohnungen im unermeßlichen Hause des himmlischen Vaters er einkehren; wie die Einrichtung der andern Welt beschaffen seyn, in was für Verbindungen, in was für neue Verhältnisse mein Geist da kommen, ob und wie er seine bisherige Verbindung mit dieser Unterwelt und mit den Freunden, die er da zurückließ, noch fortsetzen oder gänzlich abbrechen, welche Geschäfte er dort gleich vorfinden, zu welchen neuen Verrichtungen er sogleich nach der Ruhe von seinen irdischen Arbeiten übergehen; welche Vergnügungen und Seligkeiten er da genießen wird — wer kann mir alle diese Fragen befriedigend beantworten? wer weiß, ob ich nicht den Ort meines künftigen Aufenthaltes von Zeit zu Zeit verändern, und allmählig alle Wohnungen meines himmlischen Vaters durchwandern werde? — O, die Aussicht jenseits des Grabes verliert sich ins Unendliche, und noch ist unser Auge zu blöde, um über die Gränzen der Gegenwart hinauszusehen. Noch hat's kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, keines Menschen Verstand begriffen, was Gott denen bereitet hat, die ihn innig lieb haben, und freudig seinen Willen vollziehen.

Aber solche Gedanken und Betrachtungen sollen uns nicht niederschlagen und beunruhigen, nicht unsere Furcht vor dem Tode vermehren, sondern vielmehr heilsam belehren, beruhigen und ermuthigen sollen sie den Christen.

Wüßten wir hier alles schon zum voraus, wahrlich wir würden darin wenig Beruhigung finden, und das Leben würde wenig Reitz mehr für uns haben. Bei der geringsten Veranlassung würde der Gedanke an unsere Todesart und Todesstunde

uns ergreifen, und alle frohen Empfindungen niederschlagen; bei der fröhlichsten Mahlzeit würde uns das Bild des Todes vorschweben, und unser Herz mit Schwermuth und Bangigkeit erfüllen; wir würden uns nie mehr mit den Unsrigen herzlich freuen können. Die Ungewißheit des Todes ist für unser Geschlecht unverkennbare Wohlthat; nur müssen wir diese zu benutzen wissen. Wissen wir die Ursache unseres Todes nicht vorher, so wollen wir uns hüten, daß wir nicht selbst an unserm Tode schuld werden; wir wollen uns vor Allem in Acht nehmen, was unsern Tod beschleunigen und unser Leben verkürzen könnte; wir wollen uns vor allen Dingen vor Unmäßigkeit und ähnlichen Lastern und Ausschweifungen bewahren. Wissen wir die Zeit unsers Todes nicht, so wollen wir uns stets darauf gefaßt halten, daß er uns nicht unbereitet überfalle. Können wir endlich nicht alle Folgen unseres Todes berechnen, so wollen wir noch bei unsern Lebzeiten dahin sehen, daß für die Unsrigen nach unserm Tode gesorgt sey, und daß es uns selbst in der Ewigkeit recht wohl gehe. Mit einem Wort: wir wollen gut leben, damit wir gut sterben. Wir wollen den Tod als Uebergang ins bessere Leben betrachten, und unseres künftigen Zustandes uns freuen. Sterben ist dem wahren Christen Gewinn, und der Gedanke an seine künftige Auflösung erhebt seinen Geist und erheitert sein Gemüth. Er ist durch den Glauben überzeugt, daß sein Lebensende an die selige Ewigkeit gränzt, und er freut sich seiner baldigen Vereinigung mit Jesus, seinem Heilande.

Verschiebe niemals deine Pflichten!
Was jetzt zu thun du schuldig bist,
Denk' nicht erst morgen auszurichten!
Wer weiß, ob's morgen möglich ist,
Mensch, dieser Augenblick ist dein,
Der nächste wird's vielleicht nicht seyn.

Entziehe dich dem Weltgetümmel!
Hier ist der Kampf, dort ist die Ruh'.
Dein Wandel, Seele! sey im Himmel,
Du eilst dem bessern Leben zu;
Nach einer kurzen Prüfungszeit,
Erwartet dich die Ewigkeit.

v. Hippel.

173.

Erkenntniß der Wahrheit.

Dir Quell des Lichts, dir Seligkeit,
Dankt unser Geist das Ringen
Nach Wahrheit und Vollkommenheit.
Zu dir sich aufzuschwingen,
Das sollt' allein sein Streben seyn;
Drum gab ihm deine Liebe
Verstand und edle Triebe.

Gesundheit und manche andere Güter des Lebens sind zwar hochschätzbare Güter, aber doch ist die Erkenntniß der Wahrheit oder die Einsicht in den Zweck und die Bestimmung des menschlichen Lebens noch mehr werth als sie. Diese biethet uns die Religion an, welche die trefflichste Anweisung zum vernünftigen, weisen und glücklichen Leben ist. Christus hat während seines Erdenlebens die Güter beiderlei Art in reichlichem Maaße ausgebothen. So ward z. B. dem königlichen Staatsbeamten durch Jesus beides, die größte irdische Wohlthat, und das höchste geistige Gut zu Theil, und das letztere mußte ihm, bei Vergleichung, ungleich wichtiger seyn. Denn obgleich das Leben und die Gesundheit eines Sohnes oder eines Kindes überhaupt für das Herz eines Vaters ein kostbares Geschenk ist, so ist doch die gute Anwendung des Lebens und der Gesundheit ein noch viel größeres Geschenk, welche blos durch richtige Erkenntniß des Lebenszwecks möglich ist. Denn ein Sohn, eine Tochter, die nicht vernünftig zu leben wissen, machen nicht nur sich selbst unglücklich, sondern auch gewißermaßen den Vater und sein ganzes Haus, und mit ihm auch viele andere Menschen, mit welchen jene in Verbindung kommen, so, daß es besser wäre, kein Kind zu haben, als ein solches, das nicht vernünftig zu leben weiß.

Ueberall ist die Erkenntniß der Wahrheit das wichtigste Gut, das man sich nur wünschen kann. Denn dadurch lernt man weise handeln, vernünftig leben, das Böse meiden und das Gute thun, und sein zeitliches und ewiges Glück gründen. Dadurch wird man mit sich selbst und mit allen Schickungen

zufrieden, und in den Stand gesetzt, sich in Unfällen zu fassen, das Mißgeschick mit männlichem Muthe zu ertragen, und im Glück sich zu mäßigen, und seine Begierden im Zaum zu halten.

Auf welchen Wegen gelangen wir aber zur Erkenntniß der Wahrheit? oder: welches sind die Mittel, durch welche uns die Vorsehung dazu leitet?

Der erste Weg, auf welchem uns die Vorsehung zur Erkenntniß der Wahrheit führt, ist der Weg der Erfahrung, oder derjenigen Vorstellungen, die wir durch die Sinne erlangen. Dieß ist die erste und allgemeine Schule des Unterrichts, woraus alle Erkenntniß des Menschen entspringt. Denn diese wird uns nicht angeboren, wir bringen sie nicht mit in die Welt. Die Natur beschenkt uns blos mit Fähigkeiten zur Erkenntniß, und führt uns gleich beim Eintritt in die Welt eine Menge von Gegenständen vor die Sinne, an welchen sich diese Fähigkeiten üben können, und durch deren Vorstellungen die Seele einzelne Begriffe erhält, die sie sammelt, ordnet und verbindet, und dadurch sie sich zu allgemeinen Begriffen vom Ganzen, von Ursach und Wirkung, von Ordnung und Zusammenhang, von der Welt erheben, und zu der Vorstellung eines unsichtbaren Schöpfers und Urhebers der Dinge sich emporschwingen, ihre Abhängigkeit von ihm erkennen, seine Vollkommenheiten und Werke bewundern, auf seinen Willen schließen, und allgemeine Gesetze für sich und alle übrigen vernünftigen Wesen herleiten kann. In dieser Schule der Erfahrung haben wir Alle gelernt. Schon in den ersten Jahren sammelten wir uns in dem kleinen Wirkungskreise unsers Lebens Begriffe, vermehrten sie mit jedem Jahre durch Aufmerksamkeit und Nachdenken über Alles, was uns vorkam. Und je vertrauter wir mit der Natur und ihren Werken, mit den Ereignissen der Welt, mit dem Leben und der Geschichte der Menschen und mit uns selbst und unserer eigenen Geschichte wurden, desto mehr wuchs unsere Erkenntniß, desto mehr lernten wir Wahrheit, und erhoben uns zu würdigen Begriffen von Tugend und Pflicht, von Gott und Religion. Welch ein weiser Gang der Vorsehung, die uns vom Sichtbaren

zum Unsichtbaren, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen und von den Geschöpfen zum Schöpfer führt, und uns so zur Erkenntniß der Wahrheit leitet! Die Natur ist das große Buch, in welchem alle Menschen lesen und erhabene Wahrheiten finden können. Sie ist der große Tempel, in welchem alle Nationen und Völker sich umsehen, und die herrlichen Denkmäler der göttlichen Macht, Weisheit und Güte bewundern können, wo sie von einer Erkenntniß zur andern sich erheben, und auf der großen Stufenleiter der Dinge endlich bis zur Erkenntniß religiöser Wahrheiten sich emporschwingen. Außer dieser äußern Erfahrung giebt es auch eine innere, oder Vorstellungen von den Veränderungen, die in unserer Seele vorgehen, wodurch wir zu sittlich religiösen Begriffen gelangen, wovon die Grundzüge in unserer Vernunft und in unserem sittlichen Gefühle liegen. Diese göttliche Natureinrichtung enthält für uns das Geboth und die Mahnung: seyd auf alles aufmerksam, was sowohl außer als in euch vorgeht, auf alle Werke der Schöpfung, auf alle Begebenheiten der Welt, auf alle Veränderungen eurer Gedanken, Gefühle, Neigungen, Gesinnungen und Entschließungen, und durchlauft den ganzen Kreis eurer Erfahrungen, und benutzt jede Gelegenheit eure Erkenntniß zu vermehren. Denket über Alles nach, und trachtet immer weiser und verständiger zu werden. Doch sollen wir mit dem Weg der Erfahrung auch jenen des Unterrichts verbinden, auf welchem uns die Vorsehung gleichfalls zur Erkenntniß der Wahrheit leitet. Wäre jener der einzige, so würden die Menschen nicht alle, oder doch erst spät zu dieser Erkenntniß kommen. Denn man weiß schon, wie unachtsam die Menschen sind, man kennt schon ihre Trägheit zum Nachdenken, und ihre baldige Ermüdung und Nachlassung in Erforschung der Wahrheit, ihre täglichen Zerstreuungen, Sorgen, Geschäfte und Vergnügungen. Darüber vergessen sie das Aufmerken und Nachdenken. Die Vorsehung verband also weise mit dem Wege der Erfahrung den Weg des Unterrichts. Was ein Mensch nicht weiß, wissen mehrere, was der Eine nicht versteht, versteht der Andere, und die Lust und Neigung, die diesem mangelt, kann jener erwecken. So biethet also ein Mensch dem andern seine Kenntnisse und Erfah-

rungen an, und heftet das Auge des Andern auf gewisse Gegenstände, die er außerdem nicht bemerkt haben würde, macht sie ihm wichtig, und vermehrt dadurch den Schatz seiner Erkenntniß, und führt ihn immer weiter. Wie viel verdanken wir nicht schon unsern Eltern, die uns manches lehrten, und uns auf manches aufmerksam machten! wie viel unsern ältern Geschwistern, mit denen wir aufgewachsen sind! wie viel andern erfahrnen und einsichtsvollen Menschen, mit denen wir in Verbindung kamen! wie noch mehr unsern Lehrern, die nach aufhabendem Beruf sich's angelegen seyn ließen, unsern Verstand und unser Herz zu bilden!

Vorzüglich ist der öffentliche Religionsunterricht für alle Klassen von Menschen wichtig, für die Weisen und Unweisen, für die Gebildeten und Ungebildeten, für die Gesitteten und Ungesitteten, für die Gut- und Schlechtdenkenden. Jeder kann hier seine Erkenntniß vermehren und verbessern, seine Gesinnung veredeln, seine Sitten verschönern. Die Lehre Jesu, welche vorgetragen wird, ist so ganz aus dem Innern der menschlichen Vernunft und des Herzens geschöpft, lehrt uns Gott von einer so schönen und liebenswürdigen Seite kennen, stellt uns unsere Pflichten und Hoffnungen so lebhaft vor, und ermuntert und beruhiget uns auf eine so mannichfaltige Art, daß der ein Feind von sich selbst seyn müßte, der diesen Unterricht verschmähen wollte. Religionsunterricht ist ein wahres Geschenk der Vorsehung. Möchten wir doch dankbar seyn und ihn benutzen, so oft wir dazu Gelegenheit haben! Möchte doch jeder Vater und jede Mutter ihre Kinder belehren, und sie fleißig dahin schicken, wo man sich so viele Mühe giebt ihre Religionskenntnisse zu vermehren und zu berichtigen! Möchten sie selbst noch jede Gelegenheit des Unterrichts benutzen, und mit ihrem Beispiele ihre Untergebenen erbauen! Möchten überhaupt Alle und Jede, in welchem Lebensalter sie auch stehen mögen, lern- und wißbegierig seyn, und vom öffentlichen Religionsunterricht Gebrauch machen, um ihren Geist immer mehr zu bilden und zu veredeln! — Wahrlich, Gott wird uns einst wegen der vielen Gelegenheiten, die wir zur Erkenntniß der Wahrheit haben, zur strengen Rechenschaft fordern, und es

wird an uns wahr werden, was der heilige Apostel Paulus sagt: sie werden keine Entschuldigung haben. Ein guter Mensch ergreift jede Gelegenheit zum Guten. Er bildet sich nicht ein, schon genug zu wissen, noch weniger ist ihm die Wahrheit gleichgültig, er liebt sie und sucht sie auf, wo er sie finden kann. So nahm der königliche Hofmann die Wahrheit von Jesus an, und erklärte sich für ihn und seine Lehre mit seinem ganzen Hause. Edler Mann! möchtest du recht viele Nachfolger haben! wie sehr beschämt dein schönes Beispiel unserer Christen so viele, denen Irrthum und Wahrheit einerlei ist, und die sich um alles andere mehr als um die Religion bekümmern, wovon sie den Namen tragen.

Außer diesen Wegen, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, giebt es auch noch einen dritten: den Weg der Schicksale. Nichts macht so vielen Eindruck auf die Menschen, als diese, sie mögen nun angenehm oder unangenehm seyn. Sind sie angenehm, so reitzen sie unsere Aufmerksamkeit, und ziehen unsere Gedanken auf den Urheber alles Guten, und machen uns mit ihm näher bekannt. Sind sie unangenehm, so verstärken sie ihren Eindruck auf uns (denn der Schmerz greift tiefer ein) und befördern das Nachdenken noch weit mehr; sie erinnern uns an manche heilsame Wahrheiten, die wir sonst nicht lernen würden. Die Schule der Leiden ist eine vortreffliche Schule, aus der von jeher die besten Zöglinge hervorgegangen sind. Alle vorzüglich gute Menschen haben zuvor gelitten, und wer zur Ehre kommen will, sagt die hl. Schrift, der muß zuvor leiden. In dieser Schule sehen wir die Dinge ganz anders, als sie uns gewöhnlich erscheinen, da sehen wir sie mit unbefangenen Augen, betrachten sie von allen Seiten, forschen nach den Ursachen, kommen auf uns selbst zurück, denken an unsere Bestimmung, und lernen einsehen, daß nichts als Weisheit und Tugend einen innern Werth hat, und daß beides das Beste ist, was ein vernünftiger Mensch wählen kann. Da lernen wir Geduld, Gelassenheit, Sanftheit, Demuth und Ergebung in Gottes Willen. Viele Menschen würden ohne Leiden gar nicht zur Erkenntniß Gottes kommen; Zerstreuung und Leichtsinn würden sie nicht dazu gelangen las-

sen. Da kann man mit Wahrheit sagen: Es ist mir lieb, Herr, daß du mich gezüchtiget hast, damit ich deine Rechte lerne! — Was führte jenen edlen Mann, den uns das Evangelium anrühmt, zu Jesus? waren es nicht Leiden, häusliche Leiden an seinem Sohne, der gefährlich krank lag? Würde er wohl außerdem Jesum gesucht und gefunden haben? Er wünschte blos seinen Sohn gesund zu sehen, und er erlangte mehr, als er wünschte; er erlangte auf diesem Wege zugleich für sich und die Seinigen die Gesundheit der Seele durch richtigere Kenntnisse, durch würdigere Begriffe von Gott, durch innigere Verehrung der Wahrheit, Tugend und Religion. Dieß gab ihm und seinem Hause Leben und Wohlseyn! Welch ein herrlicher Gewinn! Diesen können wir auch haben von unsern Leiden, und haben ihn oft. Und wer durch sie nicht zur Erkenntniß kommt, und nicht gut und klug wird, der wird es nie, der ist für das Gute verloren.

Laßt uns also dankbar seyn der Vorsehung für die Wege, auf welchen sie uns zur Erkenntniß der Wahrheit leitet, für den Weg der Erfahrung, des Unterrichts und der Schicksale. Wir wollen nun diese Wege gehen einen nach dem andern und keinen verschmähen; denn keiner kann den andern entbehren, alle müssen in dem einen Punkte der Erkenntniß der Wahrheit zusammenlaufen. Dahin führe uns die Erfahrung, dahin führe uns der Unterricht, dahin leite uns das Schicksal. Nachdenken wollen wir über unsere Bestimmung, wollen jeden Unterricht, jede Veranlassung des Schicksals benutzen, um immer weiser und verständiger zu werden. Dieß ist die Absicht Gottes, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wir wollen an der Hand der Vorsehung auf diesem Weg bis in's hohe Alter fortwandeln und Weisheit sammeln, damit wir endlich am Ziel unsrer sterblichen Laufbahn mit Wahrheit sagen können: wir haben gelebt; und damit wir einst in einer bessern Welt uns unsrer Berufstreue ewig freuen mögen.

Sie ist es werth, daß wir nach ihr
Mit heißem Durst uns sehnen.
O welches Opfer könnten wir
Für sie zu groß noch wähnen?

Licht bleibt doch Licht;
Wem's daran gebricht,
Wird mit verirrtem Herzen
Sein Wohl gewiß verscherzen.

174.

Eine fromme Familie wie glücklich?

Es wohnet schon hienieden
Des Himmels süßer Frieden,
Bei frommer Häuslichkeit.
Der Liebe reiner Seelen
Kann keine Freude fehlen,
Kein Segen der Zufriedenheit.

Da theilt man alle Freuden,
Da theilt man Gram und Leiden,
Da wallt man Hand in Hand
Durch's kurze Pilgerleben,
Geht mit vereintem Streben
Den Weg in's beßre Vaterland.

Wenn gleich Frömmigkeit und Tugend nicht immer mit Wohlstand und zeitlichem Glück vereint sind; ja wenn wir gleich nicht darum nach Tugend streben sollen, um dadurch hienieden unser Glück zu machen: so bleibt es doch immer wahr, daß die Tugend die beßte, ja wir dürfen wohl sagen, die einzige Grundlage zum wahren Glücke ist. Nehmen wir ein Haus, eine Familie, worin es an Nichts von dem mangelt, was man gewöhnlich zum zeitlichen Wohl rechnet; wenn aber der Hausvater, die Hausmutter, die Kinder, die Dienstbothen darin nicht tugendhaft sind, wenn Leidenschaft das Regiment führt, wenn Zwietracht die Gemüther verstimmt, wenn das Laster überall das Haupt empor hebt, wenn die Eltern ausschweifen, die Kinder durch Starrsinn und Ungehorsam sich auszeichnen, die Dienstbothen untreu und ausgelassen sind, wird man wohl eine solche Familie bei allem Ueberflusse glücklich preisen können?

Dagegen nehmen wir ein Haus, eine Familie, wo mehr

Dürftigkeit als Wohlstand zu finden ist, und wo man den täglichen Lebensunterhalt mit saurem Schweiß verdienen muß, wo jede Kraft in Thätigkeit gesetzt werden muß, um nicht zu darben und Noth zu leiden; wenn aber Alle im Familienkreis gute, tugendhafte Menschen sind, wenn Jeden im Hause reiner Pflichteifer durchglüht, wenn Frömmigkeit und Gottseligkeit die Seele ist, welche Alle belebt, wenn sie die Lebensbeschwerden gutmüthig mit einander theilen, und durch freudigen Aufblick zu Gott sich erheitern, und zur beharrlichen Berufstreue stärken, wer wird wohl eine solche Familie unglücklich nennen? wer nicht im Gegentheil in seinem Herzen den stillen Wunsch nähren, ihr anzugehören? —

Man kann also mit Recht behaupten: eine gute, tugendhafte und fromme Familie eine glückliche Familie! Laßt uns aber zu unserer Erbauung folgende Fragen etwas genauer erwägen: 1) welche Familie verdient den Namen einer frommen Familie? 2) worin besteht das Glück einer solchen frommen Familie? —

So wie das Wort Frömmigkeit überhaupt oft mißverstanden wird; so mag es auch wohl geschehen, daß eine ganze Familie für fromm gehalten wird, die es doch nicht ist. Es zeigt sich vielleicht in einem solchen Hause überall eine gewisse durch Gewohnheit oder strenge Zucht eingeführte Ordnung; es nehmen die verschiedenen Geschäfte darin ihren ungestörten Gang; man kann weder einer solchen Familie, noch den einzelnen Mitgliedern derselben, ein öffentliches Vergehen vorwerfen: sollte darum eine solche Familie schon für fromm gelten? sollte dieses wenige schon hinreichen über die innere Herzensgüte und über den festen Tugendcharakter ihrer Mitglieder ein bejahendes, billigendes Urtheil zu fällen?

Noch viel schlimmer ist's, wenn man in einem Hause, in einer Familie nur nach dem Schein der Frömmigkeit trachtet; wenn man da recht geflissentlich darauf ausgehet, den Nachbar, den minder genauen Beobachter, durch eine andächtige Außenseite irre zu führen, daß er dort Gewissenhaftigkeit und Tugend anzutreffen meint, wo doch nur Scheinheiligkeit ihr Wesen treibt. Und so mag denn selbst der fleißige Besuch des

kirchlichen Gottesdienstes noch für kein sicheres Zeichen der Frömmigkeit gelten. Allerdings steht der äußere Gottesdienst mit Religion und Frömmigkeit in einer genauen Verbindung, und in der Regel wird eine wahrhaft fromme Familie sich gewiß auch durch Werthachtung und fleißigen Gebrauch der gottesdienstlichen Uebungs- und Erbauungsmittel auszeichnen; indem sich jeder gute Mensch durch die Religion in seinem Innern getrieben fühlt Gott auch äußerlich zu bekennen und zu verehren; indem es ihm Bedürfniß seines Herzens wird sich gern über seine Bestimmung, über seine Pflichten und Hoffnungen belehren zu lassen, gern und oft in die öffentlichen Anbethungen und Lobpreisungen Gottes mit einzustimmen. Da überhaupt öffentliche Gottesverehrung das Mittel ist, die Frömmigkeit des Herzens anzuregen, zu nähren, zu stärken, die guten Gesinnungen und Empfindungen zu beleben und zu erhöhen, ihre Kraft, ihren Einfluß auf die Entschließungen und Handlungen des Menschen zu vergrößern, so wird schon aus diesem Grunde die öffentliche Gottesverehrung bei einer frommen Familie in Achtung stehen, und nicht ohne dringende Ursache von den Genossen des Hauses versäumt werden. Wer jede unerhebliche Ursache für einen hinreichenden Grund hält sich der öffentlichen Gottesverehrung zu entziehen, wer sich zu vornehm oder zu aufgeklärt glaubt, wer es unter seiner Würde findet, da zu erscheinen, wo eine gemeinschaftliche Gottesverehrung Alle vereinigen sollte, wer in sich den stolzen Wahn nährt, er bedürfe keiner Belehrung, keines fernern Antriebs zum Guten, er sey der Pflicht, Andere zu erbauen, enthoben, öffentliche Lehrvorträge und Andachtsübungen seyen nur für die niedern Volksklassen, welche durch häufige Nahrungssorgen hingehalten, nicht selbst nachdenken können, und darum eines Lehrers und Führers bedürfen; der zeigt eben dadurch, daß die Religion selbst seinem Herzen fremde sey. Da gilt das bekannte Sprüchwort: wovon das Herz voll ist, überfließt der Mund.

So wahr dieses ist, so kann doch die Beobachtung des äußern Gottesdienstes nicht für die Frömmigkeit selbst gelten. Sie ist nur Mittel zum Zweck; das heißt: sie ist nur dazu angeordnet, die Frömmigkeit des Herzens und Wandels zu nähren

und zu befördern. Wem der Zweck ehrwürdig ist, der wird die Mittel dazu nie verschmähen, aber er wird auch nicht bei den Mitteln stehen bleiben. Wer das letztere thut, wer die öffentliche Gottesverehrung von der Religion des guten Willens, der Sittlichkeit und der Tugend trennt, der verkehrt die Ordnung der Dinge, der will scheinen, was er nicht ist, der ist ein verwerflicher Heuchler, welcher mit genauer Beobachtung des öffentlichen Gottesdienstes die Menge seiner Sünden bedecken will; er gehört in die Klasse jener Pharisäer, welche Jesus mit übertünchten Grabmälern verglich.

Wahre Frömmigkeit ist lebhafte Anerkennung unserer Abhängigkeit von Gott und beständiges Rücksichtnehmen auf seinen heiligsten Willen, bei allem, was wir denken, wollen, thun, fürchten und hoffen. Das wird also eine fromme Familie seyn, deren Mitglieder und Genossen zuförderst von Gott, von seinen Eigenschaften und Anstalten zu unserer Beseligung eine hinlängliche Kenntniß haben, um darnach mit heiliger Ehrfurcht und kindlicher Liebe seine Gesinnungen und Wandel einzurichten. Immerhin mag das Maaß dieser Erkenntniß nach Verschiedenheit des Standes, des Alters und der Fähigkeit der Genossen eines Hauses verschieden seyn; wenn nur alle bei der Redlichkeit ihres Glaubens im Eifer für das Gute zusammentreffen. Das wird also eine fromme Familie seyn, deren sämmtliche Mitglieder und Genossen ihrem redlichen Glauben überall gemäß denken, empfinden, wollen und handeln; in der es herrschender Sinn ist, daß Jeder die Verhältnisse und Verbindungen, worin er mit den übrigen Gliedern der Familie steht, als Gottes Anordnungen betrachtet und ehrt; wo es herrschender Sinn ist, die Freuden dieses Lebens als Geschenke Gottes anzusehen und zu genießen; so wie die Leiden der Erde als Verhängnisse eben derselben Vorsehung mit stetem Hinblick auf das bessere Leben zur Läuterung unserer Tugend zu benutzen. — Und eine solche Familie — wer müßte sie nicht glücklich preisen!

Schon daraus ergiebt sich, worin das Glück einer solchen Familie bestehe. Glücklich ist bei einem solchen Tugendsinn jedes Mitglied der Familie schon für sich. Denn das Bewußt-

seyn, rechtschaffen gesinnt zu seyn und zu handeln, wie muß nicht daß schon Jeden belohnen, der sich desselben rühmen darf? wie sollte sich der fromme Hausvater, der fromme Sohn, die fromme Tochter, das fromme Gesinde, nicht schon durch den Beifall des Gewissens, der Stimme Gottes in den Menschen, geehrt, erfreuet fühlen? O wie wahr ist's, was schon vor Jahrtausenden der weise Syrach behauptete: „Wohl dem, der ein gutes Gewissen hat!“

Recht eigentlich muß sich aber das Glück einer frommen Familie durch das gegenseitige Zusammen- und Aufeinanderwirken der Frommen im Hause zeigen. In einer Familie, wo man in Wahrheit auf Religion hält, wie mannigfaltig sind die Aufforderungen zu einer eifrigen und treuen Pflichterfüllung? wie ganz anders muß es in einem Hause aussehen, wo man blos aus Zwang, oder aus Ehrliebe, oder aus Scheu vor den Menschen, oder aus Eigennutz seine Schuldigkeit thut? Da werden der fromme Gatte und die fromme Gattin, beseelt von Religion, es sich um so ernstlicher angelegen seyn lassen, einander das Leben leicht und angenehm zu machen, durch gegenseitige Freundschaft das Band der Liebe, welches sie bindet, immer fester zu knüpfen: die Lasten und Beschwerden des Lebens einander tragen zu helfen, und mit ihren Schwachheiten gegenseitig Geduld zu haben. Da werden fromme Väter und Mütter, beseelt von Religion, ihren Vater- und Mutterpflichten um so gewissenhafter nachkommen: sie werden für ihre Kinder um so williger wachen, arbeiten, sorgen: sie werden um so ernstlicher ihr geistiges und leibliches Wohl zu befördern suchen. Da werden fromme Kinder, geleitet und getrieben durch Religion, um so viel freundlicher, liebvoller, verträglicher seyn, und gegen ihre Eltern um so viel ehrerbiethiger, folgsamer und dankbarer sich beweisen. Da werden fromme Herrschaften den dienenden Hausgenossen mit Billigkeit und Güte begegnen; und das fromme Gesinde wird um so williger, gehorsamer und treuer in Verrichtung der ihm obliegenden Geschäfte seyn. Wo der in einer Familie herrschende Sinn für Religion diese Wirkungen hat, wie sollte es da an Familienglück und Wohlfahrt mangeln können? wie sollten nicht alle

Geschäfte im traulichen Familienkreis um so besser von statten gehen, je frömmer die darin lebenden und wirkenden sind? Wer wollte da nicht mit Eifer und Lust arbeiten, wo Alle ein Geist belebt, wo Alle gleichsam nur ein Herz und eine Seele sind, und wo ein gewissenhaftes Zusammenwirken alle Mühseligkeiten erleichtert? So wahr ist es, was einst der heilige Apostel Paulus an seinen geliebten Jünger Timotheus schrieb: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich.“

Sogar die Lebensfreuden werden durch frommen Sinn in einer Familie erhöhet und verschönert, so wie die Leiden dadurch erleichtert, gemildert werden. Inniger empfindet, und voller genießt eine fromme Familie jedes Glück des Lebens, das ihr zu Theil wird; denn die Nehmenden und Genießenden gedenken ja dabei immer des guten Vaters im Himmel, und freuen sich seiner Gaben. Und minder drückend ist die Familiensorge, minder schreckend die Gefahr, minder niederschlagend jede trübe Aussicht in die Zukunft; denn die Frommen im Hause halten sich ja durch ihren Glauben an die Vorsehung, die alle menschlichen Schicksale lenkt, wie sollte es ihnen da an Muth fehlen, das zu tragen, was jene sie tragen heißt?

Ja selbst dann, wenn der Tod das Familienband zerreißt, ist es die Frömmigkeit, ist es der Glaube an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit noch allein, der sterbende Eltern mit der Hoffnung aufrichtet, daß der, welcher sie von ihren unerzogenen Kindern abruft, ihrer Kinder Versorger, Führer und Vater seyn wird; ist es der Glaube an Gott und Unsterblichkeit noch allein, der den zärtlichen Vater und die liebvolle Mutter am Sarge eines hoffnungsvollen Sohnes, oder einer geliebten Tochter tröstet, — der das blutende Herz dankbarer Kinder am Grabe heißgeliebter Eltern beruhigt, und ihnen den Trost des Wiedersehens in die Seele gießt. „Der Gerechte ist auch im Tode getrost,“ sagt Salomon. Sprichwört. XIV. 32.

Verhält es sich aber also mit dem Glücke einer frommen Familie, was könnte uns wohl heiligere Pflicht seyn, als nach diesem Glücke zu streben? wie verblendet müßten wir seyn, wie wenig die Unsrigen lieben, wenn wir ihnen nicht dieses Glück, diesen Segen, dieses Heil gönnten — wenn wir nicht

alles dazu beitragen wollten, was in unsern Kräften liegt, ihnen dieses Glück zu bereiten und zu sichern?

So lasset uns dann thun, was der biedere Hausvater that, dessen das Evangelium erwähnt! Lasset uns glauben mit unserm ganzen Hause. Lasset uns in unsern Häusern auf Gottesfurcht und Frömmigkeit halten, die Unsrigen dazu anleiten, und ihnen besonders mit gutem Beispiel vorleuchten. Es giebt der Lobsprüche mancherlei, womit wir gewisse Familien bezeichnen. Da heißt es oft: das ist eine vornehme Familie, das ist eine reiche Familie; möchte es doch unter uns von recht vielen Familien heissen: das ist eine gute, fromme, gottesfürchtige, und eben darum eine glückliche Familie!

Wohl denen, deren Hausgenossen
Die Furcht des Herrn vor Augen schwebt,
Wenn jeder treu und unverdrossen
Nach seiner Pflichterfüllung strebt;
Wenn Eintracht und Zufriedenheit
Das Haus zum Sitz des Segens weiht.

Den Frommen, die dich kindlich ehren, —
O Vater strömt dein Segen zu.
Sie wandeln treu nach deinen Lehren,
Vertrauen dir und finden Ruh,
Und finden Freuden, deren Werth
Und Dauer keine Zeit zerstört.

Mag sie der Arm des Todes trennen;
Sie werden einst sich wiederseh'n,
Vor deinem Thron die Ihren kennen,
Mit ihnen dankend vor dir steh'n.
Wo sie kein Tod mehr trennen kann,
Da bethen sie dich schauend an.

175.

Fremden Guts Verletzung.

Eigenthum, das ich entwende,
Würde Fluch und Tod mir seyn.
Aber halt' ich meine Hände
Vom Betrug und Raube rein;
Dann heb' ich sie froh zu dir,

Bethe: Herr, verleihe mir,
Daß, was ich durch dich besitze,
Mir und meinem Nächsten nütze.

Hab' ich mich durch Andrer Schätze
Und durch Arglist reich gemacht,
Sey ich, Gott, daß ich's ersetze,
Eifrig, treu und wohl bedacht.
Lieber laß mich dürftig seyn,
Als mich eines Unrechts freu'n;
Dann wird mir ein rein Gewissen
Selbst der Armuth Druck versüßen.

Eschenburg.

Die Verletzung fremden Gutes überhaupt setzt eine so verwerfliche Gesinnung voraus, daß sie unter Christen auch im geringsten Falle nicht gekannt werden sollte. Jeder, der an fremdem Gut sich vergreift, ist ein öffentlicher Feind der Gesetze, ein Zerstörer der bürgerlichen Ordnung; ihn trifft der Abscheu der Mitbürger, der Fluch des Gesetzes, das Schwerd der Gerechtigkeit; er ist ein Ehrloser, der aus der Reihe rechtlicher Menschen ausgestoßen zu werden verdient: und dennoch, wer sollte es glauben, dennoch leben Erwachsene, die auf Jesu Namen getauft sind, Erwachsene, denen es nicht an Kräften fehlt, sich durch Arbeit ehrlich in der Welt fortzubringen; Erwachsene, die einen Beruf treiben, der gegen drückende Nahrungssorgen sie verwahrt, welche ohne Bedenken durch Betrug und Dieberei Andere um das Ihrige bringen.

Denn nicht der allein ist ein Räuber, welcher auf einsammer Landstraße den Vorübergehenden anfällt und plündert; nicht der allein ist ein Dieb, welcher im Dunkel der Nacht in ein Haus einbricht, um das beste Geräth zu entwenden; — es giebt noch andere Wege, Andere um das Ihrige zu bringen, und dem Nächsten sein Eigenthum zu rauben. Das werden wir leicht begreifen, wenn wir uns die einfache Frage: Was ist Verletzung fremden Guts? — bestimmt zu beantworten werden versucht haben.

Es ist erstlich Verletzung fremden Guts, wenn man durch Arglist und Betrug Andere um das Ihrige bringt: z. B.

wenn man sie in Verträgen überlistet; wenn man sie mit falschem Gewicht hintergeht; wenn man ihnen schlechte Waare für gute verkauft; wenn man leichtsinnig anvertrautes oder erborgtes Vermögen vergeudet und durchjagt, oder es auf gefährliche Unternehmungen auslegt; wenn man muthwillig Schulden macht, ungeachtet man voraus sieht, daß man sie nie wieder werde abbezahlen können. Ist es nun aber nicht einerlei, durch Betrug oder Diebstahl Andere um ihr Vermögen zu bringen? — nicht einerlei, den schuldlosen Nächsten durch Betrug oder Diebstahl in Armuth zu stürzen? Wollen wir also unser Gewissen rein erhalten: wohlan, so laßt uns vor Betrug uns hüten! fremde Leichtgläubigkeit, Kurzsichtigkeit, Unerfahrenheit nie zu unserem Vortheil mißbrauchen! immer redlich handeln, immer so, wie wir wünschen, daß Jedermann gegen uns handle, immer so, daß wir es vor Gott und dem Richterstuhl des eigenen Gewissens verantworten können! Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum sey unser erstes Gesetz im Umgang mit Menschen! Wie könnten wir verlangen, daß Andere unsere Rechte heilig halten, wenn wir selbst ohne Bedenken die Ihrigen verletzen? — O bleiben wir doch lieber arm, wenn wir nicht anders als durch Betrug reich werden könnten! Unser Reichthum sey ein reines Herz, unsere Hoffnung Gottes Segen! Präget es, christliche Eltern, euern Kindern schon frühe ein, sich ja nie durch Schlauheit und Betrug etwas anzueignen, woran sie kein Recht haben! Auch gegen das kleinste Unrecht, daß sie im kindischen Muthwillen verüben, seyd nie gleichgültig! Erinnert sie recht oft daran, daß redlich erworbenes Eigenthum allein Segen bringe, und daß vor der Welt nichts mehr beschäme, als entdeckter Betrug, als verdienter Vorwurf der Unredlichkeit, als der Name eines gewissenlosen Betrügers.

Es ist zweitens Verletzung fremden Guts, wenn man Andere durch Falschspielen plündert. Spiel soll Erhohlung nach den Geschäften des Ernstes seyn; nur als Erhohlung, aber nie als ein Erwerbsmittel, verträgt es sich mit den Pflichten des Christen. Wer aus dem Spiel ein Gewerb macht, oder sonst von der Leidenschaft der Spielwuth sich beherrschen

läßt, hat bereits den ersten Schritt auf dem Wege der Ungerechtigkeit gethan; eigentliche Berufsgeschäfte werden ihn bald anekeln; überall wird er sich unwiderstehlich zu Spielpartheien hingezogen fühlen; sich auf seine Kunst, auf seine Ueberlegenheit und Gewandtheit stützend, wird er überall sich zudrängen, wo hoch gespielt wird. Mag zu Haus das Gewerb am Boden liegen, mag da Verworrenheit an der Tagesordnung seyn, mag Verarmung furchtbar überhand nehmen: seine letzte Hoffnung beruht noch auf dem Spiel, und er trägt kein Bedenken nach und nach sein ganzes Vermögen einzusetzen. Mißlingt ihm das Spiel, dann löset vollends Verzweiflung alle Bande, die ihn bis dahin noch von Ungerechtigkeit abhielten, und er sinkt zum verächtlichen Falschspieler herab, der noch tief unter dem Diebe steht, weil er seine Räuberei böswillig in den Mantel der Redlichkeit einhüllt. O dann Christen, hütet euch vor dem Spielen, das so leicht zur Leidenschaft entartet, und zum Betrug verleitet. Eltern, duldet es nicht an euren Söhnen, daß sie dem Hang zum Spiel sich hingeben. Wie oft schon sind Söhne durch Spielen zum Diebstahl an ihren eigenen Eltern verführt worden? wie oft schon erbrachen sie den Fruchtboden, um durch heimlichen Verkauf des Getreides wieder zum Spielen Geld zu bekommen? Wie Mancher schon erlag der Versuchung zum Stehlen, und fiel der strafenden Gerechtigkeit in die Hand, weil er dem Hang zum Spiel nicht widerstehen konnte?

Es ist drittens Verletzung fremden Guts, wenn mit heuchlerischer Liebe der Habsüchtige einen todtkranken Bekannten umschleicht, um rechtmäßige Erben zu verdrängen, und an ihre Stelle zu kommen. Erbschleicher sind die verächtlichsten Menschen. Sie hüllen sich verbrecherisch in den Mantel der Freundschaft, um nur desto sicherer Unschuldige ihres Rechtes berauben zu können; sie bestehlen durch die Hand eines Sterbenden die rechtmäßigen Erben, indem sie ihm unaufhörlich mit ihren Schmeicheleien in den Ohren liegen, und sein Wohlwollen mit heimtückischer Dienstfertigkeit fesseln, daß er ihrer auf dem Todbette zum Nachtheil der nächsten Anverwandten gedenke. Ihnen ist kein Mittel zu verworfen, um

zu ihrem Zweck zu kommen. Christen! sinket doch nie zu einer solchen Ehrlosigkeit herab, und lasset Sterbenden den freien Willen, nach eigenem Gutbefinden über ihre Verlassenschaft zu verfügen. Wie müßte es euch ärgern, wenn ihr durch solche Erbschleicher an eurem Recht verkürzt würdet? — Wohlan! Was ihr nicht wollet, das lasset selber.

Es ist Verletzung fremden Guts, wenn neidische, gallsüchtige Menschen die Ehre und den guten Namen Anderer verdächtig machen, und ihnen dadurch zu besserm Glück den Weg verlegen. O die Niederträchtigen! mögen sie bedenken, daß ein ehrlicher Name, ein unbescholtener Ruf über Geld und Gut gehe! Wie oft schon sind die rechtschaffensten Leute durch entehrende Vermuthungen, durch boshafte Bemerkungen nicht blos um Ehre und Achtung, sondern nebenbei auch um bessere Versorgung gekommen. Wie mancher Seelsorger, wie mancher Richter, wie mancher Gemeindsvorsteher wirkte mit Segen, bis es der Schmähsucht gelang, ihre giftige Zunge an den guten Namen derselben anzusetzen, und ihre Wirksamkeit zu lähmen. Wie mancher Handwerker hatte das öffentliche Zutrauen und reichliches Auskommen, bis es dem Lästerer gelang, seine Redlichkeit zu verdächtigen? Wie mancher Dienstboth fand Aufnahme in den besten Häusern, bis durch üble Nachrede ihm die gute Aufführung abgesprochen wurde? Wie mancher Sohn, wie manche Tochter hätte gute Versorgung gefunden, wenn nicht Verläumdung ihnen dazu den Weg verlegt hätte?

Es ist Verletzung fremden Eigenthums, wenn Menschen aus Mißgunst, aus Handwerksneid den Beifall, den sich Jemand erwarb, das Zutrauen, das er durch Redlichkeit im Handel und Gewerb verdiente, das Ansehen, welches ihm seine Kenntnisse und Tugenden gewannen, zu verkleinern trachten. Jedes Mißvergnügen über den aufblühenden Wohlstand eines Andern entspringt aus einem verdorbenen Herzen. Der Dieb stiehlt die Frucht des Erwerbs; der geschäftige Brodneid zerstört die Quellen des rechtlichen Erwerbs, Kredits und Zutrauens. O gönnen wir doch einem Jeden das Seinige, ohne Mißgunst gegen die, welche von der Vorsehung mehr gesegnet sind. Wie tief muß es den Rechtschaffenen kränken, sich von denen beneidet zu se-

hen, welchen er wohl will, und nach Kräften zu helfen geneigt ist?

Es ist Verletzung fremden Eigenthums, wenn man anvertrautes Gut schlecht und treulos verwaltet: wenn ungetreue Vormünder das Vermögen der Waisen und Wittwen durch unredliche Mittel an sich ziehen, oder durch Nachläßigkeit verwahrlosen; wenn Vorgesetzte die Güter und das Vermögen milder Stiftungen und menschenfreundlicher Anstalten zu fremdartigen, unerlaubten Zwecken benutzen, oder die Zinse davon für ihren eigenen Vortheil anwenden oder wohl gar verschwelgen; wenn, was den Schulen oder Armen liebvoll zugedacht ist, zu unnöthigen Taggeldern zersplittert wird.

Es ist Verletzung fremden Eigenthums, wenn man in aufbrausender Leidenschaft Andere durch rohe Mißhandlung am Leibe verletzt, und sie in unnöthige Unkosten bringt, oder durch Unfähigkeit an Verdienst verkürzt. Auf so vielfache Weise kann das Eigenthum des Nächsten, und so die erste Christenpflicht, die Gerechtigkeit, verletzt werden. Unser ernstlicher Vorsatz sey: nie so ganz der christlichen Nächstenliebe zu vergessen; nie auf was immer für eine Art die öffentliche Sicherheit zu gefährden, einem Jeden zu geben und zu lassen, was Sein ist.

Gott, Vater und Richter!
Hülf deinen Kindern jederzeit,
Betrug und Lüge fliehen!
Laß Wahrheit und Gerechtigkeit
An allen Orten blühen;
Laß alle Menschen weise, rein
Und wahr und unbestechlich seyn,
Und felsenfest im Guten.

Wer dich, der Menschen Richter, kennt,
Muß sich zum Guten stärken.
Es trete ab, wer Jesum nennt,
Von ungerechten Werken!
Gieb deinen Kindern Kraft dazu,
Wer kann es anders, Gott, als du?
Du bist der Tugend Quelle.

Reimold.

176.

Tugend und Laster; deren Anfang, Fortgang und Ende.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Gellert.

Tugend und Laster sind die zwei Quellen, aus denen einerseits der Menschheit Heil, und anderseits alles Verderben fließt. Weil beide in des freien Menschen Macht gegeben sind, so sind die Menschen insofern ihres eigenen Schicksals Schöpfer, die Urheber ihres Wohles und ihres Weh. Es ist darum wohl der Mühe werth, die Natur beider, ihr Entstehen, ihren Fortgang, und ihr Ziel und Ende in Betrachtung zu ziehen.

Daß Tugend und Laster nicht einerlei, daß beide dem innern Wesen nach einander gerade entgegengesetzt sind, — wer wird das läugnen, so lang noch das Gefühl von Recht und Unrecht in jeder Menschenbrust und so lang die Vernunft noch auf ihrem Herrscherthron ist.

Selbst schon in ihrem Anfange weichen beide von einander ab. Das Laster ist leicht, es bedarf nur wenig, daß sich der Mensch demselben ergebe, und zwar aus sehr begreiflichen Gründen: Hat nicht der Mensch in sich selbst den Versucher, der ihn zum Bösen hinzieht? — entsteht nicht Alles, was Unrecht und Sünde heißt, daraus, daß er zu nachgiebig gegen seine sinnliche Neigung ist? — daß er Alles thut, wozu er Lust hat, und was ihm Vergnügen macht, anstatt als ein vernünftig — freier Mensch seine Vernunft und sein Gewissen zu Rathe zu ziehen?

Zwar sollten Vernunft und Gewissen es dem Menschen schwer machen etwas Böses zu thun, weil sie ihm unaufhör-

lich seine Pflicht vorhalten. Dem ungeachtet bleibt jene Behauptung stehen: wie viel Zeit und Mühe braucht es, bis unsere Anlagen zum Guten geweckt, ausgebildet und geübt werden, und wie wenig bedarf es dagegen, unvermerkt unter die Herrschaft des Lasters zu gerathen! wer weiß es nicht, welch ein verschlagener und mächtiger Feind unsere Sinnlichkeit ist. Es bedarf mehr nicht, als daß man es ein wenig an Vorsicht und Wachsamkeit fehlen lasse, um zu erliegen; wir dürfen unsere Triebe und Neigungen, so wie sie in uns erwachen, nur ohne Unterschied befriedigen, was wir gern thun, weil angenehme Empfindungen damit verbunden sind; wir dürfen nur diesen Trieben und Neigungen keinen Widerstand leisten, um schon mitten auf dem Pfade des Lasters zu seyn. Und wie leicht kann es mit uns dahin kommen? ist es nicht ein Erbtheil unserer sinnlichen Menschennatur, daß wir Triebe und Neigungen haben, die mit den Forderungen unserer Vernunft im Widerspruche stehen? wie geschickt ist unsere Einbildungskraft, uns den Besitz und Genuß des Gegenstandes, den die Sinnlichkeit uns vorhält, mit den reizendsten Farben auszumalen? kommt uns die Sünde nicht überall in einer einnehmenden Gestalt entgegen? und sagt uns nicht die Erfahrung laut und deutlich, daß jede Befriedigung sinnlicher Neigungen nach baldiger Wiederholung lüstern mache? So wahr ist es also, daß der Weg, der zum Verderben führet, weit und bequem sey. Er erscheint uns als ein Weg mit Blumen bestreut, der durch die anmuthigsten Gegenden zu einem Ziele der Freude und Glückseligkeit führet; alles scheint da einladend und anziehend; aber der Erfolg zeigt das Gegentheil, und der gutmüthige Mensch liegt oft schon dem Laster im Arme, da er von nichts als Seligkeiten träumt.

Wie ganz anders verhält es sich mit der Tugend! wie schwer und mühsam ist ihr Anfang! Auch das ist sehr begreiflich: denn wenn das Laster durch Nachgiebigkeit gegen unsere sinnlichen Neigungen und Begierden entspringt: — so muß es bei der Tugend hauptsächlich auf Mäßigung, Bekämpfung und Unterdrückung derselben ankommen; — wenn der Lasterhafte blos seiner Sinnlichkeit folgt, so muß der Tu-

gendhafte blos den Gesetzen der Vernunft und Religion gehorchen. Und welches sollte wohl das Leichtere oder das Schwerere seyn? — Ach, wir haben es hier mit einem Feinde zu thun, der bald mit List, bald mit Gewalt uns zu überwältigen sucht — und doch sollten wir ihn besiegen: wird das ohne Mühe und Anstrengung geschehen können? wird hier nicht die gespannteste Aufmerksamkeit und Wachsamkeit erfordert, damit wir jede Neigung, die uns zum Bösen hinzieht, bemerken, damit wir jedesmal das täuschende Blendwerk, womit sie uns bethören will, durchschauen, und erfahren, ob auch Vernunft und Gewissen einstimmen. Giebt es hier nicht ernstlichen, mühsamen Kampf zwischen Neigung und Pflicht! — harten und schweren Kampf, um den Aufruhr gereizter Begierden zu stillen, um sie zurückzudrängen, zu mäßigen, zu unterdrücken, um Verzicht zu thun auf die süßen Genüsse, welche die Sinnlichkeit uns anbiethet! müssen wir hier nicht oft Selbstverläugnung üben, die Entschlossenheit und Heldenmuth fordert? Wie viele Opfer müssen wir der Tugend bringen? wie viele Freuden hingeben? wie viel Unannehmlichkeiten und Beschwerden übernehmen, welche von der Pflichterfüllung unzertrennlich sind? In Wahrheit, saure Mühe und heisser Kampf ist die Losung der beginnenden Tugend; ihr Pfad ist steil: wer ihn betreten will, sieht gleichsam an einem hohen Gebirge hinauf, das er besteigen soll; nur ein Pfad führt hinan, rauh und verschlungen, mit Dornen und dickem Gebüsch verwachsen; wer da durchkommen will, muß sich Mühe geben. Darum sagt auch der Erlöser: „eng ist die Pforte, und schmal der Weg, der zum Leben führet, und nur wenige finden ihn.“

Dieser unläugbare Unterschied zwischen Laster und Tugend wird uns noch einleuchtender, wenn wir auf ihren Fortgang achten; denn hier zeigt sich dieser Unterschied ganz in dem umgekehrten Verhältniß: des Lasters Bahn, die in ihrem Anfange so leicht und angenehm war, bringt in ihrem Fortgange Gefahr, indessen die Tugend gefahrlos und sicher zum Heil und Segen führt. Ja, bedenklich und gefahrvoll wird jeder weitere Fortschritt auf dem Wege des Unrechts und der Sünde; nicht etwa, weil es dem Menschen schwer wird, zur Befriedigung seiner zur

Leidenschaft herangewachsenen Neigungen, gegen das Geboth der Vernunft, sich zu entschließen, sondern weil ihm dieses immer leichter ankommt, und das Laster bei ihm allmälig zur Gewohnheit wird.

Zwar ist wohl so viel gewiß, daß die Befriedigung böser Neigungen, so angenehm sie anfangs scheinen mag, nachher das nicht gewähret, was sie versprach: wie kurz und flüchtig, wie leer und unbefriedigend ist Sinnengenuß! Aber dessen ungeachtet werden diese Begierden immer ungestümer und heftiger, je schwerer ihr Gegenstand zu erreichen ist, und je weniger Vergnügen die wirkliche Erlangung gewährt. Das ist eben der Fluch, der auf dem Lasterhaften ruht, daß seine Begierden sich in eben dem Maaße verstärken, in welchem das Vergnügen abnimmt; — daß sie schmachten und lechzen, ohne zu finden, was sie suchen; daß er immer mehr ein trauriges Spiel seiner Leidenschaften wird, je mehr er fühlt, daß sie ihn betrügen, und daß es ihm immer schwerer wird umzukehren, je mehr er gewahr wird, daß er auf dem Wege zum Verderben ist.

Und was soll ich von dem Widerspruch sagen, der zwischen seinen Begierden und Leidenschaften selbst stattfindet, und ihn in das peinlichste Gedränge bringt? — Ist das Innere des Lasterhaften nicht gleichsam ein Kampfplatz, wo eine Begierde gegen die andere streitet? — kann der Zornige seine blinde Hitze und Rachsucht befriedigen, ohne durch die Strafen, wozu die Gesetze ihn verdammen, oder durch die nachtheiligen Feindschaften, die er sich zuzieht, seinen Eigennutz und Stolz gekränkt zu sehen? — Darf der Geitzige Alles thun, was er wohl möchte, da seine Eitelkeit das Gerede der Leute fürchtet? — Darf der Wollüstige immer seiner bösen Lust folgen, da sein Ehrgeitz die öffentliche Schande scheut? — Muß der Müßiggang nicht oft seine Trägheit überwinden, um seinen Hang zum Wohlleben befriedigen zu können? — O, je weiter der Mensch auf dem Pfade des Lasters fortgeht, desto peinlicher wird dieser Widerspruch, dieser Aufruhr in seinem Innern, desto weniger vermag er seinen Leidenschaften zu widerstehen, desto größer wird überhaupt seine Fertigkeit im Sündigen, und

desto ohnmächtiger und rettungsloser seufzt er unter dem tyrannischen Joche des Lasters. Mögen denn auch Augenblicke kommen, wo er einmal nachdenkt, und den Abgrund sieht, an dessen Rand er steht. — Mag einmal sein Gewissen erwachen und ihn erinnern, daß er von der Würde der Menschennatur herabsank; mag er alle die Schreckenbilder erblicken, die nahe und fern ihn bedrohen, und mag er erschüttert dadurch, und von Entsetzen ergriffen den Vorsatz der Besserung fassen: ach! es ist nur auf wenige Augenblicke; er kehret dennoch nicht um; er kann nicht; das Laster hat seine edlern Kräfte gelähmt, hat die Gewalt, die er über sich haben sollte, an sich gerissen; er sinkt zurück, und es wird, wie Jesus sagt, mit einem solchen Menschen zehnmal ärger, als es zuvor war. —

Nicht so verhält es sich auf dem Pfade der Tugend: je weiter man darauf fortschreitet, desto näher kömmt man ans Ziel seiner Bestimmung. Hat man nur einmal die ersten Schritte auf demselben gethan; in der Folge geht Alles leichter und besser; man darf nur einmal mit sich selbst darüber eins seyn, daß man gut seyn, und immer besser werden will. Das ist die einzige Aehnlichkeit, die Tugend und Laster mit einander haben, daß sie durch Uebung zur Fertigkeit und Gewohnheit werden. So schwer und mühsam jene Wachsamkeit über uns selbst, jener hartnäckige Kampf, jene entschlossene Selbstverläugnung, welche die Tugend heischt, anfangs ist: nur muthig diesen Anfang gemacht, und der Fortgang wird immer leichter werden! — Hat der Wanderer erst den steilen Berg erstiegen, so schreitet er mit Leichtigkeit über die kleinern Hügel hinweg; hat er erst durch das dichtverwachsene Gebüsch von Dornen sich hindurch gewunden, so hält ihn das niedrige dünne Gesträuch nicht mehr auf, und mit beflügelten Schritten eilt er dem schönen Ziele entgegen. So auch der Erdenpilger auf dem Pfade der Tugend: sind die ersten Kämpfe um der Pflicht und des Gewissens willen gelungen, so machen die folgenden immer weniger Mühe; oft bekämpfte unordentliche Neigungen steigen seltener auf; — oft unterdrückte Begierden regen sich mit weniger Ungestüm; — glückliche Uebereinstimmung mit sich selbst, seliges Bewußtseyn der erfüllten Pflicht, erhebendes Ge-

fühl seiner Menschenwürde, belohnender Beifall eines reinen Herzens, froher Hinblick auf Gott — entschädigen für alle Entbehrungen, Opfer und Kämpfe, welche die Pflicht verlangt, und steigern allmählig des Menschen Kraft ins Unendliche, allen Hindernissen zu trotzen, die sich ihm in Weg stellen.

Wie stellt sich endlich das Ende der Tugend und des Lasters dar? — Auch hier zeigt sich ein unverkennbarer Unterschied. So breit der Pfad des Lasters ist, und so viele sind, die darauf fortwandeln, so behauptet doch Jesus, daß er zum Verderben führe, und mit Unglück und Elend ende. Das geschieht nicht selten schon in diesem Leben, wie das Beispiel so mancher lasterhafter Menschen lehrt. Oder bleiben sie aus die natürlichen Folgen des Bösen? pflegt der Schlemmer und der Müßiggänger nicht zu verarmen? sinkt der Unmäßige und Wollüstige nicht oft aufs Krankenlager? trifft den Verführer der Unschuld, den treulosen Verräther, den Betrüger nicht Verachtung und Schande? fällt der Verbrecher nicht in die Hand der Obrigkeit? — Und wenn er auch diesen Strafen entgienge: wie will er denen entgehen, womit das rächende Gewissen züchtiget, wäre es auch dann erst, wenn die Sünde ihn verläßt — wenn er auf seinem letzten Lager liegt? wie muß der Rückblick auf ein Leben, im Dienste des Lasters vollbracht, — auf so viele unbenutzte Gelegenheiten zum Guten — auf so viele entehrende Thaten, auf Fluch und Verwünschung von den Opfern seiner Leidenschaften, von gekränkten, betrogenen, verführten Menschen — wie muß dieses alles das Gefühl seines Unwerths, seiner Verwerflichkeit und Strafbarkeit schärfen, ihn mit Schaam und Selbstverachtung, mit bitterer, vergeblicher Reue erfüllen! wie muß in der letzten bangen Stunde ihn Nacht und Grauen umgeben — und wie wird er sein Leben beschließen! — Ja, entgienge er auch diesem Allem, indem ein schleuniger Tod ihn überfiele, oder indem es ihm gelänge, sein Gewissen bis ans Ende in Betäubung und Schlummer zu erhalten, was wird, was kann ihn retten, wenn er jenseits des Grabes vor einem heiligen und gerechten Richter erscheint! — wie wird er dort bestehen, wo jeder nach seinen Werken empfängt! wie höchst unselig und bejammernswerth

wird sein Loos in der Ewigkeit seyn, wo der nagende Wurm seines Gewissens nie sterben wird!

Nicht so ist es mit dem Pfade der Tugend. Schon hier findet der Tugendfreund seinen Lohn, indem die Bekämpfung seiner Sinnlichkeit und die gewissenhafte Pflichterfüllung auf seine zeitliche Wohlfahrt Einfluß hat, und ihn vor Verlust der Gesundheit und Ehre bewahrt, oder indem sein gutes Gewissen ihn über den Wechsel des Glücks und Unglücks erhebt, und unter unvermeidlichen Erdenübeln mit der Hoffnung auf Gottes Beistand tröstet. Doch was ist dieser irdische Lohn gegen das selige Entzücken, das ihn im Lande der Vergeltung erwartet! — er erschrickt nicht, wenn der Tod ihm näher tritt, ihn mit seiner kalten Hand ergreift, und ihn hinführt an das offene, schauerliche Grab. Aus seinem reinen, tugendhaften Herzen geht der Glaube an Gott, an Unsterblichkeit und Vergeltung verstärkt und verschönert hervor — und bei diesem Glauben verliert der Tod seine Schreckengestalt für ihn: er betrachtet ihn als einen Boten des Friedens, der ihn nach dem Kampfe des Lebens zur Ruhe führet. Noch einen Blick vom Ziele herab auf den schmalen, gefahrvollen Weg, auf dem er muthig fortgieng, noch einen dankbaren Abschiedsblick auf das Leben, das ihm so manche Freude gab — auf die Freunde, die ihm tröstend und helfend zur Seite giengen — auf die Lieben, in deren Umgange er sich oft so selig fühlte — und dann folgt er willig dem winkenden Todesengel, und schlummert sanft mit der süßen Hoffnung eines bessern Lebens ein. Und diese Hoffnung, nein, sie wird ihn nicht täuschen! es ist ein Gott, ein gerechter Richter und Vergelter! es ist ein Tag der Rechenschaft und des Gerichtes, wo die Tugend den Ausschlag giebt, wo sie anerkannt, gewürdiget, und überschwenglich belohnt werden soll. Wie groß, wie schön, wie entzückend dieser Lohn seyn wird, das kann der Sterbliche nur ahnen. „Es hat's kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, was der Herr denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Aber Vernunft und Herz und Religion verbürgen uns die Hoffnung.

Auf also! laßt uns nach dem Ziele streben, wohin die Tugend führt! laßt uns ihn fliehen den verderblichen Weg

des Unrechts und der Sünde! und hätten wir ihn schon betreten, so laßt uns umkehren, ehe noch die Nacht des Todes uns überfällt. Möge der liebe Gott den guten Vorsätzen, die wir fassen, Festigkeit und Dauer geben!

Schön ist's, der Tugend Pfad zu geh'n;
Da kannst du froh gen Himmel seh'n,
Einst still und freudig scheiden;
Doch wer dem Laster sich ergiebt,
Dem beut das Traumbild, das er liebt,
Angst, Reue, Schmerz und Leiden.

177.

Vergeben, aber doch daran denken, ist das christlich?

Wahr ist's, empfindlich trifft der Schmerz,
Unrecht und Schmach zu leiden;
Doch soll des wahren Christen Herz
Zorn, Haß und Rachsucht meiden,
Soll nicht sein eigner Richter seyn;
Vergessen soll er, soll verzeih'n.

Bist du es, dem zu viel geschah:
So such' es zu vergessen.
Bedenk' wie oft du hie und da
Dein Thun nicht abgemessen.
Entwöhn' dich von Empfindlichkeit,
Gewöhn' dich zur Versöhnlichkeit!
Das lohnt mit Fried' und Freude.

Wer unter uns erkennt nicht die christliche Pflicht der Versöhnlichkeit? wie rührt uns nicht oft eine Erzählung davon? aber wie wenig will man leider das selbst üben, was zur Versöhnlichkeit gehört? was für Ausflüchte sucht man, um seine Unversöhnlichkeit zu rechtfertigen? wie will man da oft eine völlige Vergebung erlittener Beleidigungen beinahe als etwas Unmögliches vorstellen? — „Vergeben will man es wohl, aber vergessen könne man es nicht,“ hört man öfter sagen. Es lohnt sich der Mühe zu untersuchen, wie das Sprüchlein ge-

nommen werden dürfe, und wie nicht, und was die Religion von uns bei erlittenen Beleidigungen fordere.

Um die Frage: was die Religion bei erlittenen Beleidigungen von uns fordere, richtig und bestimmt beantworten zu können, wird es wohl am besten seyn, wenn wir die Frage in zwei andere zerlegen: was verbiethet uns die Religion bei erlittenen Beleidigungen, und was befiehlt sie uns? Nur das mag hier noch vorläufig erinnert werden, daß man irrig daran wäre, wenn man glauben wollte, als ob blos die Religion, wie wir sie durch Jesum und seine Apostel empfangen haben, Feindesliebe geböthe, so daß ohne sie es einem Jeden freistehen müßte, sich an seinem Beleidiger auf was immer für eine Art zu rächen. Man urtheile nur unbefangen: wenn es wirklich so wäre; wenn Niemand dazu verpflichtet wäre seinem Beleidiger zu vergeben: wie würde die menschliche Gesellschaft, wie die Welt bestehen? müßte sie sich bei immerwährender Unversöhnlichkeit und Rachsucht nicht selbst aufreiben? ist also nicht schon darum Versöhnlichkeit natürliche Forderung des Gewissens. Doch wir wollen jetzt die Forderungen hören, welche das Christenthum an uns macht. Was verbiethet diese heilige Religion in Beziehung auf erlittene Beleidigungen? was ertheilt sie uns für Vorschriften? und was gebiethet sie? wie will sie, daß wir uns gegen unsere Feinde benehmen sollen?

Die christliche Religion verbiethet erstlich bei erlittenen Beleidigungen „Wiederbeleidigungen.“ Allein wie oft wird dieses göttliche Geboth übertreten? Wenn man beleidigt wird, oder sich vielleicht nur einbildet beleidigt zu seyn — was denkt und sucht man gewöhnlich anders, als den Beleidiger wieder zu beleidigen? Auch begnügt man sich oft nicht damit, den Beleidiger nur so geradezu wieder zu beleidigen; sondern man denkt und sinnt darauf es dem Beleidiger recht arg zu machen, oder ihm einen recht empfindlichen Schaden zuzufügen.

Heilige Religion! wie wenig wird da auf dich geachtet! „Vergeltet nicht Böses mit Bösem,“ rufen uns die Apostel zu, „rächet euch nicht selbst, überlasset Gott das Gericht,“ liebet nicht blos jene, welche euch wohlwollen und Gutes thun, sondern sogar eure Feinde, erwiedert ihnen das Böse mit Gutem,

bethet für sie, während sie euch verfolgen, erinnert euch stets daran, daß ihr Kinder eines Vaters seyd, der im Himmel ist, folget seinem Beispiele, er läßt seine wohlthätige Sonne über die Bösen wie über die Guten aufgehen, er schließt die Lasterhaften nicht aus von der Theilnahme seiner Gnadengeschenke; mit diesen und ähnlichen Aufforderungen bestürmt Jesus unser Herz. Und doch wie oft geschieht das Gegentheil? ein unbedeutendes Wort, eine geringfügige, oft absichtslose Handlung reitzt oft den Zorn und die Rachsucht der Christen gegen ihre Mitchristen.

Indessen ist es noch nicht genug, daß wir den Beleidiger nicht wieder beleidigen und an ihm keine Rache nehmen; auch jede rachsüchtige Gesinnung gegen Beleidiger widerspricht den Forderungen des Christenthums. Denn wenn eben die Gesinnung im Herzen der Grund des Guten wie des Bösen ist; wenn wir selbst so oft sagen, daß Gott aufs Herz sieht: wie muß uns also nicht auch schon die feindselige rachsüchtige Gesinnung vor Gott zur Sünde angerechnet werden? „Wer ein Weib ansieht," sagt Jesus, „um ihrer zu begehren, der hat schon im Herzen mit ihr die Ehe gebrochen." Wird man da nicht auf gleiche Weise sagen können und müssen: wer gegen seinen Nächsten rachsüchtig gesinnt ist, und wenn es auch blos bei der Rache im Herzen geblieben ist, wenn keine feindseligen Handlungen zum Schaden seines Nächsten erfolgt sind, der hat schon gegen ihn die Pflicht verletzt? Unordentliche, herrschende Leidenschaft, auch wenn sie nicht ausbricht, bleibt immer böse, verräth immer ein verdorbenes Herz.

So wie die christliche Religion einerseits Wiederbeleidigung und Rachsucht verbiethet, so gebiethet sie andererseits Achtung auch gegen den Beleidiger und thätiges Wohlwollen. Ihrer Belehrung zufolge dürfen wir nicht aufhören auch an unserm Feinde die Würde des Menschen zu erkennen und werthzuachten; wir dürfen es nicht vergessen, daß auch er mit uns zur Tugend und Seligkeit gleiche Anlage und Bestimmung hat. Das ist der Hauptgrund, worauf unsere christliche Achtung gegen den Nächsten beruhen muß. Zwar mag es uns oft schwer werden, unser Augenmerk auf die Würde des Menschen hinzu-

richten, wenn uns seine schlechten Gesinnungen und Handlungen vor Augen liegen; aber es wird uns doch gelingen, wenn wir uns nur ernstlich darin üben, den Menschen selbst — von dem, was ihn sittlicher Weise entstellt und verunstaltet, zu unterscheiden, so wie man zuweilen eine Person ihres hohen Standes, ihres Amtes wegen bürgerlich achtet, ob man gleich die eigentlichen Eigenschaften einer solchen Person nicht achtungswerth findet.

Nicht blos Achtung, auch thätiges Wohlwollen gegen unsere Beleidiger ist Forderung des Christenthums, ist Pflicht, welche uns nicht erlassen werden kann. Nach seiner Vorschrift und Lehre sollen wir auch gegen Feinde im Umgange, im Handel und Wandel und überhaupt gerecht seyn; wir sollen uns nach Zeit und Umständen bereitwillig finden lassen ihnen sogar Liebesdienste zu erweisen, ihnen mit Gefälligkeiten zuvorzukommen, ihnen werkthätig zu zeigen, daß wir mehr auf die Heiligkeit des Gesetzes als auf ihr Betragen Rücksicht nehmen. Hieher gehören die Worte Jesu unsers Herrn: „Ich aber," im Gegensatze mit den Pharisäern, die nur die Freunde geliebt, die Feinde aber gehaßt haben wollten, „ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, und bethet für die, welche euch kränken und verfolgen; zeiget dadurch, daß ihr Kinder eines Vaters seyd, der im Himmel ist, welcher seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt. Denn, wenn ihr blos die liebet, die euch lieben, was werdet ihr dafür für einen Lohn haben? thun das nicht auch die Zöllner? wenn ihr nur eure Brüder grüßt, wenn ihr nur jenen Gutes thut, welche euch wohlwollen, welche eure Freunde sind, welche euch näher angehören, die sich gegen euch wohlthätig bewiesen haben, was thut ihr Sonderbares? thun das nicht auch die Heiden." Der Christ, wollte er sagen, darf nicht engherzig seyn, nicht durch Lohnsucht sich bestimmen lassen. Sein theilnehmendes Herz soll Allen offen stehen, soll geneigt seyn überall zu helfen, wo Noth vorhanden ist, und kein erlittenes Unrecht rächen; ihm soll das Bild der Gottheit stets vorschweben, er soll sich un-

aufhaltsam bestreben vollkommen zu werden, wie es der allgemeine Menschen-Vater im Himmel ist.

Nach diesen schönen Lehren, welche Jesus in Umlauf setzte, und welche die Grundlage seines ganzen Sittengesetzes sind, das er den Seinigen so nachdrücklich ans Herz legte, läßt sich nun der Werth des Spruches: „Vergeben will ich es wohl, aber vergessen kann ich es nicht," leicht bestimmen.

Vergeben willst du also dem Beleidiger, wäre diesem oder jenem zuzurufen; wohl dir, wenn du das ernstlich willst und thust. Gott selbst, der allgemeine Vater der Menschen, macht uns ein solches Vergeben zur Pflicht; es ist dieß der dringendste Befehl unsers großen Lehrers Jesus; auch seine Apostel fordern uns dazu auf; — was ist dieß anders, als eine bis zum letzten Lebenshauch fortgesetzte Versöhnlichkeit? Aber verbirg es dir nicht selbst, daß der Beisatz, den man da oft macht, und den du vielleicht selbst schon machtest: „vergeben will ich wohl, aber vergessen kann ich es nicht," ein sehr zweideutiger Beisatz ist.

Sollte mit diesem Beisatze: „vergessen kann ich es nicht," angedeutet werden, daß es uns nicht möglich sey, die erlittene Beleidigung ganz und gar zu vergessen, so liegt allerdings gar nichts Unrechtes darin. Vielmehr ist es ganz natürlich, daß wir eine solche Beleidigung unmöglich sogleich vergessen können. Denn, wenn überhaupt das, was auf uns einen starken Eindruck macht, sich auch zugleich unserm Gedächtnisse besonders stark eindrückt: wie soll das bei einer erlittenen Beleidigung anders seyn? wie sollte da das Geschehene sich plötzlich aus unserm Gedächtnisse verlieren?

Aber ganz etwas anderes ist es, wenn jener Zusatz in dem Verstande genommen wird, daß man die Beleidigung nicht vergessen wolle; wo dann jene Worte so viel heißen, als: ich will daran denken, ich will mir's merken! und es ist sehr zu besorgen, daß dieser Spruch: „vergeben will ich es wohl, aber vergessen kann ich es nicht," von den meisten, welche davon Gebrauch machen, in der letztern Bedeutnng gebraucht werde. Man will da gewöhnlich damit nicht sagen, daß man die erlittene Beleidigung aus seinem Gedächtnisse nicht ver-

tilgen könne; sondern vielmehr, daß man sie im Herzen und Gedächtnisse behalten wolle. Auch wird es sich da gemeiniglich schon durch den Ton der Sprache verrathen, wie man es damit meine. Was ist ein solches Nichtvergessen anders, als eine immer fortgesetzte Rache, die man zwar nicht in der That, aber doch im Herzen ausübt?

Fort also mit einer Redensart, welche so zweideutig ist: „vergeben will ich zwar, aber vergessen kann ich es nicht.“ Wer zwar mit Worten vergiebt, aber innerlich hasset, und nur auf eine schickliche Gelegenheit lauert seine Rache abzukühlen, verläugnet die Lehre des Christenthums, und verliert allen Anspruch auf Gottes Barmherzigkeit; er vergißt, was er im täglichen Gebeth zu Gott Vater spricht: „vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern;“ er vergißt das erhabene Beispiel Jesu, der noch am Kreuze für seine Todesfeinde bethete. Vergebung also dem Nächsten, daß auch uns von Gott Vergebung werde!

Wenn an einem Tage mich
Sieben und siebzig Mal mein Bruder
Auch beleidigt, will ich doch
Sieben und siebzig Mal vergeben.
Mein Vorgänger, der viel mehr
Duldete, gebeut es mir!

Und der mich beleidigte,
Ist er nicht ein Erbe Gottes?
Trägt er nicht dereinst am Thron
Palmen, strahlt im Siegsgewande?
Welche Wonn' alsdann, daß ich
Dem, den Gott belohnt, vergab!
Ohn Erbarmen wird sie seyn
Eure Qual! Verbrecher,
Die dem Bruder nicht verzeihn,
Selber ihre Rächer!
Gott wird nicht,
Im Gericht,
Denen nicht vergeben,
Welche nicht vergeben!

Klopstock.

178.

Wahrheit und Aufrichtigkeit.

Gieb Gott, das ich der Wahrheit treu,
Und redlich stets im Umgang sey,
Entfernt von der Verstellung List,
Die deinem Aug ein Abscheu ist.

Verhaßt sey mir die Schmeichelei
Und glatter Worte Täuscherei;
Und was ich denke, streite nicht
Mit dem, was meine Zunge spricht.

Hilf mir auch des Betruges Schein
Mit Vorsicht fliehn, und klug zwar seyn,
Doch ohne Falsch, nach Jesu Rath,
In Worten, so wie mit der That.

Doch laß mich auch freimüthig seyn,
Und keines Menschen Anseh'n scheun,
Wenn irgendwo Gerechtigkeit
Der Unschuld Rettung mir gebeut.

Wer Wahrheit über alles schätzt,
Und nicht muthwillig sie verletzt,
Ist, Gott, dein Freund;
Und wird besteh'n,
Wenn alle Falschen untergeh'n.

Cramer.

Stellen wir uns ein Land, eine Stadt, oder auch nur ein Dorf vor, das von lauter redlichen und rechtschaffenen Leuten bewohnt wird, von Leuten, auf deren Wort man sich verlassen kann, wo Jeder es so meint, wie er redet, wo jede Freundschaft unverstellt, treu und beständig ist, wo man, mit einem Worte, mit aufrichtiger Liebe einander zuvorkommt; würden wir das nicht loben? wäre da nicht gut wohnen? und wäre ein solcher Aufenthalt nicht ein wahrer Himmel auf Erden?

Aber, möchte da Jemand fragen: wo ist denn dieses Land, diese Stadt oder dieses Dorf auf dieser verderbten Erde, wo die Bosheit der Menschen so groß und die Untreue so allgemein ist? wird nicht von Vielen der Betrug für eine Kunst gehalten, und das Lügen zum Handwerk gemacht? — Wie weit

sind die Menschen unsers Zeitalters von der alten deutschen Treue und Redlichkeit abgewichen, wo ein Wort ein Wort, und ein Mann ein Mann war, und das Wort und der Handschlag eines ehrlichen Mannes mehr galt als heut zu Tage der Eidschwur! — Denkt nicht ein Jeder nur auf seinen Vortheil, und erlaubt sich jedes Mittel denselben zu erlangen? ist nicht die Liebe auch unter Brüdern und Anverwandten selten? und wer ist vor der Untreue seiner nächsten Freunde sicher? wie würde der zurechtkommen, der unter so vielen Betrügern allein ehrlich, unter so vielen arglistigen Menschen allein redlich seyn wollte? ist man unter solchen Umgebungen nicht gleichsam gezwungen, Falschheit mit Falschheit, und Verstellung mit Verstellung zu vergelten, und einen Jeden mit gleicher Münze zu bezahlen, wenn man mit ihm handeln will?

Uebertreiben wir die Sache nicht, und stellen wir uns die Menschen nicht schlimmer vor als sie wirklich sind! es giebt doch gewiß noch ehrliche Leute in der Welt, welche Wort halten und die Wahrheit lieben. Man muß die Menschen weder für besser noch für schlimmer halten, als sie sind, und weder das Lob noch den Tadel übertreiben. Sie sind weder Engel noch Teufel, so wie die Welt weder ein Himmel noch eine Hölle ist. So viele Schwachheiten die Menschen an sich haben, so ist doch auch manches Gute an ihnen nicht zu verkennen. Sie sind aus Vernunft und Sinnlichkeit zusammengesetzet; die Forderungen ihrer gemischten Natur sind oft widersprechend; ist's ein Wunder, wenn die Sinnlichkeit zuweilen das Uebergewicht behauptet, und wenn die Leidenschaft nicht selten die Stimme des Gewissens betäubt? —

Gesetzt aber auch, es wäre die Anzahl der falschen, treulosen und arglistigen Menschen so groß, als sie angegeben wird, wollen wir darum ihresgleichen werden? — Wenn ein kluger und verständiger Mann unter einen Haufen Narren geriethe, würde er wohlthun, auch ein Narr zu werden? Wir Christen sollen wenigstens nicht der Meinung seyn. Die Menge der Lasterhaften entschuldiget das Laster nicht; es wird sogar um so viel schlimmer, je allgemeiner es wird, und je weiter es sich ausbreitet. Wahrheit und Aufrichtigkeit im Umgange mit Andern

ist die schönste Zierde des Christen. Worinn besteht sie, und was verbindet uns dazu? Diese zwei Fragen laßt uns zu unserer Belehrung beantworten.

Wahrheit und Aufrichtigkeit im Umgange mit Andern besteht darin, daß wir alle Falschheit und Verstellung meiden, und Niemanden weder mit Worten noch Handlungen absichtlich hintergehen. Ein Beispiel der Falschheit, der Heuchelei und Verstellung haben wir an den Pharisäern, wie sie im Evangelium geschildert werden. Diese Sonderlinge verachteten Jesum, weil er vor der Welt kein großer Herr war, und weil ihn kein irdischer Glanz umgab; sie haßten ihn, weil er bei jeder Gelegenheit ihre Laster rügte, ihre Irrthümer widerlegte, und sie durch seine reine Tugend beschämte. Sie beneideten ihn wegen des großen Beifalls und zahlreichen Anhangs, den er unter dem Volke hatte; sie hielten ihn für einen Feind des Gesetzes, für einen Irrlehrer, der das Volk verführe, und wohl gar mit der Hölle im Bunde stehe. Gleichwohl durften sie sich nicht öffentlich an ihn wagen, theils weil sie ihn keiner schlechten That beschuldigen konnten, theils weil sie über seine Person keine Gewalt hatten. Was sie nun öffentlich und mit Gewalt nicht ausrichten konnten, das suchten sie heimlich und mit List auszuführen. Ihre Absicht war, unter anderen Tücken, ihm verfängliche Fragen vorzulegen, und Worte von ihm herauszulocken, die sie ihm hernach zum Verbrechen anrechnen und wodurch sie ihn entweder beim Volke oder bei den Römern verdächtigen könnten. Schon die Zusammensetzung von Abgeordneten, welche sie einmal an ihn schickten, zeugte von Arglist. Es waren zum Theil ihre Schüler, die von der Parthei des jüdischen Volks waren, und zum Theil Anhänger des Herodes, welche den Römern schmeichelten. Jene sollten Jesum bei dem Volke anschwärzen, wenn er etwa nicht nach ihrem Sinne antwortete; diese aber ihn bei den Römern anklagen, wenn er etwa verdächtige Reden führte. So glaubten sie nun ihren Betrug fein genug ausgedacht zu haben. Um nun Jesum recht treuherzig zu machen, mußten ihm die Abgeordneten Schmeicheleien vorsagen: Meister! sprachen sie, wir wissen, daß du die Wahrheit liebst, daß du unbefangen die Wege Gottes

lehrest, und nicht achtest auf das Ansehen der Menschen; sage uns also, was hälst du davon; ist's recht, daß man dem Kaiser Zinse gebe? — Sagt er ja, so dachten diese Heuchler, oder beantwortet er die Frage mit Nein, so ist er in unserer Schlinge. Im ersten Falle werden ihn die Juden für einen Römischgesinnten halten, ihn hassen und von ihm abfallen, weil sie sich für ein freies Volk ansehen, das unmittelbar unter Gott stehe, und weil sie mit sichtbarem Widerwillen Abgaben an die Römer entrichteten; im zweiten Falle würde er sich gegen die Römer verstossen und sich bei ihnen verdächtigen, als wolle er das Volk wider sie aufhetzen. Allein Jesus war klüger als sie; er merkte ihre Falschheit. Ihr Heuchler, so erwiederte er mit sichtbarer Erbitterung: was versuchet ihr mich? ich weiß, was ihr mir mit euren Schmeicheleien sagen wollet; ich kenne eure lieblose Absicht und eure verfängliche Frage; aber darum setzet ihr mich in keine Verlegenheit, und ich antworte euch kurz und bestimmt: seyd gerecht; gebt Jedermann, was ihm gebührt! dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!

Nur der heimliche Feind nimmt zur Falschheit und Verstellung seine Zuflucht. Der wahre Freund denkt, wie er spricht, und die Worte seines Mundes kommen mit den Gesinnungen seines Herzens überein. Verschieden sind die Kniffe und Ränke, deren sich ein solcher Mensch bedienet, je nachdem die Gegenstände seines Aergers verschieden sind. Bisweilen ist er wirklich beleidiget worden, es sey nun aus Versehen oder aus Vorsatz; bisweilen bildete er sich auch wohl nur ein, es wäre ihm von Jemand Unrecht widerfahren; bisweilen ist der Verstand, die Tugend, die Geschicklichkeit, der Reichthum, das Ansehen eines Andern schon eine Beleidigung für ihn, weil ihm der Gedanke unausstehlich ist, daß ihm ein Anderer darin überlegen sey. Wenn er nun denjenigen fürchtet, den er hasset, wenn er zu schwach ist, es mit ihm aufzunehmen, so verstellt er sich, er verbirgt nicht nur seine Feindschaft, sondern nimmt auch die Gestalt eines Freundes an, wenn er mit ihm umgehet. Bisweilen will er denjenigen, dem er heimlich gram ist, und den er im Herzen verachtet, doch zu seinen Absichten brauchen,

er will von ihm gewisse Vortheile ziehen, er will von ihm borgen oder etwas geschenkt haben; und darum lobet, bewundert und schmeichelt er ihm, und sucht ihn zu bereden, daß er sein Freund wäre. Manche Leute wollen für artig, gesellig und leutselig angesehen seyn, und sich bei Jedermann beliebt machen; sie verschwenden also ihre Schmeichelei an einen Jeden, er mag es werth seyn oder nicht, und sagen ihm von Ergebenheit und Liebe Dinge vor, die ihrem Herzen fremde sind. Bisweilen wollen sie eben durch ihre Verstellung und Heuchelei Andere in's Unglück stürzen. Sie locken ihnen unter dem Schein der Vertraulichkeit ihre Geheimnisse ab, die sie hernach ausbreiten und verrathen; sie suchen sie in boshafte und gefährliche Unternehmungen einzuflechten, und sie als Werkzeuge ihrer schlimmen Streiche zu gebrauchen. Sie wollen sie betrügen und um das Ihrige bringen; sie stellen der Keuschheit und Tugend nach, und schützen Liebe und Zärtlichkeit vor, ob sie gleich nichts anderes beabsichten, als ihre Lust zu befriedigen, und unschuldige Personen in Sünde und Schande zu bringen. Sie wollen Erbschaften an sich reissen, wozu noch nähere Freunde da sind, schlechte Waare vortheilhaft absetzen, Jemand aus der Freundschaft verdrängen, eine geschickte Vorbereitung zu einer Verläumdung machen, wodurch sie einen Andern stürzen wollen. Sie umarmen und küssen also denjenigen, dem sie lieber in's Gesicht speien möchten. Sie billigen und loben Alles, was derjenige an sich hat, den sie betrügen wollen, wenn es auch die größten Schwachheiten und Thorheiten wären. Es ist alles wizig und scharfsinnig, was ein solcher spricht; es ist alles gut und edel, was er thut; es läßt alles schön, was er anziehet. Der Schmeichler macht oft aus Kleinigkeiten und nichts bedeutenden Sachen ein großes Wunder, und spottet heimlich über die Einfalt derjenigen, die ihm glauben. Es giebt Leute, die Andern mit Worten die größte Bereitwilligkeit vorheucheln, ob sie gleich im Stillen ihren Absichten entgegen arbeiten. Sie versprechen viel, und halten wenig oder nichts. Ihre Freundschaft ist falsche Münze, womit sie Andere betrügen. Sie schmeicheln und loben ins Angesicht, und thun die größten Freundschaftsversicherungen;

während sie hinter dem Rücken der gutmüthigen Leichtgläubigkeit spotten. Sie saugen Gift aus den unschuldigsten Reden und Handlungen Anderer, wissen jedes Wort zu verdrehen, und versäumen keinen Anlaß, der Unschuld einen Flecken anzuhängen.

Vor solchen Menschen müssen wir uns wohl in Acht nehmen. Sie haben Honig auf der Zunge, aber ihr Herz ist voll tödtlichen Gifts. Sie mißbrauchen, wie Judas, die Zeichen der Freundschaft, um uns desto sicherer zu Grunde zu richten. Durch ihr Beispiel abgeschreckt laßt uns ein Laster fliehen, aus welchem Verrätherei, Meuchelmord, die größten Verbrechen entstehen! Wir wollen es mit Jedermann gut und redlich meinen, dann werden wir nie Ursache haben unsere Gesinnungen zu verbergen und uns zu verstellen. Heuchelei und Falschheit gehören nur für Leute, die in ihrer wahren Gestalt nicht erscheinen dürfen.

Indessen ist es doch nicht möglich, daß wir allen Menschen gleiche Achtung und Liebe erweisen. Wir können den unvernünftigen und unwissenden Menschen nicht so, wie einen klugen und verständigen, einen niederträchtigen nicht so, wie einen edelgesinnten, einen trägen nicht so, wie einen fleißigen und thätigen, einen Gottesverächter und Religionsspötter nicht so, wie einen wahren Gottesverehrer und Tugendfreund, einen tückischen Feind nicht so, wie einen treuen Freund lieben und werthschätzen; wo wir aber keine vorzügliche Liebe und Hochachtung haben und haben können, da wollen wir aber auch keine vorgeben und nicht heucheln. Wer es nicht verdienet, den loben wir nicht! wir kriechen und demüthigen uns vor Keinem blos darum, weil er reich und vornehm ist, wenn er ein schlechter Mensch ist. Zwar ist es nicht immer nöthig und rathsam, seinen Widerwillen gegen schlechte Leute merken zu lassen; es ist nicht immer zuläßig, einem übermüthigen und thörichten Menschen zu sagen, daß er ein Narr sey, wenn es auch wahr ist. Es ist nie erlaubt zu lügen, aber es ist oft gut zu schweigen. Man muß nie etwas sagen, das man nicht denkt und glaubt, aber was man denkt und glaubt, muß man darum nicht immer sagen, weil oft eine unbesonnene und voreilige

Offenherzigkeit großen Schaden anrichtet. Wir wollen nie etwas zuverläßig und gewiß versprechen, was wir nicht zu halten im Stande und Willens sind; Niemanden bereden, daß wir sein Freund seyen und ihm helfen wollen, wenn unser Herz widerspricht. Wir wollen stets halten, was wir versprochen haben, und Niemand vorsetzlich betrügen. Wir wollen uns nicht gewöhnen in der Abwesenheit eines Menschen anders als in seiner Gegenwart zu reden, und wenn wir an ihm etwas auszusetzen finden, es ihm lieber sagen, wenn wir mit ihm allein sind, als hinter seinem Rücken und vor andern Leuten. Laßt uns den Schneeball einer üblen Nachrede von einem Freunde nicht weiter wälzen, weil er sonst immer größer wird, sondern ihm treu bleiben, auch wenn er unglücklich ist! Wer nur so lange Freund bleibt, als die Glückssonne scheint, verdient diesen schönen Namen nicht.

Der Ursachen, die uns zur Wahrheit und Aufrichtigkeit im Umgange mit Andern auffordern, sind mancherlei. Das Laster der Falschheit und der Heuchelei ist schon an sich so häßlich und abscheulich, daß wir nur nöthig haben es zu kennen um es zu hassen. Wie sehr Jesus alle Heuchelei und Verstellung mißbillige, zeigt der Verweis, den er den Abgeordneten der Pharisäer gab, die ihn durch eine verfängliche Frage in Verlegenheit setzen wollten. Sie dachten wunder, wie vergnügt er seyn würde über die Schmeichelei, die sie ihm vorsagten. Aber sie betrogen sich; Jesus antwortete ihnen im ernsten Tone: ihr Heuchler, was versucht ihr mich? denket nicht, daß ihr mich betrügen wollet, und daß ichs nicht merke, was ihr im Sinne habet. Ihr heuchlet mir Liebe und Ehrfurcht vor; aber euer Herz widerspricht: ihr wollt mich in meinen Reden fangen, und darinn einen Vorwand finden, das Volk oder die Römer wider mich aufzuhetzen. Er beschimpfte sie also öffentlich, er riß ihnen die Larve vom Gesicht, und stellte sie in ihrer wahren Gestallt hin. Er gab ihnen eine Antwort, die gar nicht nach ihrem Sinne war. Er sprach: weiset mir die Zinsmünze, und als er darauf des Kaisers Bild und Namensumschrift sah, fügte er hinzu: so gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Weil ihr in kai-

serlicher Münze eure Abgaben bezahlet, so ist es ein Beweis, daß ihr unter kaiserlicher Bothmäßigkeit stehet, und folglich dem Kaiser Zinse schuldig seyd. So beschämte Jesus diese Heuchler, und zernichtete ihre Anschläge. Ja er ließ keine Gelegenheit vorüber, sein Mißfallen an aller Falschheit zu bezeugen, und es jedem Heuchler in's Gesicht zu sagen, er wäre einem übertünchten Grabmale ähnlich.

Wahrheit und Aufrichtigkeit sind zwei Eigenschaften im Bilde der Gottheit, die jeder Christ auf sich übertragen soll. Des Herrn Wort, sagt der königliche Psalmensänger, ist wahrhaftig, und was er zusaget, das hält er gewiß. So aufrichtig und redlich will Gott, daß wir gegen einander seyn sollen. Daher die Ermahnung Jesu: seyd klug, wie die Schlange, und ohne Falsch, wie die Taube!

Schon der Nutzen, den diese Tugend gewährt, sollte uns antreiben ihr zu huldigen. Wahrheit und Aufrichtigkeit ist gleichsam das einzige Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammen hält. Was würde aus den Menschen auf der Welt werden, wenn sie immer nur darauf ausgehen wollten, einander zu hintergehen und zum besten zu haben? wenn man sich auf keines Menschen Wort, Beistand und Freundschaft verlassen könnte, und niemals wüßte, ob man einem Menschen trauen soll? In welcher Angst und Unruhe würden wir da leben, wie viele nützliche Unternehmungen würden rückwärts gehen? — Falschheit und Verstellung ist eine Pest der Freundschaft, ohne welche das Leben des Menschen öde, einsam und verlassen ist. Sie löschet alle Zuneigung und alles Zutrauen aus, und benimmt den Menschen alle Lust zum Umgange mit einander. Denn was für Vergnügen kann man in der Gesellschaft solcher Leute haben, unter welchen man nicht weiß, ob man verrathen oder verkauft ist? Da kann das Gemüth nie heiter und gesellig seyn; da verwelken alle Blumen der Freude; da ist jede Unterredung kalt und trocken, und die Furcht etwas zu reden, das übel ausgelegt werden könnte, steht da überall im Hintergrunde.

Ein aufrichtiger und redlicher Mensch darf und kann einem jeden in's Auge sehen, er darf jeder Lüge und Verläum-

dung Troz biethen; er darf nicht besorgen, daß eine heimliche Bosheit von ihm herauskommen werde, weil er sie nicht begehet. Aber stellen wir uns die Beschämung und Verwirrung eines Menschen vor, der sich als Freund anstellte, wenn er nun auf einmal überwiesen wird, daß er hinter dem Rücken desjenigen böses geredet, dessen Freund er seyn will, daß er ihn an seinem Glücke gehindert und ihn zu stürzen gesucht hat. Da steht er nun wie am Pranger, und muß sich's wohl ins Gesicht sagen lassen, daß er ein Verräther und Betrüger ist. — Ein falscher Mensch muß sich immer viel Mühe geben seine Tücke zu verbergen; er muß in beständiger Furcht leben, daß er entdeckt werde; er muß läugnen, lügen und schwören können, wenn er über eine Falschheit ertappt wird; und das hilft nicht immer. Es ist gerechte Fügung der Vorsehung, daß die Bosheit des Betrügers endlich ans Tageslicht gezogen wird, und er in seiner ganzen Blöße da steht. Noch nie hat ein Heuchler sein Glück gemacht. Dagegen kennen wir viele ehrliche und aufrichtige Menschen, die in Ehre und Ansehen standen, bei Jedermann beliebt waren, und ihren ehrlichen Namen mit ins Grab genommen haben. Eine liebenswürdige Offenherzigkeit, die sich gern mittheilet, weil sie das Licht nicht scheuen darf, erwirbt sich Jedermanns Liebe und Zutrauen, und ein redlicher Menschenfreund wird allzeit Freunde haben.

Wie freundlich fällt der Sonne Licht
Auf eines Mannes Angesicht,
Deß Auge ohne Falsch und Arg
Niemals geheime Tücke barg!

Der stets mit treuem Sinn die Hand,
Als ein höchst unverletzlich Pfand,
Dem tugendhaften Freunde beut;
Und Keinem trotzt und Keinen scheut.

Da wo er geht mit festem Schritt,
Geh'n alle guten Seelen mit:
Denn richtig wandelt er und frei,
Und Gott, sein Führer, steht ihm bei.

Nur der, der falsch ist, haßet ihn:
Denn wo er kommt, da muß entfliehn,
Wer auf den Lippen Honig trägt,
Und schnöden Groll im Busen hegt.

Wer weise ist, der lobt den Mann,
Und preist ihn selig: denn er kann
Sich Zeugen rufen, sicher steh'n
Und voll Vertrauns gen Himmel seh'n.

179.

Ein guter Bürger, ein guter Christ, und umgekehrt.

Wer mit Männergefühl vor des Gesetzes
Tafeln beuget sein Knie, und freudig übet,
Was sein weites Geboth für Jeden ausruft, der ist ein Bürger.

Treu' und Güte sind ihm des Daseyns Engel,
Und es schläget sein Herz der Wohlfahrt Aller
Hoch in glühender Brust; schlägt Haß der Zwietracht, Fluch der Empörung.

Fest am Obern und fest an Recht und Ordnung,
Hebt er Waffen empor. Nicht Furcht gebeut ihm,
Sondern selige Pflicht. Sich selbst gehorcht er, Wenn ihn des Herrschers
Wort beweget; in abgelegener Wüste,
Tief in Hüllen der Nacht, in enger Kammer,
Stets der Satzung getreu, gerecht und wahr und Immer derselbe.

Durch sein Leben ein Licht der bunten Menge,
Ein Bezähmer umher der stieren Wildheit,
Seiner Kinder und Enkel höh'res Vorbild', Säule des Staates.

Reimold.

Wir haben es schon öfters gehört, daß die Pharisäer und Schriftlehrer Jesum als ihren ärgsten Feind ansahen, weil er den Muth hatte, ihre Scheinheiligkeit öffentlich zu beschämen. Diese boshaften Heuchler ließen kein Mittel unversucht ihn zu stürzen und zu Grunde zu richten. Gewalt wider ihn zu gebrauchen hielten sie zur Zeit nicht für rathsam, theils weil ihn das Volk als einen großen Wundersmann schätzte und liebte, theils weil die Römer ihre Wachen im ganzen Lande ausgestellt hatten, um jeden Auflauf zu verhüten, und endlich weil ihnen die Gewalt Jemanden hinzurichten benommen war: Sie

mußten also Umwege betreten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Eine verfängliche Frage schien ihnen das wirksamste Mittel ihn entweder beim Volke verhaßt oder vor dem römischen Landpfleger strafbar zu machen. Lehrer! sagten sie demnach im vertraulichen Tone zu ihm: wir wissen, daß du ein Freund der Wahrheit bist, und Gottes Wege unbefangen lehrest; du achtest auf Niemand, nimmst auf keine Persönlichkeit Rücksicht; sage also, was hälst du davon: ist's einem Israeliten erlaubt dem Kaiser, der ein Heide ist, Zins zu geben? — Die Nichtswürdigen wollten Jesu durch dieses Lob die Zunge lösen, entweder etwas wider die Landesobrigkeit zu reden, oder etwas zu sagen, das dem Volke anstössig wäre.

Um das Verfängliche dieser Frage einzusehen, müssen wir wissen, daß die damaligen Juden auf ihre Religion überaus stolz waren. Sie sahen sich als ein auserwähltes Volk Gottes an, gegen welches andere Menschen lauter Auswürflinge wären: da sie indessen wegen eigenen Uneinigkeiten und Zänkereien unter die Herrschaft der Römer gekommen waren, so trugen sie dieses Joch mit großem Widerwillen. Am meisten mißfiel ihnen der Zins, der von jedem Kopf jährlich an den neuen Landesherrn entrichtet werden mußte; eine solche Abgabe, glaubten sie, wäre wider das Gesetz und das Gewissen. Daher die aufrührische Frage: ist's erlaubt heidnischen Kaisern Zins zu geben? —

Sie wagten es zwar nicht, laut von der Sache zu reden, weil ihnen die verhaßten Römer mit ihren Soldaten zu nahe auf dem Halse waren. Aber in geheim waren solche und ähnliche Fragen so ziemlich geläufig. Nun sehet, was sich Keiner öffentlich zu sagen das Herz hatte, das soll Jesus im Angesicht des ganzen Volkes und in Gegenwart der Diener des Herodes, der den Römern sehr zugethan war, entscheiden, und darüber eine bestimmte Antwort ertheilen. Die Falle war fein ausgedacht; denn sollte Jesus gar keine Antwort geben, so wollten sie ihn als einen Mann verächtlich machen, der von Menschenfurcht geleitet, die Wahrheit zu reden nicht getraute. Sagte er, es sey erlaubt oder gar Pflicht, den erwähnten Zins zu geben, so war dieses wider die allgemeine Meinung

des Volks, dem die Steuer ohnehin lästig war, und die unausbleibliche Folge von Seite des Volkes war Haß und Verachtung. Sagte er aber, es sey nicht erlaubt diesen Zins zu bezahlen, so mußte er gewärtigen, von der Obrigkeit als ein Ruhestöhrer und Aufrührer belangt zu werden.

Hier steht nun Jesus, wie ein Lamm, mitten unter einer Heerde Wölfe, die ihre Zähne gegen ihn wetzten; er steht mitten unter seinen Feinden, denen das Herz vor Begierde pocht, ihre Hände einmal in des Verhaßten Blut zu tauchen; er steht mitten unter einer Menge Volks, das mit Augen und Ohren auf die wichtige Antwort passet, womit er in die gelegte Falle gehen soll. Aber bewundern wir die Weisheit, womit sich Jesus aus dieser Verlegenheit ziehet! Weiset mir, sprach er zu diesen hämischen Heuchlern, eine Steuermünze! und nachdem er das Gepräge aufmerksam betrachtet hatte, fügte er noch hinzu: wessen ist dieses Bildniß und diese Umschrift? — Die allgemeine Antwort war: des Kaisers. So gebet denn, fuhr Jesus weiter fort, dem Kaiser, was des Kaisers ist. Damit wollte er sagen: ist eure bürgerliche Verfassung in solche Umstände gekommen, daß ihr einen fremden Herrn anerkennen müsset, so füget euch in diese Umstände, verhaltet euch ruhig, und entrichtet Abgaben, dem sie von Rechtswegen gebühren; aber vergesset anbei die Pflichten nicht, die ihr gegen Gott zu beobachten habet. Gebet Gott, was Gottes ist. Diese Antwort, welche Jesus den Pharisäern ertheilet, enthält eine Rüge gegen das Betragen so mancher Christen, welche bei obwaltenden Verwirrungen im Vaterlande die Pflichten eines Bürgers von den Pflichten ihrer Religion zu trennen wagen. Für diese liegt darin die Mahnung: trennet Pflichten nicht, welche mit einander so enge verbunden sind; seyd fromme Christen, es ist eure Schuldigkeit, aber seyd zugleich gute, verträgliche, ruhige Bürger, und leistet als solche Gehorsam jenen, welche von Rechtswegen über euch gesetzet sind, und wenn es auch nicht durchaus nach eurem Willen geht, so unterwerfet euch willig dem Drang der Umstände, und bethet die Fügungen der Vorsehung an! Vergesset es niemal, daß ein guter Christ alle-

mal ein guter Bürger, und umgekehrt, ein schlechter Bürger ein eben so schlechter Christ sey!

Es ist noch bei weitem nicht genug, um ein guter Christ zu seyn, daß man auf den Namen Jesu getauft sey, daß man alles fest glaube und für wahr annehme, was Gott geoffenbaret, was Christus gelehrt, was die Apostel geprediget haben, und was von jeher in der christlichen Kirche als Glaubenswahrheit vorgetragen wurde; nicht genug, daß man oft und gern bethe, fleißig bei der öffentlichen Gottesverehrung sich einfinde, und die gewöhnlichen Andachtsübungen mit andern Gläubigen mitmache. So nützlich, und zum Theil nothwendig alles dieses ist, so wenig vollendet es den wahren Christen. Der Christ, welcher das seyn will, wovon er den Namen trägt, muß nicht nur glauben, was Jesus lehrte, er muß auch thun, was er im Namen Gottes befohlen hat; er muß aus Antrieb jener erhabenen Wahrheiten, welche ihm sein Glaube vorhält, auch das Gute vollziehen, wozu ihn seine heilige Religion anweiset; er muß nicht bei den Mitteln stehen bleiben, sondern sich derselben zu seiner Heiligung bedienen. Im Christenthum ist Rechtthun die Hauptsache.

Und wozu weiset uns unsere heilige Religion öfter und nachdrücklicher an, als zur thätigen Nächstenliebe, zu Friede und Eintracht, zur gegenseitigen Gerechtigkeit, zur Mäßigkeit, zur Zucht und Ordnung? befiehlt uns das Evangelium nicht fast auf jedem Blatt, daß wir unsere Nebenmenschen ohne alle Rücksicht wie uns selbst lieben, ihnen Gutes thun, ihnen in der Noth, so viel es unsere Umstände erlauben, beispringen sollen? Befiehlt es uns nicht bei jeder Gelegenheit, mit einander einig und friedlich zu leben, die Fehler und Schwachheiten Anderer mit Nachsicht und Geduld zu ertragen? jedem das zu lassen und zu geben, was ihm gehört? verbiethet es uns nicht unter den schärfsten Drohungen, daß wir Niemanden übel nachreden, keinen beleidigen, keinen hintergehen, keinen beneiden sollen? verwirft es nicht überall Selbstsucht und Eigenliebe, welche stets nur sich im Auge hat, die Unmäßigkeit, welche den Menschen unter das Thier herabwürdiget, die Widersetzlichkeit endlich, welche sich in keine Ordnung fügen will? —

Seht daher im Kurzen den Inbegriff jener Pflichten, die wir als Christen zu erfüllen haben. Wenn wir aber alle diese Pflichten willig und genau erfüllen, was geht uns noch ab, um zugleich gute, ruhige, verträgliche und zufriedene Bürger zu seyn? — Von christlicher Liebe beseelt werden wir mit einander in Friede und Eintracht leben, wovon die allgemeine Wohlfahrt abhängt; wir werden gegen Jedermann gerecht seyn, einen Jeden bei dem lassen, was sein ist; wir werden nach Maaßgabe unserer Kräften zum allgemeinen Wohl mitwirken, ohne uns durch schmutzigen Eigennutz irre leiten zu lassen. Durch den Glauben überzeugt, daß jede Obrigkeit von Gott gesetzt ist, werden wir uns willig ihren Entscheidungen und Befehlen unterziehen, aus gründlicher Besorgniß, im entgegengesetzten Falle Gottes Anordnungen selbst zu widerstreben. Die Lehre des Apostels: seyd der Obrigkeit unterthan, nicht so fast aus Zwang und aus Furcht der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen; entrichtet Abgaben und Zins, dem Abgaben und Zins gebühren, erweiset Achtung und Ehre denen Achtung und Ehre gebühret! — wird uns stets heilig seyn. Wir werden beim Umtriebe unseres Gewerbes ehrlich und redlich in die Sache gehen; wir werden als kluge Hausväter bei unseren Untergebenen jeden Unfug verhüten, wir werden als brave Eltern unsere Kinder nicht zur Eitelkeit, nicht zum Müßiggang, nicht als Taugenichtse, sondern zum Nutzen des Vaterlandes erziehen. Mit einem Wort: wenn wir gewissenhaft Gott geben, was Gottes ist, wenn wir genau die Pflichten des Christenthums vollziehen, so werden wir auch ganz gewiß die Pflichten eines guten Bürgers erfüllen. Versagen wir aber Gott, was Gottes ist, sind wir schlechte Christen, so werden wir ohne Zweifel eben so schlechte Bürger seyn.

Es ist dieses eine Wahrheit, wofür uns Vernunft und Erfahrung bürgen. Wahrhaftig, kann man wohl hoffen, jener Mensch werde zum Nutzen des Vaterlandes außerordentliche Mühewaltungen auf sich nehmen, der sich weigert, seinem Gott den schuldigen Dienst zu leisten? kann man hoffen, derjenige werde fremde Vortheile eifrig besorgen, der das Heil seiner eigenen Seele verwahrloset? kann man hoffen, jener

Mensch werde die Gerechtigkeit dem Eigennutz vorziehen, der ohne Bedenken die Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit dem Besitz zeitlicher Güter nachsetzet? kann man hoffen, derjenige werde sich an die menschlichen Gesetze halten, der ohne Scheu die göttlichen muthwillig unter die Füße tritt? Menschenliebe, Leuthseligkeit, Milde, Sanftmuth, sind unentbehrliche Tugenden, wenn ein Land blühen soll. Kann man aber hoffen, derjenige werde seinen Nächsten lieben, der gegen Gott ein eiskaltes Herz hat? kann man hoffen, jener werde die zugefügten Unbilden mit Stillschweigen ertragen, der nicht aufhöret Gott mit neuen Unbilden zu verunglimpfen: mit einem Wort, kann man hoffen, jener werde sich fremde Geschäfte mit Treu und Eifer angelegen seyn lassen, der das wichtigste aller Geschäfte, das große Geschäft seines Heils, hinläßig besorgt? —

Nur Achtung für Gesetze und Obrigkeiten kann einer Landesverfassung Festigkeit und Dauer geben. Läßt sich aber wohl erwarten, derjenige, welcher Gott nicht achtet, werde seine Stellvertreter auf Erden, die rechtmäßigen Obrigkeiten, in Ehren halten? derjenige, welcher sich aus Gottes Gebothen nichts macht, werde die Befehle menschlicher Regierungen vollziehen? derjenige, welcher Gott zu lieb sich nicht die mindeste Gewalt anthun will, werde sich den so lästigen Abgaben unterziehen? — Er wird höchstens aus Zwang, aus Furcht vor der Strafe sich nach den Landesgesetzen fügen. Kann er ohne Gefahr diesen Damm durchbrechen, so wird ihn nichts mehr abhalten das Joch der Unterwürfigkeit abzuschütteln, und sich öffentlich zu empören. Es wird hier nicht behauptet, was nicht die ältere und neuere Menschengeschichte handgreiflich beurkundet. Jedes Volk wird dann erst für Empörung reif, wenn der Geist der Religion in ihm erloschen ist. Ein gottesfürchtiges Volk ist immer auch ein treues, friedliches Volk, dem wilde Unordnung und Rebellion ein Greuel ist.

Es ist und bleibt also eine Wahrheit, die keinem Widerspruch unterliegt, daß ein schlechter Christ ein eben so schlechter Bürger sey. O so laßt uns denn gute, ächte Christen seyn, Gott geben, was Gottes ist, ihm getreu bleiben und sein heili-

ges Gesetz stets zur Regel unseres Wandels nehmen! Vergessen wir aber dabei auch die Pflichten nicht, die uns an unser Vaterland binden! wir wollen gegen unsere Mitbürger liebreich seyn, gefällig, friedfertig und gerecht! keinen Kraft- und Kostenaufwand scheuen, wo es um das allgemeine Wohl zu thun ist! unsere Obrigkeiten als Stellvertretter der Gottheit ansehen, die von der Vorsehung geordnet sind, Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit zu handhaben. Zu diesem Ziele müssen sie mit Macht versehen seyn, dießfalls die nöthigen Vorkehrungen und Verfügungen zu treffen, mit Macht diese Verfügungen in Vollzug zu setzen, mit Macht die Uebertreter derselben zu bestrafen, mit Macht die Abgaben zu bestimmen, welche zu Bestreitung öffentlicher Anstalten, zur Aufrechthaltung guter Ordnung und zur Besoldung jener erforderlich sind, die im Dienste des Vaterlandes stehen. Unterziehen wir uns also ohne Widerrede der bestehenden Ordnung der Dinge, und allen jenen, welche von Rechtswegen gesetzet sind, sie zu handhaben, und laßt uns bedenken, daß nach der Lehre des Apostels jeder Mensch einer höhern Behörde untergeordnet ist. So werden wir das Geboth erfüllen: Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Zur gemeinen Wohlfahrt sey
Dem Gesetze stets getreu.
Wer ihm gern gehorchen kann,
Der nur ist ein freier Mann.
Ruhm, dem Ruhm und Ehr gebührt;
Schoß und Zoll, dem, der regiert!
Gieb, als gäbst du's Gott, dem Herrn,
Was dir aufgelegt wird, gern.
Ordnung und Gerechtigkeit
Schutz und Fried' und Sicherheit
Schirmt die Obrigkeit im Land
Und beglückt so jeden Stand.

Cramer.

180.

Der Christ bei religiösen Gährungen.

Ihr Christen seyd noch weit vom großen Ziele,
Das euch Jesus Christus darstellet;

Seyd noch immerdar der Menschen Knechte
Und der Freiheit noch nicht zugesellt.
Ist's genug, daß ihr mit frommem Grimme
Euch nicht mehr zum Blutgerichte zerrt?
Ist's genug, daß ihr um todte Formeln
Euch nicht mehr das Himmelreich versperrt?
Zwietracht herrschet in den Friedenstempeln,
Mißgunst in der Liebe Heiligthum.
Statt auf euren Meister zu vertrauen
Und zu folgen seinem hellen Licht
Höret ihr, mit eingewiegter Seele,
Was Gregor, Kalvin und Luther spricht.
Höret sie, doch das Gesetz der Liebe
Schwebe ewig eurem Geiste vor.
Hebet Jesus die Gesetzestafel
Nicht verklärt vor allem Volk empor?
Schämt euch, ihr streitet um den Glauben
Und verkennet eure erste Pflicht.

Witschel.

Zu allen Zeiten hat es Gährungen in der Religion gegeben. Kaum fieng Jesus zu lehren an, so erhoben sich auch schon Feinde, die seine wohlthätigen Bemühungen, Licht im Gebiethe der Religion zu verbreiten, aus allen Kräften zu vereiteln strebten. Wer wird nicht gegen die Pharisäer aufgebracht, wenn er hört oder liest, durch welche niedrige Umtriebe sie ihn beim Volke verhaßt zu machen, und den Segen seiner Lehre zu schwächen suchten? Dreihundert volle Jahre lang hatte das Christenthum mit allen erdenklichen Widersprüchen und Hindernissen zu kämpfen; es ist keine Gewaltthat, keine Grausamkeit zu ersinnen, womit man nicht den Versuch machte, seinen letzten Keim zu ersticken. Das Blut der Christen floß in ganzen Strömen, weil sie standhaft sich weigerten, falsche Götter anzuerkennen und sie anzubethen. Selbst als das Christenthum die herrschende Religion der Welt ward, war dieser verderblichen Gährungen noch kein Ende. Man zankte sich mit Erbitterung über Meinungen und Gebräuche, und über diesen Zänkereien gieng der Geist der Lehre Jesu verlohren. Man haderte über die Persönlichkeiten in der Gottheit, über die Naturen in Jesu, über die Einwirkung der göttlichen Gnade, über

Bilderverehrungen, über Rangordnung der Kirchenvorsteher, über Ansichten und Vorstellungen bei der Abendmahlsfeier, und man vergaß dabei der Hauptsache: des Gesetzes der Tugend, das Jesus den Seinigen gab, der Liebe, woran er die Seinigen erkannte, des Strebens nach Vollkommenheit, wozu er Anweisung gab. Viele Jahrhunderte lang dauerten diese Glaubensgährungen, und haben das einfache Christenthum beinahe unkenntlich gemacht. Noch sind die Wunden nicht vernarbt, welche dadurch der Kirche und dem Staate geschlagen wurden. Diejenigen, welche ein gemeinsames Band der Liebe umschlingen sollte, trennten sich; sie haßten, lästerten, verfolgten einander, weil sie sich nicht über die gleiche Vorstellung vereinigen konnten; ängstliche Wort- und Sylbengrübeleien traten an die Stelle des unbefangenen Forschungsgeistes, und verengten das Herz.

O daß wenigstens in unsern helleren Zeiten dieser verderblichen Gährungen ein Ende wäre! Aber leider, sie werden fortdauren bis an's Ende der Zeiten; alte und neue Meinungen werden einander zu verdrängen suchen, so lange die Welt steht; es werden sich Partheien bilden, und die Wärme, womit jede derselben ihre Meinungen behauptet, wird nicht selten in stürmische Hitze, in blinden Eifer ausarten.

Wie soll sich nun der Christ bei solchen Gährungen benehmen, wenn sie ihm nicht zum Anstosse gereichen sollen? —

Zuerst und vor Allem ist folgendes zu bemerken: So natürlich und unvermeidlich es ist, daß es über Gegenstände der Religion eine Verschiedenheit der Meinungen giebt, so wenig darf es uns auch befremden, wenn bisweilen Gährung in der Religion eintritt. Eines ist die Ursache des Andern.

Ja, nichts ist natürlicher, als die Verschiedenheit der Meinungen über Gegenstände der Religion. Die Menschen kommen sehr verschieden aus der Hand des Schöpfers, und werden sehr verschieden durch ihre Verhältnisse gebildet. Sie besitzen nicht dasselbe Maaß von Fähigkeiten und Geisteskräften; sie empfangen nicht denselben Unterricht und dieselbe Erziehung; sie treiben nicht dieselben Geschäfte und stehen nicht in denselben Verbindungen; sie haben nicht dieselbe Gelegenheit

ihre Anlagen zu entwickeln und ihren Verstand zu üben. Sie denken also in jeder Rücksicht sehr verschieden, weil es ihre Natur, und die Natur der Sache nicht anders mit sich bringt. Sie denken sehr verschieden selbst in Ansehung dessen, was in die Sinne fällt, und schon die Gegenstände des Auges, des Ohrs, des Geschmacks, des Gefühls machen nicht auf Alle gleichen Eindruck. Sie denken sehr verschieden über Lust und Schmerz, über Glück und Unglück, und der Eine wünscht nicht selten was der Andere fürchtet. Sie denken sehr verschieden über das, was schön, groß, erhaben heißt, und ihre dadurch angeregten Empfindungen weichen oft beträchtlich von einander ab. Wie verschieden sind die Urtheile über ein Gemälde? wie verschieden die Gefühle, welche durch die Musik geweckt werden? wie oft tadelt der Eine, was der Andere lobt? wie oft entzückt den Einen wobei der Andere gähnt? wie oft kömmt dem Einen unschmackhaft vor, was den Gaumen des Andern reizt? — Und die Menschen sollten in Beziehung auf Religion nicht eben so verschieden denken? sie sollten sich nicht blos von der Hauptsache, sondern sogar von den vielen Nebendingen, welche damit zusammmenhangen, dieselben Vorstellungen machen können? sie sollten Alles mit denselben Augen ansehen, Alles auf dieselbe Art sich erklären? sie sollten über Vorstellungen im Gebiethe der Religion einiger seyn, als über Gegenstände der Sinne und des Gefühls? Nein, die Verschiedenheit der Meinungen ist das Werk der Natur, oder vielmehr das Werk dessen, der die Natur des Menschen schuf. So sehr auch gewisse Wahrheiten jeden Menschenverstand ansprechen, so giebt es doch im Gebiethe des Erkennens so manches, worüber sich nicht Alle vereinigen können. Der Abstand der Einsichten ist zu groß, als daß in ihren Ueberzeugungen Alle übereinstimmen könnten. Aus dieser Ursache dringt auch das Christenthum blos auf Einigkeit im Geiste, und auf Eintracht in der Gesinnung. (Einheit und Einigkeit sagen nicht dasselbe.) Jeder soll nach seinen Kräften die Wahrheit suchen; aber die Verschiedenheit der Wege, worauf wir sie zu finden hoffen, soll den Frieden nicht stören. Jeder soll für das, was er annimmt oder verwirft, blos Gott und seinem Gewissen verantwortlich,

aber Jeder soll bescheiden und duldsam, liebvoll und verträglich seyn. Benehmen wir uns so, dann kann keine Gährung in der Religion uns schaden; sie kann im Gegentheil sehr wohlthätig für uns werden. Durch Widerspruch wird eine Sache bekannter und in ihren Folgen wichtiger. Durch Widerspruch wird das Nachdenken geweckt, und manches, was vorhin blos angelernte Sache war, geht in Ueberzeugung über. Durch Widerspruch wird man gezwungen Urstoff und Zuwachs zu scheiden, und nur an das sich zu halten, was zum Wesen der Religion gehört.

Das Zweite, was wir zu bedenken haben, ist nicht minder wichtig. So groß die Gährung in der Religion seyn mag, so gewiß betrifft doch das Wenigste von dem, was streitig ist, die Religion selbst. Es betrifft meistens nicht ihren wesentlichen Inhalt, nicht ihre Grundwahrheiten, sondern nur Nebenfragen und untergeordnete Wahrheiten. Daß ein Gott ist, der mit der höchsten Weisheit die reinste Güte, und mit der unumschränktesten Macht die vollkommenste Heiligkeit verbindet; daß er als der Urheber und Erhalter aller Dinge unsere Anbethung verdient; daß wir ihn als unsern Oberherrn und höchsten Gesetzgeber im Geist und in der Wahrheit, nicht durch äußerliche Gebräuche und Feierlichkeiten, sondern durch Gehorsam und Tugend, durch dankbare Liebe und kindliches Zutrauen verehren müssen; — daß es eine Vorsehung, eine planvolle Regierung Gottes über die Welt giebt, daß sie alle Theile der unermeßlichen Schöpfung umfaßt, daß sie sich über alle Reiche des Erdbodens erstreckt, daß sie das Loos der Völker bestimmt, die Schicksale der Menschen lenkt, und für das Kleinste wie das Größte sorgt; — daß unser Geist unsterblich ist, und nicht mit dem Körper zerstört werden kann; daß uns ein künftiges Leben bevorsteht, welches sich genau auf das Gegenwärtige bezieht; daß uns ein Zustand der Vergeltung erwartet, in welchem Tugend und Laster erst ihre angemessene Belohnung und Strafe finden; — dieß ist der wesentliche Inhalt einer jeden Religion, die sich vor der Vernunft rechtfertigen kann; dieß sind und bleiben auch die Hauptwahrheiten des Christenthums, weil sie Jesus selbst dafür erklärt. Aber sollten denn wohl sehr

viele unserer Zeitgenossen diese Sätze bezweifeln? — Nein, gewiß nicht! die Streitigkeiten, welche von jeher über die Religion geführt wurden und noch geführt werden, betreffen nur selten die Religion selbst, nur selten die wichtigen Hauptlehren, den eigentlichen Inhalt des Christenthums. Sie betreffen fast immer nur Nebenfragen, nur untergeordnete Lehren, nur das, was sich nicht streng, nicht aus allgemein anerkannten Grundsätzen, nicht auf eine befriedigende Ueberzeugung, abzwingende Art beweisen läßt. Diese hangen nun freilich mehr oder weniger mit der Religion zusammen; aber sie sind doch nicht die Religion selbst, und der Glaube an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit ist nicht an sie gebunden. Was wir durchaus zu wissen nöthig haben, um unsere Pflichten zu erfüllen, was uns Zufriedenheit des Gemüths und Hoffnung für die Zukunft gewähren kann, was für alle Zeiten und Nationen gelten soll, das hat uns Gott in's Herz geschrieben, darüber sind die meisten Menschen einig. Worüber man sich von jeher entzweit hat, das liegt meistens außer dem Gebiethe der Religion, weil es Gott nicht nöthig gefunden hat, uns genauer darüber zu unterrichten. So groß also immer die Gährung in der Religion seyn mag, sie betrifft größtentheils Meinungen und Muthmaßungen. Die Wahrheit selbst steht fest, und das Gebäude der Religion ruht auf einem Felsengrunde.

Die Wahrheit hat drittens da, wo gedacht wird, nichts zu fürchten. Wo die Menschennicht denken, weil sie nicht dürfen oder nicht wollen, wo alles, was zur Religion gerechnet wird, in gewisse unveränderliche Formeln eingeschlossen ist, deren Heiligkeit Niemand anzutasten wagt, wo man sich in der Einbildung, daß nun Alles unverbesserlich sey, einer trägen Ruhe überläßt; da errichten gewöhnlich Unwissenheit und Vorurtheil ihren Thron, da schleichen sich immer mehr und gröbere Irrthümer ein, weil man sorglos und verblendet genug ist, sie nicht zu bemerken. Wo hingegen gedacht wird, wo man prüft und untersucht, wo man von Zweifeln und Einwürfen hört, wo man aufmerken muß, da ist die Vernunft wachsam, und verhütet es, daß der Glaube nicht in Aberglaube ausartet. Ja, wo über Religion gedacht wird, da ist es un-

möglich, daß nicht manche schädliche Mißbräuche beleuchtet, daß nicht manche gute und nützliche Vorschläge gethan, daß nicht manche wünschenswerthe Veränderungen bewirkt werden sollten. Mag es seyn, daß bei weitem nicht Alle gründlich und unbefangen denken; so ist doch der Zustand des fehlerhaften Denkens immer viel besser, als der Zustand des Nichtdenkens. Mag es seyn, daß da, wo viel neues zum Vorschein kommt, auch viel Irrthum einfließt; er wird gefunden und aufgedeckt, und die Widerlegung desselben ist nicht ohne Nutzen. Mag es seyn, daß man da oft die Gränzen überschreitet, und manches übertreibt; es finden sich Andere, welche solche Behauptungen genauer bestimmen, und das Gold von den Schlacken scheiden. Nein, die Wahrheit hat da, wo gedacht wird, nichts zu fürchten; die Vernunft kehrt da, wo sie geübt wird, bald wieder auf den rechten Pfad zurück, wenn sie sich auch davon entfernen sollte. Wo gedacht wird, da kann man sich zwar verirren, aber auch wieder zurecht helfen, da werden Gründe gegen Gründe aufgestellt, da kann die Religion am Ende nur gewinnen. Was diesen Namen wirklich verdient, was Wahrheit ist und die Probe aushält, das wird stehen; was sich ihr als Irrthum, als fremder Zusatz aufgedrungen hat, das wird fallen. Da, wo gedacht wird, da werden allmählig die Partheien ruhiger und kälter; man verständiget einander, und die Scheidewand fällt endlich, welche so lange schon die Bekenner der an sich so einfachen und leichtfaßlichen Christusreligion trennte.

Endlich ist noch folgender kräftige Gedanke zu erwägen. Wo Gährung in der Religion statt findet, da ist sie ein Zeichen, daß sich noch viele Menschen um das Schicksal der Religion bekümmern. Denn warum würden sie sonst über die Religion streiten, und diesen Streit so lange fortsetzen? Die Religion muß ihnen doch von irgend einer Seite wichtig seyn, sonst würden sie wohl nicht mit einem solchen Eifer dafür kämpfen. Man nimmt sich gewöhnlich dessen wenig an, wofür man keinen Sinn hat. Mag also immerhin Gährung in der Religion seyn, das kann unserm Zeitalter zu keinem Vorwurf gereichen. Es ist vielmehr ein Beweis, daß man noch immer

das Bedürfniß der Religion fühlt, und das, was dem Menschen das Heiligste ist, in Schutz nimmt.

Darum soll eben nicht behauptet werden, daß diejenigen vorwurfsfrei sind, welche geflissentlich zu solchen Religionsgährungen beitragen. Wie Viele giebt es, denen es dabei nur darum zu thun ist, Aufsehen zu machen, Bewunderung zu erregen, seiner unreifen Einfälle sich zu entledigen, und seine Leidenschaften zu befriedigen? wie Viele thun es, mehr von Eitelkeit, als vom Drange, Wahrheit zu erforschen, getrieben? wie Viele greifen zwar Irrthümer und Vorurtheile an, aber mit einem Leichtsinne, mit einer Unvorsichtigkeit, mit einer Raschheit, daß mit dem Falschen gemeiniglich auch das Wahre niedergerissen wird? — Einigkeit des Geistes und Eintracht des Herzens, das bleibe unser Strebepunkt bei aller Verschiedenheit der Ansicht. Wer nicht mit freudigem Herzen die Tugend übt, der hat die Religion nie gekannt. Die Religion ist Herzensangelegenheit, ihr Zweck ist Gottgefälliges Rechtthun. Lassen wir uns doch nie dieses schöne Lebensziel verrücken! vergessen wir nie, wozu wir da sind! Nicht, wer für wahr hält, was Jesus lehrte, sondern wer damit sein Leben in Einklang bringt, ist sein wahrer Verehrer. Würdigen wir unsere Religion nach ihren Früchten. Wer dadurch nicht gebessert wird, hat keine. Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel, ist das große Losungswort des Christenthums, und wir seyen daher, wenn auch nicht in allem einerlei Meinung, doch Eines Sinnes und Herzens in der Liebe und einig im Streben nach christlicher Vollkommenheit.

Ach wie tönt es lieblich aus der Ferne
Aus der Urwelt heil'gem Mondenlicht:
„Kinder, bleibet bei der Bruderliebe,“
„Prüfet alles, nur verfolget nicht.“
Eins ist noth! Was zürnen wir Geliebte?
Friedlich winkt der stille Aschenkrug. —
Endlich, Christen, muß es Friede werden
Oder euer Christenthum ist Trug. —
Warum kämpft ihr um den Gränzstein, Brüder,
Der vor tausend Jahren schon versank?
Seyd ihr nicht zu Einem Bund erkoren?

Machet euch nicht Eine Taufe gleich?
Habt ihr nicht zu Einem Gott geschworen?
Und doch Feinde? — Sprecht, was trennet euch?
Nicht das Helle, nur das Dunkle, Christen,
Nur die Finsterniß und nicht das Licht. —
Sünde ist's, dem freien Geist gebiethen,
Wo der Glaube uns nicht besser macht. —
Uebers Klare pflegt man nicht zu streiten;
Jeder Tag erwirbt sein eignes Licht.
Nur das Trübe lockt zu raschem Kampfe.
Ach, man wüthet, und erkennt sich nicht! —
Laßt uns nicht an leeren Formeln hängen!
Unser Herz, doch auch der Geist sey rein! Ist es Aberglaube!
Ist's Selbstsucht, Geiz, ist's blöde Furchtsamkeit,
Was euch zurück vom großen Frieden treibet?
Ist's Glaube, Wahrheitsliebe, Frömmigkeit?
Wie? Soll das Laster eure Tugend krönen?
Die Finsterniß besteht nicht vor dem Licht.
Gebt euch gefangen, wo der Geist entscheidet,
Und schweiget still, wenn Jesus Christus spricht.
Auf eure Bücher seyd ihr nicht getaufet,
Die Zeit der Katechismen ist vorbei.
Der Meister spricht, — in Einfalt und in Würde,
Was wollt ihr noch mit eurem Allerlei,
Der Kirchenvater muß zurücke stehen,
Wenn der Apostel auf den Lehrstuhl tritt.
Und welch Concil vermag den Geist zu dämpfen
Da, wo die Wahrheit ihren Kranz erstritt?
Mein Joch ist sanft, spricht unser Herr und Meister,
Und daran ärgert sich der Afterchrist.
Der Mensch ist mit dem Leichten nicht zufrieden,
Er häuft die Last bis er beladen ist.
Die Wahrheit lebt, o laßt euch nicht bethören,
Der Kranz ist welk, den euch der Irrwahn flicht.
Wollt ihr den Ruf des Zeitgeists überhören?
Ihr werdet sterben, doch die Wahrheit nicht.
So höret denn, ihr, die ihr Frieden liebet,
Ein Wort vom Himmel, das durch Wahrheit frommt,
Hört, Christen! Hört es unversöhnte Brüder,
Auf welchem Weg der Friede zu euch kommt.
Der Katholik, der stille Reformirte,
Der Protestant, das ganze Christenthum
Vertraue sich auf's neu' dem großen Stifter,
Und huldiget — dem Evangelium!

Witschel.

181.

Krankheiten leiten wieder zur Pflicht.

Körperliche Schmerzen lehren
Unsre Sorgfalt zu vermehren
Unsre Thorheit zu bereu'n
Oder mäßiger zu seyn.

Ohne Schmerzen, ohne Leiden
Wüßten wir auch nichts von Freuden;
Selbst das Glück gesund zu seyn
Seh'n wir erst durch Krankheit ein.

Leiden lehrt Geduld zu üben,
Lehrt, den Nächsten mehr zu lieben
Und, wenn wir ihn leiden seh'n,
Mitleidsvoll ihm beizusteh'n.

Leiden lehrt auf Gott vertrauen,
Ohne Furcht und ohne Grauen
Durch des Todes Thal zu geh'n,
Um sich ewig froh zu seh'n.

Wir sollten allemal die heilige Schrift von jener Seite betrachten, welche für uns die lehrreichste ist. Dieses göttliche Buch ist so ganz für uns geschrieben, daß wir überall nur uns selbst finden. Sogar jede Geschichte, welche darin aufgezeichnet ist, enthält etwas Lehrreiches für uns.

Von dieser Art ist die Geschichte von der Frau mit dem Blutfluße. Eine Frau befand sich in den kläglichsten Umständen. Schon zwölf volle Jahre litt sie am Blutfluß, und hatte nicht eine einzige gesunde Stunde. Lästig und langwierig war das Uebel, mit welchem sie kämpfte; umsonst nahm sie ihre Zuflucht zu den erfahrensten Aerzten: bei allen angewandten Mitteln, und von allen gemachten Auslagen, sah sie am Ende keinen andern Erfolg, als daß sie noch zur Vermehrung ihres Elendes in die äußerste Armuth gerieth, und gezwungen wurde, zu fremder Mildthätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen. Mitten in ihrem Elende erinnert sie sich nun, wie schon so manche Kranke bei Jesu Hülfe fanden; sie ruft sich alle Wunderthaten in's Gedächtniß zurück, die er an Blinden, Tauben, Stum-

men, Lahmen, ja sogar an Todten wirkte, die er durch sein Machtwort in's Leben zurück rief: voll Vertrauen fasset sie also den Entschluß sich ihm zu nähern, und tröstet sich mit der süßen Hoffnung der Wiedergenesung, wenn sie auch nur so glücklich wäre, unbemerkt den Saum seines Kleides zu berühren. Der Herr belohnte auch wirklich ihr Vertrauen mit einem Wunder, worüber alle Anwesende staunten. Sie hatte nämlich kaum ihr Vorhaben ausgeführt, kaum ihre zitternde Hand ausgestreckt, um das Kleid des großen Wunderthäters zu berühren, und schon fühlt sie in sich ein neues Leben, und ist von der Stunde an frisch und gesund.

Diese Wohlthat erfüllte ihr Herz mit heißem Dankgefühl, sie wurde aufmerksam auf die Lehre Jesu, die sie allmählig so lieb gewann, daß sie in der Folge die eifrigste Bekennerin des Christenthums wurde. So rechtfertiget sich öfters schon zeitlich die göttliche Vorsehung über die Klagen der Menschen, denen sie körperliche Leiden zuschicket. Denn durch eben diese Leiden wird die Tugend des Gerechten geprüft und vervollkommnet, und der Sünder wird von fernern Vergehungen abgehalten, und nach und nach wieder zu Gott geleitet. Aber noch weit besser wird sich die Vorsehung in jener bessern Welt rechtfertigen, wo wir die Früchte unsrer Leiden einärnten werden.

Wir wollen daher über Gottes Anordnungen nicht mißvergnügt und muthlos werden, wenn wir lange, oder unser ganzes Leben hindurch mit körperlichen Schwachheiten, Schmerzen oder Unglücksfällen ringen müssen. Wir wollen es vielmehr der Güte Gottes zutrauen, daß er alles zu unserm Besten so angeordnet habe. Langwierige, schmerzliche Krankheiten sind oft in der Hand Gottes das kräftigste und sicherste Mittel den Menschen von den Banden der Sünde loszureißen, und ihn auf den Weg der Pflicht zurückzuleiten. Unter solchen Umständen trostlos ächzen und winseln ist ein Beweis, daß man mit dem Geist des Christenthums noch nicht vertraut sey und Gottes liebevolle Absichten mißkenne.

So lange immer man nur das Reizende der Sünde vor Augen hat, entschließt man sich leicht und bald sie zu verüben; aber so wie man die Folgen der Sünde kostet, öffnen sich

auch die Augen; man fängt an in sich zu gehen, sich zu schämen, seine Fehltritte zu bereuen, und so allmählig die Tugend wieder lieb zu gewinnen.

So bereitet uns der liebe Gott oft durch Krankheiten zur Bekehrung vor. Er hat sie enge mit der Sünde verbunden, nicht um uns wehe zu thun, sondern unsern Ausschweifungen ein Ziel zu setzen. Die Krankheiten sind sehr oft Wunden, welche uns die Sünde schlägt, aber nach seiner väterlichen Absicht soll selbst aus diesen Wunden ein heilsamer Balsam wider die Sünde fließen.

In gesunden Tagen vergißt man sich zuweilen; man giebt der Stimme der Sinnlichkeit mehr Gehör als der Stimme der Vernunft und Religion; man überläßt sich oft der Unmäßigkeit. Dieses nährt das Fleisch, entzündet die Begierlichkeit und erschwert dem Geist sein Geschäft. Manches Gute unterbleibt, was geschehen sollte, und manches geschieht, was unrecht und verbothen ist. Was thut nun Gott, um den Muthwilligen in sein Geleise zu bringen? Er läßt ihn krank werden; dadurch wird der verwöhnte Mensch in die Nothwendigkeit versetzet, sich an die Gesetze der Mäßigkeit zu halten; dem Fleisch wird der Zunder der bösen Lust entzogen, und der Geist kann nun leichter über dieses entkräftete Fleisch siegen. Schon das ist großer Gewinn für den Menschen, der im Hochgefühl seiner Lebenskraft oft übermüthig wird, und Gott und Pflicht aus den Augen verliert.

Nichts ist dem Menschen heilsamer, als oft widerholte Erinnerung an seine Sterblichkeit. Der Mensch ist flatterhaft, und würde sich unbedingt seinen Leidenschaften hingeben, wenn ihn nicht zuweilen der Gedanke des Todes, und die Furcht vor der Zukunft zur Besinnung brächten. Was ist nun aber geschickter, diesen Gedanken, diese Furcht in uns aufzuregen, als eine schwere langwierige Krankheit, welche Gottes weise Vorsehung über uns verhängt? — So lange wir frisch und gesund sind, machen wir es gewöhnlich wie jener Verschwender in der evangelischen Geschichte, wir verprassen die Güter unseres Herrn, und häufen Schulden auf Schulden; kömmt aber eine schwere Krankheit, dann ist's als ob wir vernehmlich diese

Worte hörten: thue Rechnung, du kannst fortan deinem Amte nicht mehr vorstehen. Alsogleich gehen uns die Augen auf; unser erster Entschluß ist, das Gewissen in Ordnung zu bringen; wir sehen es endlich ein, daß wir einen Herrn über uns haben; der Gedanke: welch ein Geschick wartet unser jenseits des Grabes? dringt sich uns unwiderstehlich auf, und leitet uns auf den ernsten Vorsatz, wenigstens den kurzen Rest unsers Lebens Gott und der Tugend zu weihn.

In gesunden Stunden denkt der Mensch oft gar nicht oder doch nur sehr flüchtig daran, wie eitel, hinfällig und vergänglich die Güter dieser Welt seyen. Erst die Krankheit nimmt ihm die Binde vom Auge; da erst erkennt er die Irrwege, auf welchen er wandelte, und erblickt betroffen den schauerlichen Abgrund, an dessen Rande er so oft stand. Müssen nicht unter solchen Umständen die Neigungen des menschlichen Herzens eine andere, eine ungleich bessere Richtung bekommen?

So lange sich der Mensch wohl befindet, achtet er gewöhnlich nicht auf die Wohlthat der Gesundheit, sondern läuft muthwillig Sturm wider dieselbe, und zieht sich dadurch tausend Beschwerden zu, wodurch ihm sein reiferes Alter verbittert und die frohe Aussicht in die Zukunft verdunkelt wird. Erst wenn er krank ist, lernt er eine Gabe würdigen, auf die er vorhin im Taumel der Freuden nicht achtete. Da erinnert ihn jeder gesunde Mensch, der ihm unter die Augen tritt, an das, was er verloren hat; da erst erkennt er, daß Gott allein die Gesundheit wieder geben kann, wenn alle Aerzte verzweifeln; da erst erkennt er ihn wieder für das, was er ist, als den Herrn über Leben und Tod; da erst sieht er es ein, daß er selbst durch Ausschweifung seine Gesundheit zerstöret habe. Wenn er einsam und verlassen lange Nächte durchwacht, und nichts um sich her bemerkt, dann blickt er endlich auf sich zurück, sieht betroffen den elenden Zustand seiner Seele, und nimmt seine Zuflucht zu dem, dessen er in gesunden Tagen fast ganz vergessen hatte. Die Krankheiten sind also gleichsam Liebesbande, an welchen uns Gott von unsern Zerstreuungen und Vergehungen zu sich hinzieht.

Was vorhin die Liebe zu Gott, die Achtung für Pflicht

nicht leistete, das bewirkt endlich unter kränklichen Umständen die Furcht des Todes; er fängt an von jenen Heilsmitteln Gebrauch zu machen, die er in den Tagen der Gesundheit keiner Aufmerksamkeit würdiget; er kömmt von seiner Betäubung zurück; die heftigen Schmerzen der Krankheit machen, daß ihm ein so elendes Leben zur Last wird; er wünscht aufgelöset zu werden, um dahin zu kommen, wohin Jesus vorgieng. So flößten einst erlittene Widerwärtigkeiten dem verlornen Sohne das Verlangen nach dem väterlichen Hause ein; so fängt der Wanderer erst recht sehnlich an nach seinem Vaterlande zu seufzen, wenn er auf seiner mühevollen Reise sich ermattet und geschwächt fühlt.

Wenn alle Mittel unwirksam sind, wenn die Erde unter unsern Füßen bereits einzusinken anfängt, dann macht man endlich aus der Noth eine Tugend, und ergiebt sich in den göttlichen Willen; dann geht man aus sich selbst heraus, und hält sich an Gott fest; dann vereiniget man seine Schmerzen und Tod mit den Schmerzen und mit dem Tode Jesu, und empfiehlt mit ihm in des himmlischen Vaters Hände seinen Geist, und kehrt zurück zu dem, der uns erschaffen hat.

Krankheiten sind also nichts weniger als Zeichen der göttlichen Ungnade. Gott handelt stets gegen uns als Vater; selbst wenn er uns krank werden läßt, will er dadurch unser Bestes erzielen, und uns auf dem Wege des Leidens unsrer Bestimmung näher bringen. O wie mächtig muß dieser Gedanke unser Herz erquicken! — kann doch ein Kranker die bittersten Arzneien nehmen und die schmerzlichsten Operationen aushalten, wenn er nur hoffen darf, daß ihm dadurch geholfen werde. Um wie viel mehr sollen wir im Stande seyn, unter den heftigsten Leiden auszuharren, wenn wir bedenken, daß sie in Gottes Hand Mittel zu unserm Heile sind!

Wohlan, so laßt uns also die traurigsten Unfälle dieser Vergänglichkeit, den Verlust der Gesundheit und selbst des Lebens als weise und wohlthätige Fügungen des Himmels ansehen! sie als väterliche Ahndungen betrachten, daß wir uns bessern sollen! laßt uns nicht murren, wenn der liebe Gott unsre Berufstreue durch Leiden prüft! sondern ihm danken, wenn er uns

zuweilen in eine Lage versetzt, wo wir nothgedrungen zur Pflicht zurückkehren und zur Gnade Gottes unsre Zuflucht nehmen müssen! Beweisen wir als Christen Kraft und Stärke in geduldiger Ertragung unseres Elendes, und vergessen wir es nie, daß die Leiden dieser Welt in keinem Verhältnisse stehen zu der künftigen Herrlichkeit, die unsrer jenseits des Grabes wartet. Dieser Gedanke an das Vorbild des Erlösers, der durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen mußte, tröste und ermuthige uns.

Drum laßt uns ihm vertrauen
In diesem Wanderthal,
Hin auf sein Vorbild schauen,
Und wählen seine Wahl.
Die Tugend führt durch Leiden
Empor zum ew'gen Heil.
Und an des Meisters Freuden
Nimmt auch sein Jünger Theil.

Herr! unser Gott! wir scheuen
Den Pfad des Lebens nicht.
Kein Schritt mag uns gereuen;
Er führt zu deinem Licht.
Hier unten und dort oben
Geh'n wir an deiner Hand,
Und schau'n dich einst, erhoben
In's ew'ge Vaterland.

Reimold.

182.

Was ist der Glaube an Jesus, und was ist sein Zweck?

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein Erkenntniß steigt,
Je mehr soll diese steigen.
Der Glaub' erleuchte nicht allein,
Er stärk' das Herz und mach es rein.

Gellert.

Wir führen das Wort: Glaube so oft im Mund; wir bilden uns auf unsern Glauben so viel ein; wir bauen darauf die Hoffnung unserer künftigen Seligkeit; wir berechnen darnach die Zahl der Auserwählten und Verworfenen; wir sprechen davon, als von einem übernatürlichen Lichte, das die Gnade Gottes dem Einen giebt, dem Andern entzieht; wir sind von Jugend auf daran gewöhnt, einen vorzüglichen Werth auf unsern Glauben zu legen; wir sind unerschöpflich in Anpreisung seines Segens, und zwar mit Recht. Aber, kennen wir auch die wahre Bedeutung dieses Wortes? ist unser Begriff davon nicht einseitig? nicht durch Vorurtheile entstellt? haben wir den Geist der christlichen Lehre rein aufgefaßt? hat der Glaube, dessen wir uns rühmen, mit unserm Verstand auch unser Herz angesprochen? war er uns heilige, unverletzliche Lebensregel? haben wir, begeistert durch ihn, auf den Wegen des Heils merkliche Fortschritte gemacht? sind wir durch ihn besser geworden? haben wir uns unter seiner Leitung so benommen, wie es Kindern Gottes zusteht? haben wir die Heiligkeit unsers Glaubens durch ein heiliges Leben kennbar gemacht? sind wir an Gottgefälligen Tugenden denen überlegen, die nicht unsers Glaubens sind, und in der Weise öffentlich Gott zu verehren von uns abweichen? sind wir zugleich Verehrer Jesu und seine Nachfolger?

Es können uns also folgende Fragen doch wohl nicht gleichgültig seyn: Was ist der Glaube an Jesus, und was ist sein Zweck? —

Der Glaube, oder die Religion Jesu, ist eine Summe von Wahrheiten und Vorschriften, welche den Menschen zu seiner höhern Vervollkommnung und Glückseligkeit leiten; eine Summe von Wahrheiten und Vorschriften, ganz auf die Natur des Menschen gebaut; eine Summe von Wahrheiten für alle Menschen unter allen Himmelsstrichen und allen Jahrhunderten. Jeder Satz dieser beseligenden Religionslehre, die aus dem Herzen Jesu floß, ist gleichsam mit dem Denkspruche besiegelt: thue das, und du wirst leben. Ihr Zweck ist unsere Besserung und Seligkeit; wir sollen durch sie verständiger und

besser werden; wir sollen, von ihr getrieben, wachsen an Lebensweisheit und Tugend; wir sollen unter ihrer Leitung im Bewußtseyn der erfüllten Pflicht die Ruhe unserer Seele, unsern eigentlichen Himmel finden, wir sollen durch aufrichtiges und anhaltendes Streben nach Gottähnlichkeit der hohen Forderung Jesu entsprechen: werdet vollkommen, wie es euer Vater im Himmel ist; wir sollen durch freudiges Rechtthun uns selig in Gott fühlen, und in unserm Herzen durch dieses süße Gefühl das Fundament jenes göttlichen Reiches legen, auf welches Jesus mit den Worten hinwies: das Reich Gottes sey inner euch! Mit einem Worte: Gottgefällige Tugend soll unser höchstes Strebeziel seyn! und ein edler Wetteifer im Guten soll den wahren Christen kennbar machen!

Schließen wir daraus auf das Wesen, auf den Geist, auf den eigentlichen Zweck des christlichen Glaubens. Es ist nicht blos Wissen und Fürwahrhalten jener wohlthätigen Religionswahrheiten, die Jesus in Umlauf setzte; ach, so würde ja der Schulgelehrte, welcher über die Bestandtheile und den Zusammenhang der christlichen Lehren am spitzfindigsten zu vernünfteln weiß, der erste und größte im Reiche Gottes seyn; wir müßten dann die Klassen der Gläubigen nach dem Scharfsinn und der Blödigkeit ihres Verstandes eintheilen, und der Glaube wäre nichts weiter, als eine Wissenschaft, die oft mehr aufbläht, als bessert und beseliget. Der christliche Glaube ist nicht blos Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge, von der Wahrheit und Lauterkeit der Lehre, welche Jesus predigte; denn leider wirkt diese Ueberzeugung nicht immer Besserung; sie geht mit dem Rechtthun nicht immer im gleichen Schritte; sie erzeugt nicht selten einseitigen Eifer für die Sache der Kirche, der wir angehören; sie macht oft unverträglich, unduldsam, absprechend, hart gegen jene, die mit uns nicht die gleiche Ansicht theilen; sie tödtet zuweilen die Liebe an der Wurzel, indem sie unbescheiden Andersdenkende als von Gott verworfen der Hölle zuweiset. Der christliche Glaube ist nicht bloße Gedächtnißhinterlage, nicht blos angelernte Sache; denn nicht immer paart sich die reinste Tugend mit dem glücklichsten Gedächtnisse; es giebt Menschen, welche die [Lehren ihrer

Religion haarklein hersagen können, denen davon nicht ein Punkt entgeht, aber dabei die verworfensten Seelen sind, und im Schlamm der Laster bis über die Ohren stecken. Der christliche Glaube ist endlich mehr als das bloße Festhalten an jenen Unterscheidungslehren, die unsere Kirche von andern trennen: er ist, was besonders wohl zu merken, er ist demüthige, ehrfurchtsvolle Anerkennung der Lehren Jesu und freudige Geneigtheit, sie zur unverbrüchlichen Lebensregel zu machen; er ist mehr Beifall des Herzens, als des Verstandes. Der Glaube, der nicht durch gute Aufführung, durch treue Pflichterfüllung, durch heiligen Wandel kennbar wird, ist nicht christlich; das Rechtthun darf nicht vom Rechtglauben geschieden werden; ein lasterhafter Christ ist im Reiche Gottes ein Widerspruch; der wahre Christ, der es werth ist so zu heißen, muß durch freudige Folgsamkeit gegen die Lehren und Vorschriften Jesu ihrer Göttlichkeit Zeugniß geben. Der christliche Glaube ist ein Bekenntniß durch gute Thaten; nicht das Fürwahrhalten der Lehren Jesu, sondern ihre Ausübung vollendet den Christen; dazu sind uns diese Lehren geben; sie sollen für die Tugend unser Herz erwärmen; wenn wir an Jesus glauben, so muß man unser Glaubensbekenntniß nicht sowohl von uns hören, als an uns sehen. Der Glaube, wie ihn Jesus fordert, muß, wie sich darüber der hl. Paulus ausdrückt, durch Liebe wirksam seyn. Das eigentliche Christenthum ist nicht Anleitung, unsere Kenntnisse, sondern unsere Tugend glänzen zu lassen. Das Kind verdient nicht dadurch Lob, daß es den Willen seines Vaters kennt, sondern daß es ihn vollzieht. Der gute Baum wird durch Frucht kennbar. Nicht Jeder, sprach einst Jesus zu seinen Jüngern, nicht Jeder, der zu Gott ruft: Herr, Herr! nicht Jeder, der ihn mit dem Munde bekennt, wird in Himmel kommen, sondern nur der, welcher den Willen des Vaters vollzieht, der im Himmel ist. Die untrüglichste Probe des christlichen Glaubens ist ein christlicher Wandel, ist ein Gott ergebenes Herz, das sich durch Reinheit der Sitten beurkundet. Der Glaube, der mich nicht bessert, ist so viel als keiner. Jesus kam in die Welt, dem Sittenverfall entgegen zu wirken, und die Menschen durch die Tugend zu beseligen. Der

Glaube ohne Tugend, sprach der Apostel Jakobus, ist der Glaube der Teufel, welche zittern. Der Glaube, welcher vom Himmel stammt, muß zum Himmel führen, wenn er rechter Art seyn soll; er muß den Menschen dem Allheiligen näher bringen; ewiges Fortschreiten auf der Tugendbahn ist seine Frucht. Des Gläubigen Vorbild ist Jesus, in dem die Heiligkeit Gottes wiederstrahlte.

Wir irren uns also, wenn wir den Glauben blos zur Verstandessache und nicht zugleich zur Angelegenheit des Herzens machen. Der Glaube ist ein Licht, das im gleichen Augenblicke den Geist erhellen und das Herz erwärmen muß. Wenn wir in einer zweifelhaften Lage, in der Dunkelheit des überraschenden Unglücks uns in die Arme eines Freundes werfen, und von seiner ruhigen Seele Rathschläge und kluge Zurechtweisung fordern, und der Freund hat uns mit seiner Einsicht unterstützt, hat uns einen lichten Ausweg aus dem Gewirre unserer Zweifel und Verlegenheiten gezeigt; wie eilen wir nicht seine wohlthätigen Rathschläge zu benutzen? Das ist der Glaube an den Freund. Wenn unsere zerrüttete Gesundheit die Hülfe des Arztes nöthig hat; wie pünktlich überlassen wir uns nicht seinen Vorschriften? wie genau unterwerfen wir uns nicht den mühsamen und bittern Anstalten, die er zur Wiederherstellung unserer Gesundheit trifft? zu welchen Verläugnungen treibt uns nicht die Hoffnung, bald von den Schmerzen der Krankheit frei zu werden? Das ist der Glaube an den Arzt. Prüfen wir an diesem Maaßstab den Gehalt unseres Glaubens an Jesus. Wie viele Thaten können wir aufweisen, die der Heiligkeit seiner Lehre zusagen? sind wir durch das Christenthum besser geworden? haben wir an Gottgefälliger Tugend gewonnen? O wohl uns, wenn wir auf diese Fragen mit ja antworten können! wir haben den Glauben Jesu, und Jesus wird uns als die Seinigen erkennen. Der Glaube, wodurch Heiligkeit des Wandels erzielt wird, ist der wahre; jeder andere ist falsch, weil er den eigentlichen Zweck verfehlt, den Jesus im Auge hatte. Was nutzt dem Kranken sein Vertrauen auf den Arzt, wenn er die Vorschriften des Arztes nicht befolgt, wenn er die Arzneien, die er einnehmen

soll, stehen läßt oder wegwirft? — So ist's mit dem Glauben an Jesus. Die beseligende Kraft dieses Glaubens liegt in der Befolgung seiner Lehren. Wir stehen auf halbem Wege still, wenn wir unsere Anhänglichkeit an Jesus nur durch ein dürres Glaubensbekenntniß ohne That bezeugen. Der Glaube zeigt uns nur den Weg der Tugend; am Ziel ist Lohn und Freude. Der Glaube führt zur Seligkeit, aber nur durch die Tugend. Die Arznei, nicht der Arzt, macht den Kranken gesund, und doch muß Vertrauen und Glaube an den Arzt vorangehen; so ist's mit dem Glauben an Jesus. Was uns eigentlich beseliget, ist die gewissenhafte Befolgung seiner Lehre. Wollen wir also einen festen Grund unserer Seligkeit legen: so trennen wir von Glauben das Thun nicht! seyen wir nicht bloße Verehrer Jesu, sondern seine Nachfolger! Laßt uns der Wahrheit durch gute Aufführung Zeugniß geben! und unsern Himmel im Bewußtseyn der erfüllten Pflicht suchen. In dieses Reich Gottes, im menschlichen Herzen errichtet, wollte uns Jesus einführen. Der Himmel jenseits des Grabes ist nur Fortsetzung dessen, den sich der Mensch im eigenen Herzen baut. Durch Glauben wollte Christus hienieden stiften einen Bund der Liebe.

Wir treten ein in deinen Bund
Noch sterbend machtest du ihn kund,
Befreiung war dein edler Zweck,
Aufopferung zu ihm der Weg.
Wer nur sich selbst, nicht Andern lebt,
Im Schlamm der Lüste sich begräbt,
Und Freund ist aller Heuchelei,
Der ist nicht diesem Bunde treu.
Wem Wahrheit über Alles gilt,
Wem Menschenheil die Seele füllt,
Für Andre wirkend, sich vergißt,
Der ist nach deinem Sinn ein Christ.

Herder.

180.

Bei Kranken und Sterbenden, wie sich verhalten?

Ich will der Schwachen Führer seyn,
Und gern der Kranken pflegen.

Das Mitleid soll sich sanft und rein
In meinem Herzen regen.
Du nimmst auch meiner gern dich an,
Wenn ich, o Vater! wo ich kann,
Die Traurigen erquicke
Und sie der Noth entrücke.

Das Leben ist ein großes Gut;
Ich will es treu verwalten,
Und stets mit Sorgfalt und mit Muth
Auch Andere gern erhalten.
Wenn einst der Tod sie mir entreißt,
So quält kein Vorwurf meinen Geist;
Ich darf dann ohne Grauen
Auf ihre Gräber schauen.

Reche.

Bei dem Kranken- und Sterbbette der Menschen kann man gewöhnlicher Weise mehr lernen, als in der berühmtesten Schule. Hier vereinigt sich der Anblick alles dessen, was die Religion auf das Herz zu wirken fähig ist. Was für große Dinge sieht man nicht öfters an denen, die vor unsern Augen daliegen! Manchmal ist es ein Ruchloser, der die Pein eines verfluchten Lebens empfindet, und mit Schaudern dem Abgrunde entgegenkämpft, der ihn zu verschlingen droht. Manchmal ein bußfertiger Sünder, und dann — welches Ringen nach Gnade, welches Flehen um Erbarmung, welche feurige Versicherung der Lebensbesserung! Manchmal ein redlicher Tugendfreund, und dann — welche Stärke des Glaubens, welche Demuth und Unterwerfung, welche Freudigkeit und himmlische Zuversicht! O wie sehr ist da alles dazu geeignet, unser Gemüth auf eine heilsame Weise zu erschüttern!

Indessen, wie ungern wohnen die meisten Menschen einem solchen Auftritte bei? bald ist es Entsetzen vor dem Tode, bald allzuzartes Mitleiden, was sie abhält, etwas mitanzusehen, das doch für sie so nützlich werden könnte. Und gleichwohl, so sehr man auch einen solchen Auftritt flieht, so ereignet er sich doch zuweilen wider unsern Willen. Es kommen Krankheiten über die Unsrigen, die wir nicht vorsahen. Kinder oder Eltern, Brüder oder Schwestern kommen in Ge-

fahr des Todes, wo uns dann Pflicht und Gewissen auffordern, uns persönlich der Leidenden anzunehmen.

Wie vernünftig ist es also, sich auf einen solchen Zustand vorzubereiten? wie heilsam, schon vorher zu wissen, wie sich ein Christ dabei zu verhalten habe, ohne einerseits sein Gewissen zu verletzen, und andererseits den Kranken nicht zu betrüben!

Wenn wir den Christen bei dem Kranken- und Sterbbette der Seinigen betrachten, so sehen wir nicht eigentlich auf seine besondern Berufsgeschäfte, die er etwa dabei vorzunehmen hat. Er kann vielleicht als Arzt da seyn, um gegen die Krankheit Mittel anzuordnen, oder als Seelsorger, um durch Belehrung und Trostgründe das Gemüth des Leidenden aufzurichten, und auf dem Wege in die Ewigkeit sein Führer zu seyn, oder als Dienstbothe, um seiner zu warten und zu pflegen, oder als Freund, um seinen Besuch abzustatten und sein Mitleiden zu bezeugen. Für alle diese Fälle die Regeln aufzusuchen, würde uns offenbar zu weit führen. Beschränken wir uns daher nur auf die allgemeinen Pflichten, die ein Christ als Christ zu beobachten hat in Rücksicht auf die Seinigen, die Gott auf das Krankenbett gelegt hat. Wie manches wird da oft versehen, was nach den Forderungen des natürlichen Rechtes sowohl, als der Religion geschehen sollte und könnte? und wie sehr beschämt uns oft das Beispiel jenes Obersten, dessen Andenken uns das Evangelium aufbewahret hat? Dieser edle Mann hielt es für Pflicht, alles mögliche zu thun für Erhaltung seiner kranken Tochter. Kaum hört er von der Ankunft Jesu in seiner Gegend, sogleich begiebt er sich auf den Weg, um auch bei ihm Hülfe zu suchen. Vergeblich waren die Vorstellungen seiner Diener, welche ihn einholten, er möchte sich doch nicht weiter bemühen, indem das Mädchen schon gestorben wäre: die Liebe zu seinem Kinde treibt ihn an, das Unmögliche zu versuchen, er setzt seine Reise fort, wirft sich Jesu zu Füßen, und steht nicht eher wieder auf, bis er seine Bitte erhört fand. Vortreffliche Gesinnung! Wie sehr beschämt sie so manchen Christen, der bei den größten Gefahren unbekümmert um die Seinigen ist. O wie so ganz anders benimmt

sich der Christ, den der Geist seiner Religion belebt! sein Herz ist von Liebe durchdrungen, er geht nach Hülfe aus, er läßt kein Mittel unversucht der drohenden Gefahr nachdrücklich zu begegnen; er scheuet keinen Aufwand, wo es um Rettung eines Menschenlebens zu thun ist, und wenn alle Mittel ohne Erfolg sind, so nimmt er vertrauensvoll seine Zuflucht zu Gott, der allein noch helfen kann.

Und wenn geschieht das, etwa dann, wenn die Krankheit schon zu weit um sich gegriffen hat, und das Uebel bereits unheilbar ist? O das läßt ihm sein Gewissen und Liebe nicht zu; er kann den Gedanken nicht ertragen, daß er durch Sorglosigkeit und Versäumniß einem seiner Angehörigen das Leben verkürzt haben sollte! er thut also zur rechten Zeit, was die Pflicht von ihm fordert, und vertraut der Vorsehung, welche alles zum Besten der Menschen lenkt.

Und zu wem geht er Hülfe zu suchen? etwa zu Leuten, die wenig oder gar nichts von einer vernünftigen Heilungsart verstehen? etwa zu Menschen, die gar keinen Beruf dazu haben, und weder von der Obrigkeit als Aerzte anerkennt sind, noch sonst gültige Beweise ihrer Geschicklichkeit aufzuweisen haben? — O welcher vernünftige Mensch kann solche unsichere Wege gehen! wer sollte es noch nöthig finden, Fehler von der Art zu rügen! und doch giebt es noch immer Leute, die sich daran nicht kehren, und die sich in der Noth überall um Hülfe umsehen, nur da nicht, wo sie wirklich zu finden ist. Bald ist es Beschleunigung der Gesundheit, bald eine Ersparung der Kosten, was ihnen zum Vorwand ihres widersinnigen Benehmens dienet. Möchten sie doch bedenken, daß eine so wichtige Wissenschaft nicht angeboren wird, sondern erst durch anhaltenden Fleiß erworben werden muß, und daß dergleichen unberufene Aerzte am allerwenigsten sich ihre Mühe unbezahlt zu lassen pflegen. O es giebt auch unter den wirklichen, gesetzlich aufgestellten Aerzten noch immer mitleidige Männer, die mit Wenigem zufrieden sind, oder die, wie jener barmherzige Samaritan, einem armen Verunglückten umsonst Oel und Wein in seine Wunden gießen.

Vorzüglich läßt sich aber der Christ angelegen seyn, in

der Stille zu Gott sich zu wenden, und von seinem Segen den Erfolg der gebrauchten Mittel abzuwarten. Das thaten von jeher alle, denen Religion die wichtigste Angelegenheit ihres Herzens war. Moses bethete für seine kranke Schwester; David liegt auf der Erde, und flehet zu Gott für sein sterbendes Kind. Wie könnte das der Christ unterlassen, der in weit geringern Angelegenheiten mit Gott redet? Aber wie trägt er dem Herrn sein Anliegen vor? — ach, man entsetzt sich, wenn man zuweilen Menschen hört, die mit größter Ungeduld und Ungestümm Gott ihre Bitte vortragen, und die sich oft laut darüber beklagen, er lege dem Kranken zu viel auf, und lasse ihn zu lange nach Hülfe schmachten! Nicht so benimmt sich der wahre Christ; er bethet demüthig und vertrauensvoll. Ob ihm gleich der Anblick des Kranken eine unangenehme Empfindung ist, so stellet er es doch in seinem Gebethe Gott anheim, ob er den Kranken gesund machen oder zu sich nehmen wolle, ob das bald oder erst nach einiger Zeit geschehen soll, ob durch eine sanfte Auflösung oder durch einen schmerzhaften Kampf. Er wird nicht undankbar gegen Gott, auch wenn die Gefahr sich vergrößert; er bethet nur mit desto größerer Inbrunst, und tröstet sich mit der Versicherung, welche der heilige Apostel Jakob Jedem giebt, der Kranke um sich hat: „Ist Jemand krank, sind seine Worte, der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeine, und lasse sie über sich bethen. Und das Gebeth des Glaubens wird dem Kranken Erleichterung verschaffen. Des Gerechten Gebeth vermag viel, wenn es ernstlich ist; bethet also für einander, daß ihr gesund werdet.“

Der Christ macht drittens dem Kranken weder völlige Hoffnung zur Genesung, noch giebt er ihm völlige Versicherung seines Todes. Ein entgegengesetztes Betragen zieht oft Folgen nach sich, deren Schaden nicht zu berechnen ist. Wie manchmal ist schon durch unbehutsame Anzeige des Todes großes Unglück geschehen? bei wie Manchem, dem der Tod angekündiget worden, wurde die Krankheit erst tödtlich, da sie es vorher noch nicht war? und wie mancher Andere, den eine heilsame Furcht vor dem Tode erschüttert und auf bessere Gesinnungen geleitet hätte, wurde durch unzeitige Verheißungen

des Besserwerdens eingewiegt und sicher gemacht auf seinem Sündenwege fortzuwandeln, bis ihn unvermuthet der Tod übereilte, und unvorbereitet in eine andere Welt versetzte? — Der Christ sucht beide Abwege zu vermeiden; er schmeichelt weder dem Kranken zu sehr, noch verursacht er ihm ohne Noth Furcht und Schrecken. Er wird ihm zwar die Gefahr nicht gänzlich verbergen, vornämlich, wenn starke Kennzeichen da sind, und der Kranke sonst noch wichtige Dinge abzumachen hat, aber er wird dem ungeachtet auch immer hinzusetzen, daß bei Gott eine Wiedergenesung wohl möglich sey, um ihn nicht ganz muthlos zu machen, daß schon oft ein kleiner Umstand der bedenklichsten Krankheit eine ganz andere Wendung gegeben habe, die kein Arzt voraussah, so wie dagegen schon Mancher unerwartet dahin schied, weil man seine Krankheit für unbedeutend hielt; daß es allein vom Willen des Allerhöchsten abhange, das Lebensziel des Menschen zu verlängern, daß man sich folglich ganz der höhern Fügung hingeben; und mit ruhigem Herzen den Erfolg abwarten müsse.

Der Christ entfernt viertens das allzugroße Getümmel vom Krankenbette der Seinigen; er verhält sich, wie Jesus im Haus des Obersten, wo er sogleich dem Getümmel ein Ende machte, das nothwendig den Traurenden nur noch mehr Unruhe verursachen und ihnen das Herz schwer machen mußte. Nichts ist einem Kranken lästiger, als ein allzugroßer Auflauf und ein starkes Getöse. Hiobs Freunde saßen dort in der größten Stille bei seinem Krankenbette sieben Tage lang, „denn sie sahen, heißt es, daß sein Schmerz sehr groß war.“ Noch mehr bedarf der Kranke dieser Ruhe wegen seines Seelen-Zustandes; denn wie soll er da seine Gedanken sammeln, wie seine Blicke auf sein vergangenes Leben werfen, wie sich zum Himmel bereiten, wie diese und jene Angelegenheiten, die ihm noch schwer auf dem Gewissen liegen, in Ordnung bringen, wenn sein Krankenbette von Menschen stets umringt ist? Mitleid und Liebe fordern also von dem Christen ein zu großes Getümmel vom Krankenbette der Seinigen zu entfernen.

Er benutzt ferner jeden schicklichen Augenblick um die Seele des Kranken und Sterbenden zum Himmel zuziehen;

er versäumt keine Gelegenheit, wenn es die Umstände des Kranken erlauben, heilsame Vorstellungen anzubringen. Bald führt er ihn zurück auf das vergangene Leben, um ihn zur Busse und Reue zu leiten, bald sucht er durch die theuren Verheissungen der Religion sein niedergeschlagenes Gemüth aufzurichten; immer richtet er sich nach den Bedürfnissen des Kranken, und benutzt, wie ein wohlthätiger Arzt, jeden Augenblick, zum Heil seiner Seele zu wirken.

Er beweiset Zurückhaltung einer übermäßigen Traurigkeit und zugleich Geduld bei einer beschwerlichen Pflege. Es ist schwer, die Seinigen leiden zu sehen, und dennoch immer eine gesetzte Fassung behalten. Ein empfindsames Gemüth leidet immer zugleich mit, und kann seinen Schmerz nicht ganz bergen. Freilich ist's nicht Sünde seine Wehmuth zu bezeugen. Es ist einer Mutter erlaubt, wie jener Hagar, beim Anblick ihres todtschwachen Kindes Thränen zu vergießen. Es ist einem treuen Sohn erlaubt, mit Joseph bange Klaglieder über einen Jakob anzustimmen; es ist einem Vater erlaubt, gleich jenem David, über den getödteten Absalon auszurufen: O Absalon, mein Sohn, mein Sohn Absalon, könnte ich doch für dich sterben! Absalon mein Sohn, mein Sohn Absalon! Indessen erfordert es doch das Wohl des Kranken, den Schmerz nicht zu laut werden zu lassen; denn hat er uns lieb, so würde der Anblick der Trostlosigkeit ihm nur noch seine Unruhe vermehren; er würde mit desto schwererm Herzen seiner Auflösung entgegen gehen. Ein Christ faßt sich also, und verbirgt den ungestümmen Ausbruch seiner Thränen vor seinem sterbenden Freunde. Wird er gleich nicht ohne sonderliche Rührung an seinem Bette stehen, so wird er doch seine Wehmuth, so viel in seinen Kräften liegt, unterdrücken, um dadurch dem Leidenden das Herz nicht noch schwerer zu machen. Die größte und beste Wohlthat, die er ihm erweisen kann, ist thätige Hülfe, und daß er bei beschwerlicher Pflege nicht überdrüßig werde. O glückselige Kranke, die ihr solche Freunde um euch habet! Sanft werdet ihr endlich entschlafen, und im Frieden wird eure Seele zu den Vätern übergehen 2c.

Und was wird der Christ in dieser Schule für sich ler-

nen? wie sich benehmen? welche Entschließung fassen? Zuforderst erinnert er sich da seiner eigenen Hinfälligkeit. Wenn man niemal bei dem Kranken- und Sterbbette eines Menschen gewesen ist, so vergißt man es gar bald, wie elend es mit dem menschlichen Leben bestellt ist. Nichts erinnert uns kräftiger daran, als der Anblick eines Kranken und Sterbenden, der vor unsern Augen da liegt, und den wir allmählig abnehmen, schwächer werden und zuletzt verscheiden sehen. Da vorzüglich wird der Christ wieder aufmerksam auf sich; er legt sich gleichsam mit auf das Krankenlager seines Freundes, nimmt Theil an allen seinen Schmerzen, und scheint mit ihm aus der Welt zu gehen. Dort liegt, denkt er, dein Freund, dein Gatte, dein Vater, dein Kind! vor kurzem noch theiltest du dein Vergnügen mit ihm. O wie röchelt nun diese Brust, aus der die gepreßten Seufzer keinen Ausgang mehr finden! Der sanfte freundliche Blick, der mich so oft ergötzte, der meinem bekümmerten Herzen so oft Muth einstößte, erlischt, Todesblässe bedeckt die schönen Wangen und Lippen, an denen ich so oft hieng. Ist dieses der Mann, der vor kurzem noch in seiner vollen Kraft da stand? ist dieses die Gattin, die mit so leichter Hand ihre Geschäfte vollbrachte? ist dieß der Jüngling, dessen Gang und Bewegung so voll Feuer und Leben war? ist dieß die Tochter, deren Wangen wie eine Rose glühten? ist dieß das Kind, das so munter und flink vor unsern Füßen hüpfte? O wie so plötzlich hat sich Alles geändert. So wird es einst, denkt da der Christ, mit dir seyn; du bist Mensch, wie jeder andere, den nämlichen Veränderungen unterworfen. Vielleicht liegst du morgen schon auf dem Lager, das noch nicht trocken vom Todesschweisse deines Freundes ist. Wie nützlich muß nicht für ihn eine solche Erinnerung seyn. Ohne sie würde er vielleicht eitel, leichtsinnig und frech werden; aber der Gedanke an seine eigene Hinfälligkeit bringt ihn wieder zur Besinnung, und er sieht ein, daß nur eines nothwendig ist, nämlich, durch gute Aufführung bei Gott Gnade zu finden, um einst ruhig nnd freudig sterben zu können.

An diesen Gedanken reihet sich der Entschluß, sich fortan ganz der Tugend und Gott zu weihen, und sich unbedingt einer

höhern Leitung zu überlassen. Ihm ist es nun nicht mehr fremde, wenn heute oder morgen die traurigen Vorboten seines Todes erscheinen. Er sieht furchtlos seine Kräfte schwinden; sein Entschluß ist gefaßt: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir mögen leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Endlich stärkt sich der Christ mit der Hoffnung die Seinigen bald wieder zu sehen. Freilich ist er nicht ohne Bewegung, wenn er seine liebsten Freunde mit dem Tode ringen sieht; sein Busen hebt sich, und seine Augen schwimmen in Thränen, aber ihn heitert die Hoffnung wieder auf, daß er sie jenseits des Grabes wieder finden werde. Diese Hoffnung giebt seinem Herzen wieder Beruhigung. Kinder, Eltern und Geschwister verschwinden allmählig von seiner Seite. Aber gehet nun, denkt er, nach dem Willen des Herrn, in das verheißene Land der Ruhe und des Friedens. Ihr seyd nicht ewig getrennt von mir; bald folge ich euch nach; ihr habt mir den Weg bezeichnet, der mich zu euch führen wird. Ewig wollen wir uns da im Herrn erfreuen. Wer wollte nicht in dieser Schule Weisheit und Tugend lernen? O so wollen wir sie dann nicht fliehen diese Schule, und die Leidenden bemitleiden und uns selbst nicht vergessen.

Zum Himmel früh erkohren,
Seyd ihr uns nicht verloren,
Um die die Thräne fließt.
Hier trübten unsre Freuden
Doch Sorgen oft und Leiden;
Wir suchen nur was ihr genießt.

In jenen sel'gen Chören
Wird uns kein Mißlaut stören
Uns keine Täuschung nah'n.
Des Erdenlebens Schwächen,
Die Mängel die Gebrechen
Sind dort auf ewig abgethan.

Wer weiß wie bald zum Scheiden
Von allen Erdenfreuden
Für uns die Stunde schlägt?
Drum trocknet, Wehmuthszähren!

Es wird nicht lange währen
Daß man auch uns zur Ruhe trägt.

184.

Was sind wir den Stürmen der Zeit schuldig?

O du! der seiner Welt gebeut
Vom Kleinen bis zum Größten,
Gieb, daß sich solcher Herrlichkeit
Die Menschen alle trösten.
Erhör' uns, Gott, Allmächtiger!
Und laß auf Erden immermehr
Was du befiehlst, geschehen.

Wohl allen, die am Herzen rein,
Auf deine Wunder schauen!
Wohl ihnen, die auf dich allein
Und nicht auf Menschen bauen!
Sie stützen sich auf deine Macht,
Geh'n schreckenlos durch Sturm und Nacht
Thun recht und scheuen Niemand.

Vor deinen Augen schwören wir
Gehorsam deinem Willen.
Wir kennen doch nichts beß'res hier,
Als dein Geboth erfüllen.
Auch uns schließt deine Rechte ein,
Mit Leib und Seele sind wir dein,
Dein Volk und deine Kinder.

Und thun wir stets nach deinem Wort,
So bist du uns zur Seiten,
Bist unsre Burg und unser Hort
In allen Fährlichkeiten.
Denn du versäumst die deinen nie;
Du schützest sie, und rettest sie
Mit starker Hand vom Uebel.

Reimold.

Fürchterlich war die Weissagung Jesu wider das jüdische Volk und ihre Hauptstadt Jerusalem, und fürchterlich ist sie in Erfüllung gegangen; kein Wort der Weissagung war vergeblich

gesprochen. Der Gräuel der Verwüstung war im ganzen Lande sichtbar; so lang die Welt steht, ist noch über kein Volk eine so große Trübsal gekommen; nach 1800 Jahren noch haben sich zu Jerusalem davon Spuren erhalten, und werden noch in der späten Zukunft den Völkern verkündigen, wie schreckbar der Herr ist, wenn er mit einem ganzen Volke zu Gerichte geht. Wessen Herz wird nicht vom Entsetzen ergriffen, wenn er hört, daß ein Volk wider sich selbst wüthete und durch blutigen Bürgerkrieg sich aufzehrte! daß ein ganzes vorhin blühendes Land bereits zur Wüstenei wurde! wer bebt nicht vor der Erinnerung zurück, an jenes namenlose Elend, das Empörung und Aufruhr über das Judenland gebracht haben! wem blutet das Herz nicht, wenn ihm die Geschichte sagt, daß tausende der schuldlosen Bewohner unter dem Schwert des andringenden Feindes fielen, tausende des Hungers starben, tausende unter den Trümmern ihrer zerstörten Wohnungen begraben und sogar Kinder von ihren eigenen Eltern aufgezehrt wurden, um ein armseliges Leben zu fristen, dem vermuthlich jeder von uns den Tod würde vorgezogen haben! Wer wünschet da nicht, daß die Welt auf ewig mit solchen Stürmen verschont bleibe!

Aber leider haben die Stürme der Zeit nicht ausgetobt! noch wollen sich die Völker nicht zur Ruhe legen, die wider einander auf Tod und Leben kämpften; noch dauern an manchen Orten langwierige und blutige Kriege fort, die Millionen Menschen Eigenthum und Leben kosten; noch fühlt sich selbst unser Vaterland schwer gedrückt von den Folgen voriger Kriege, und auch für die Zukunft ist für dasselbe die Hoffnung eines daurenden Friedens nicht gesichert.

Was sollen wir dabei als Christen denken? und welche Rücksichten sind wir diesen Stürmen der Zeit schuldig? —

Vor allem müssen wir die Stürme der Zeit aus dem Gesichtspunkte der Religion bebetrachten. — Es giebt nämlich mancherlei Gesichtspunkte, aus welchen man trübe und gefahrvolle Zeiten beobachten und beurtheilen kann. Der Staatsmann betrachtet sie in ihrem Zusammenhange mit ehemaligen und zukünftigen Weltbegebenheiten, und nimmt darnach seine

Maaßregeln. Der Vaterlandsfreund betrachtet sie nach ihrem Einfluß auf den bürgerlichen Verein, dem er angehört, und bemüht sich zu erforschen, was von den Stürmen der Zeit für die öffentliche Wohlfahrt zu fürchten oder vielleicht zu hoffen sey. Der Geschäftsmann, und wer zu den erwerbenden Ständen gehört, wählt wieder einen andern Standpunkt, und fragt vor allem nach den Veränderungen, welche die schlimme Zeit im Kreise seiner Berufsarbeiten und in den Quellen des Erwerbs hervor bringen möchte.

Alle diese und ähnliche Gesichtspunkte haben ihren Nutzen und Zweck, und sind an sich selbst unverwerflich; nur schließen wir sie diesmal von unsrer religiösen Betrachtung aus. Wir betrachten den Gang der Welt und des Schicksales als Christen und in so ferne geht uns also bei dem Gedanken an die Stürme der Zeit nur der Gesichtspunkt an, den die Religion uns anweiset. Und wer von uns kennt diesen Gesichtspunkt nicht? wer weiß es nicht, daß die Religion sowohl in dem stillen, ruhigen Gange der Weltbegebenheiten, als in den furchtbarsten Stürmen der Zeit, einen und denselben Vater im Himmel anbethen lehrt?

Ja, alles, was immer in der Welt geschieht, steht unter Gottes Aufsicht und Leitung; es waltet kein blindes Ungefähr; es erfolgt nichts ohne Zweck; es wird unfehlbar heilsame Folgen hervorbringen, wie sehr auch der Schein dagegen seyn mag. Denn sein ist Weisheit und Stärke; er ändert Zeit und Stunde; er setzt Könige ab und ein; er leitet die Rathschläge der Verständigen und setzt dem Uebermuth Ziel und Schranken; mit einem Worte: das Schicksal der Völker ruht in seiner Vaterhand, und oft erhellt sich die Zukunft, wo der Zaghafte vor seinen Füssen lauter Abgründe erblickt. Sehet aus diesem Gesichtspunkte müssen wir die Stürme der Zeit betrachten; diese Ansicht muß bei uns die herrschende seyn. —

Wir müssen zweitens auf den Eindruck achten, den diese Stürme auf unser Gemüth machen. Daß sie gar keinen Eindruck auf uns machen sollten, ist nicht zu denken; dazu sind sie uns viel zu nahe gekommen, und haben uns viel zu empfindlich berührt. Aber vermuthlich sind diese Eindrücke ungleicher

Art. Haben sie uns muthlos gemacht, so wissen wir nun aus Erfahrung, wie schwach unser Herz ist, und wie viel uns noch von dem festen Sinne Jesu mangelt. Haben sie unsern Glauben und unser Vertrauen auf die Vorsehung erschüttert, so zeigt es sich nun, wie schwankend davon unsere Ueberzeugung war. Haben sie uns bewogen, auf verbothenen Wegen ein Glück zu suchen, was auf geradem Wege und mit unverletztem Gewissen nicht zu erlangen war; so sind wir nun durch die That überführt, daß wir nicht zu jenen edlen Menschen gehören, welchen die Pflicht und ein reines Herz über alles geht. Es ist in Wahrheit ein großer Vortheil unglücklicher Ereignisse, wiewohl er häufig verkannt wird, daß sie Täuschungen zerstreuen, welche wir über uns selbst oft so gerne unterhalten; unser Glaube, unsere Grundsätze und unser Pflichteifer erscheinen uns gewöhnlich nur darum viel stärker und reiner, als sie wirklich sind, weil sie noch keine Probe zu bestehen hatten. Wenn aber die Fahrt durchs Leben stürmisch wird, so kommt manche schwache Seite des Gemüths zum Vorschein, die vorhin unserer Aufmerksamkeit entgieng. Schon darum ists von großer Wichtigkeit für uns, auf den Eindruck zu achten, den die Stürme der Zeit auf unser Gemüth machen.

Endlich müssen wir dafür sorgen, daß diese Stürme unsere innere Verfassung nicht verschlimmern. Selten können wir es verhüten, daß der äußere Zustand, in dem wir uns befinden, durch die Stürme der Zeit nicht beschädigt oder zerrüttet wird. Mit einer furchtbaren Uebermacht ziehen sie alles in ihren reissenden Wirbel hinein, stürzen um, was noch so fest gewurzelt schien, und verkündigen überall die ernste Wahrheit, daß auf Erden nichts bleibend und mit dem Glücke kein ewiger Bund zu schließen ist. Der dem Meere ein Ziel setzte und sprach: hier sollen sich deine stolzen Wellen brechen; der hat es sich auch allein vorbehalten den Stürmen der Zeit ihre Gränze zu setzen. Aber daß unsere innere Menschenwürde, daß Geist und Herz nicht verführt und verdorben werden, wenn es im Leben so unruhig und gefahrvoll hergeht, das ist unsere Sorge; diesem Uebel vermögen wir selbst zu steuren, und als Christen sind wir schuldig es wirklich zu thun. Ach, ist es nicht traurig,

weit trauriger, als alle Erschütterungen unserer irdischen Wohlfart, daß unter den Schlägen des Schicksals so viele warme Herzen erstarren, und so manche zarte Gefühle stumpf werden? — Sehr unsanft schlagen die Stürme der Zeit an die Herzen der Menschen, und reissen hier eines los von dem Glauben an die Vorsehung, dort eines von dem Glauben an die Menschen, dort ein anderes von der hl. Liebe zur Wahrheit und Tugend; und wenn sie es losgerissen haben, lassen sie es ausgetrocknet, ohne Trost und im öden Leben verdorben liegen.

Muß das nicht auch unser Loos seyn, wenn wir nicht ernstlich Sorge tragen, daß die Zeiten unsern Glauben nicht erschüttern, unsere Grundsätze nicht umstoßen, unsere Gefühle nicht ersticken, unser Herz nicht vergiften, und unsere Vorsätze nich abwärts lenken?

Indessen ist damit noch nicht alles gethan. Es ist freilich schon viel, Geist und Herz nur unverdorben aus den Stürmen der Zeit heraus zu bringen; dennoch kann und soll noch mehr geschehen. Als Christen, die das Erdenleben nicht anders ansehen können und dürfen, als eine Erziehungsschule für ihre höhere Bestimmung, muß uns jede Gelegenheit, an innerer Veredlung zu wachsen, willkommen und wichtig seyn. Und wie viele solcher Gelegenheiten biethen sich nicht dar, wenn die Zeit eine drohende Gestalt annimmt, und es unmöglich macht, den Weg durchs Leben, wie vorher, ruhig und unbesorgt fortzusetzen? wird man nicht gleichsam unwiderstehlich genöthiget, eine Aufmerksamkeit, eine Vorsicht zu beweisen, wozu in andern Zeiten niemals so viel Ursache vorhanden war? fordert nicht der Sturm der Zeiten eine ungewöhnliche Festigkeit, um gegen sein Andringen sich standhaft zu behaupten? oder einen höhern Grad von Geduld und Hingebung, um sich in die unabwendbaren Ereignisse gelassen zu finden? — Sehet da, wie fruchtbar, wie wohlthätig für Geist und Herz die Stürme des Lebens werden können, wenn wir sie aus dem wahren Gesichtspunkte betrachten! Wir sind Christen; als solche wissen wir, daß über uns ein höheres Wesen waltet, und

daß die traurigsten Ereignisse in der Hand der Vorsehung Mittel sind zu unserer Zurechtweisung.

Wir wollen also nie verzagt und muthlos werden, sondern mitten unter den heftigsten Stürmen des Lebens getrost an den uns halten, der selbst aus dem Bösen Gutes zu ziehen weiß; wir wollen stets mit Ruhe erwarten, was die ewige Weisheit über uns beschlossen hat. Wenn Gott für uns ist, wer mag es wider uns aufnehmen! Unsere Seligkeit ist ja nicht an diese elende Erdscholle gebunden; jenseits wartet unser ein besseres Vaterland, wohin allein ausharrende Tugend führt. Je gewissenhafter und redlicher wir im Denken und Handeln sind, und je unwandelbarer die Geduld ist, womit wir uns den widrigen Zeitereignissen unterwerfen, mit einem Worte, je ernstlicher wir uns bestreben, daraus für Geist und Herz Gewinn zu ziehen, desto glänzender wird im Himmel unsere Vergeltung seyn. Dort werden wir nicht mehr von fremden Leidenschaften und Launen abhangen; dort entscheiden nicht Ansehen, Macht und Reichthum, sondern reiner Pflichteifer, wodurch wir uns hienieden vortheilhaft vor Andern auszeichnen. Nichts von Allem, was der Mensch hier besitzt, nimmt er mit; die Tugend allein begleitet ihn über die Gränzen der Gegenwart, und begründet dort seine unvergängliche Seligkeit.

Wenn dann Zeit und Erde schwindet,
Vater, bleibt die Liebe doch.
Sie beseligt, sie verbindet
Uns in deinem Himmel noch.
Wer in ihrem Dienst besteht,
Erndtet droben, was er sä't,
Und es fließet ewig wieder
Gutes auf den Guten nieder.

185.

Bedenkliche Zeiten.

Lernt Menschen, wie gerecht der Herr ist, wenn Verbrecher
Der Langmuth Ruf verschmäh'n; wie furchtbar! welch' ein Rächer!
Lernt auch zugleich, wie er so gut und schonend ist,
Und seine Gnade selbst im Strafen nicht vergißt!

Die Zeiten Jesu waren sehr bendenkliche Zeiten. Es neigte sich beim jüdischen Volke alles zum Untergange. Der bevorstehende Verfall des jüdischen Staates gieng ihm tief zu Herzen; der von den Propheten vorhergesagte Gräuel der Verwüstung, der nun bald sein Volk treffen sollte, schwebte ihm lebhaft vor der Seele; er konnte sich einer mitleidigen Thräne nicht erwehren, als er von einer nahen Anhöhe herab Jerusalem, diese schöne, große und volkreiche Stadt erblickte; er konnte seine Wehmuth nicht länger in seinem beklemmten Herzen verschließen: es wird eine Zeit kommen, sprach er, mitleidig auf die unglückliche Stadt hinblickend, es wird eine Zeit kommen, wo deine Feinde um dich her einen Wall aufwerfen, dich von allen Seiten einschließen, dich ängstigen und dermaßen zu Grunde richten werden, daß kein Stein auf dem andern bleiben wird. O daß du doch zur Zeit noch einsehen möchtest, daß dein Untergang unausbleiblich Folge der Sittenlosigkeit ist, die schon so lange unter deinen Bewohnern herrscht! daß du doch die wenigen Augenblicke, welche dir von der Vorsehung vergönnt sind, noch zu deiner Besserung benutzen, und dadurch Gottes fürchterliche Strafgerichte von dir abwenden möchtest! daß doch die bevorstehende Gefahr dich wieder auf die Bahn einer männlichen Besonnenheit zurückbringen möchte! Das wäre noch der einzige Weg zu deiner Rettung. Aber umsonst, dein Leichtsinn ist zu groß, als daß du die drohende Gefahr wahrnehmen könntest. Du bist schon zu tief gesunken; die bestgemeinten Ermahnungen dringen nicht mehr an dein Ohr; der Sinn für Tugend ist in deinem Herzen erstorben, und alle Mittel sind erschöpft ihn wieder zu beleben. Wer verkennt in diesen Aeußerungen die Sprache des edelsten Menschenfreundes, der so gern vom Verderben retten möchte? —

Jesus war kein Freund einer finstern und unthätigen Schwermuth; er suchte vielmehr aller Welt Vertrauen zum Vater im Himmel einzuflößen; er wollte nur vor dem entgegengesetzten Abwege des Leichtsinns warnen, der schon so viele Völker an den Rand des Verderbens führte; er wollte nur sei-

nem Volke die Hand biethen, um es von dem Abgrunde zurückzuziehen, an dessen Rand es gedankenlos taumelte.

Da nun die Zeiten Jesu mit den unsrigen eine auffallende Aehnlichigkeit haben, so laßt uns seine liebreiche Warnung vor dem Leichtsinn zu Herzen zu nehmen.

Leichtsinn findet da überhaupt statt, wo man Dinge von Wichtigkeit so ansieht und behandelt, als ob sie wenig oder nichts zu bedeuten hätten. Ein leichtsinniger Mensch setzt sich gewöhnlich über Alles weg, was ihm wichtig und heilig seyn sollte; er achtet nicht auf das, wozu die Pflicht ihn auffordert, sondern wozu die Leidenschaft ihn reizt; er hascht begierig nach Vergnügungen, ohne die Gefahren zu beherzigen, welche so oft damit verbunden sind; im Taumel der Freude denkt er weder an Gott noch an Ewigkeit; er giebt sich ganz dem Genuß der Gegenwart hin, und vergißt darüber die Zukunft.

Der menschliche Leichtsinn zeigt sich vorzüglich dadurch, daß man auf die Annäherung einer bevorstehenden Noth nicht achtet, auf ihre Absicht nicht merkt, und sich auf ihren Eintritt nicht vorbereitet. Einige Beispiele mögen es veranschaulichen.

Der Leichtsinn achtet erstens nicht auf die Annäherung einer bevorstehenden Noth. Als Beweis mag das jüdische Volk dienen. Es war so verblendet, daß es das große Elend, dem es entgegengieng, gar nicht sah, und bei allen Ausschweifungen immer nur die glücklichste Zukunft träumte. Umsonst mochten die Propheten ihre ganze Beredtsamkeit aufbiethen, ihm die Augen zu öffnen, umsonst der fürchterlichsten Bilder sich bedienen, um es aus seinem Sinnentaumel aufzuschrecken, und ihm das Bedenkliche seiner Lage begreiflich zu machen: es wandelte unaufhaltsam fort auf seinem Lasterwege; die kräftigsten Ermahnungen fanden in ihr verstocktes Herz keinen Eingang. Selbst die Bemühungen Jesu blieben fruchtlos, der kein Mittel unversucht ließ, dem Sittenverderben dieses Volkes zu steuren. Er mochte ihm noch so bestimmt und deutlich den Verfall seiner Landesverfassung vorsagen, er mochte mit den grellsten Farben den Gräuel der Verwüstung schildern, womit es bedrohet wäre, er mochte Beweise auf Beweise häufen, daß

Sittenverfall nothwendig den Verfall einer Nation nach sich ziehe, er mochte ermahnen, bitten und drohen und mit dem Finger auf Gottes nahe Strafgerichte hinzeigen: es blieb taub zu allen Vorstellungen, und taumelte furchtlos am Rande des Abgrundes, den es sich durch sein Lasterleben bereitet hatte.

Wundern wir uns über den Leichtsinn dieses Volkes nicht; es fehlte ihm an jenen Einsichten, die man haben muß, wenn man die Zeichen der Zeit verstehen will. Es mangelte ihm die Ueberzeugung, daß sich glückliche Zeiten aus dem Innern des Menschen entwickeln. Es kannte den tiefen Verfall seiner Sitten nicht, und wähnte sich im Besitze des göttlichen Schutzes. Geblendet durch den Glauben, das auserwählte Volk Gottes zu seyn, kam es ihm nicht in den Sinn, daß Gott mit einem Strafgericht in der Nähe sey.

Der Leichtsinn merkt eben so wenig auf die Absicht der bevorstehenden Noth. Der größte aller Irrthümer ist die Meinung, der Mensch lebe nur auf der Erde um zu genießen. Wer seine Seligkeit im Sinnengenuß sucht, kennt seine Bestimmung nicht; wie sollte er also die oft so rauhen Wege der Weltregierung verstehen? Die Vorsehung mochte die Juden noch so hart heimsuchen; sie krümmten sich unter der Last der Leiden, aber sie dachten nicht daran, daß Gott dadurch ihre Besserung bezielе. Lernen wir durch ihren Schaden klug werden! Christen sollen nie daran zweifeln, daß jedes ernste Geschick der Zeit in der Hand Gottes ein Mittel der Erziehung zur Ewigkeit sey. Daran kehrt sich freilich der Leichtsinnige nicht; er bekümmert sich nicht um das, was kommen soll, wenn nur sein gegenwärtiges Vergnügen nicht gestört wird; es müssen Zeichen geschehen an Sonne, Mond und Sternen, des Himmels Kräfte müssen sich bewegen, wenn ihm bange werden soll. Allein ist es nicht eben dieser Leichtsinn, der dem Geiste unserer hl. Religion widerspricht? liegt denn das Ziel unserer Bestimmung nicht jenseits der Gegenwart? — Wenn also Gottes Hand über uns schwer wird, sträuben wir uns nicht dagegen! der Unendliche züchtiget nur die, welche er lieb hat; er will den Sünder durch Strafgerichte nöthigen den ver-

lassenen Weg der Pflicht wieder zu betreten. Kann der beste Vater liebvoller handeln?

Am meisten fällt es auf, daß der Leichtsinnige sich auf den Eintritt der bevorstehenden Noth nicht vorbereitet. In der That, wann ist man geneigter sich in sündliche Zerstreuungen zu stürzen, als zur Zeit großer Gefahren, wo man sich sorgfältiger als jemals auf die Zukunft vorbereiten sollte? wann ist der leichtsinnige Theil der Menschen wilder und ausgelassener, als in der Nähe eines ernsten Geschickes, wo er alle seine Gedanken sammeln und sich mit allen Waffen des Glaubens rüsten sollte? wann waren die Juden übermüthiger und ausschweifender, als zur Zeit, da ihr Staatsgebäude den Einsturz drohte, und alle Umstände ihnen den nahen Untergang verkündeten? wo hebt die Sittenlosigkeit frecher ihr Haupt empor, als unter dem Geklirre der Waffen und auf dem blutigen Schlachtfelde? — Wundern wir uns darüber nicht! es ist dem Leichtsinn eigen, dem Verderben blindlings entgegen zu gehen. Die Ewigkeit, welche ihm die Religion jenseits des Grabes zeigt, ist ihm ein Traumgebilde, die Tugend eine willkührliche Zumuthung, wodurch man ihn in seinem frohen Lebensgenuß stören will, die Religion selbst menschliches Machwerk, um der Zügellosigkeit der Menge Schranken zu setzen. Nichts ist ihm also heilig, was dem wilden Ausbruch seiner Leidenschaften im Wege steht; ganz ins Irdische versenkt denkt er nur darauf sich das gegenwärtige Leben so angenehm als möglich zu machen. Genießen wir das Gute, so lange es uns zu Gebothe steht; das ist seine Herzenssprache, wenn er es auch nicht laut sagt, bekränzen wir uns mit Rosen, ehe sie verwelken, lassen wir überall Spuren unserer Freude zurück, denn unsere Lebenszeit ist kurz, sie gleicht einem Schatten, der schnell vorüberzieht. Was außer den Grenzen der Zeit liegt, ist ungewiß, noch ist keiner aus dem Grabe zurückgekommen, der uns darüber Aufschluß gegeben hätte. Wäre es nicht Unsinn um des Ungewißen willen auf das Wirkliche Verzicht zu leisten. Unser Leib wird in Staub zerfallen, unser Geist wie ein Feuerfunke erlöschen, wie ein Nebel vergehen, selbst unser Andenken wird sich verlieren, und unsere schönste Thaten eine

ewige Nacht der Vergessenheit decken. Wer erkennt nicht in diesen und ähnlichen Worten die Sprache des unbegreiflichsten Leichtsinns? O daß sie doch ewig verstummen möge diese gottlose Sprache, wodurch noch so mancher sein Gewissen betäubt!

Schon der Gedanke, daß Gott in ernster Majestät zu uns kommt, sollte allen Leichtsinn verscheuchen. Gott ist uns immer gegenwärtig, und auch in ruhigen und glücklichen Zeiten ist es seine Kraft, die überall wirksam ist. In ihm leben, weben und sind wir. Aber in bedenklichen Zeiten kommt er zu uns ganz anders, als sonst; er kommt in ernster Majestät. Zwar kehrt sich der Leichtsinnige daran nicht; im Freudentaumel achtet er der Gefahren nicht, die wider ihn im Anzuge sind, der ferne Donner schreckt ihn nicht; aber wie so ganz anders wird es ihm ums Herz werden, wenn der Herr mit seinen Strafgerichten ihm näher kommt, wenn die angedrohten Uebel wirklich eintreten, wenn die Furcht des Todes ihn ergreift, und das Grab unter seinen Füßen sich öffnet? Dieser Gedanke verdient doch gewiß unsere ernste Beherzigung.

Es sage Niemand, daß man dadurch nichts ändere, wenn man sich der Traurigkeit überlasse; daß man der fremden Noth nicht abhelfe, wenn man sie beklage; daß man sich und andern nur das Leben noch schwerer mache, als es schon ist, wenn man trüben Gedanken nachhänge.

Es ist freilich wahr: das Christenthum will uns eben nicht in finstere Schwermuth versenken; aber es will darum nicht unsern Leichtsinn begünstigen. Wenn es uns daher auf die Gefahren der Zeit aufmerksam macht, so will es uns nur zu jener Besonnenheit bringen, welche nöthig ist, diese Gefahren muthig zu bestehen. Wer auf den Druck der Zeiten nicht achtet, wer die Leiden seiner Brüder kaltblütig mit ansehen kann, wer für sie nichts fühlt, und nicht in ihre Thränen die seinigen mischt, der wird auch nichts für sie thun, und nicht ihr Retter werden.

Was uns jenen Ernst noch unentbehrlicher macht, ist die Sorge für unser eigenes Heil. Ja, unser eigenes Heil ist in Gefahr, wenn wir in Zeiten, die so bedenkliche Versuchungsstunden herbeiführen, nicht über unser Herz wachen, das unsern ärgsten Feind verbirgt. Das große Geschäft unsers Heils ge-

deiht nicht, wo Leichtsinn den Vorsitz führt; es muß mit Ernst getrieben werden. Man kommt nicht tändelnd ins Himmelreich; es muß mit Anstrengung errungen werden. Wer nicht auf jede Bewegung seines Herzens ein wachsames Auge hat', nicht sorgfältig auf jede Gefahr achtet, die vom Wege der Pflicht ihn ableiten könnte, nicht männlichen Schritts fortwandelt auf dem Pfade, den ihm die Religion bezeichnet, für den ist sehr zu besorgen, daß er den Zweck seiner Bestimmung verfehlen werde. Sogar unsere irdische Wohlfart fordert diesen Ernst. Gott kann einem Volke mit aller seiner Macht nicht glückliche Zeiten schenken, wenn es vergißt, was zu seinem Frieden dient.

Lockt der Versuchung Zauberstimme
Mich schmeichelnd ins Verderben hin,
Und will vor deiner Warnungsstimme
Mein Herz, o Gott, voll Leichtsinn flieh'n:
So treffe wie ein Bliz von dir,
Mich der Gedanke: Gott winkt hier!

186.

Mangel sittlicher Bildung ist Ursache der Zerrüttung der Staaten.

O lernt, Gewaltige! mit heiligem Grauen,
Auf euren Meister in den Wolken schauen;
Schließt an sein Recht euch an, auf seine Stärke
Bau't eure Werke.

Aus Lieb und Treue strahlt der Gottheit Spiegel;
Natur und Wahrheit tragen ihren Siegel;
Und hier allein entflöh'n umstürmte Zeiten
Vor Ewigkeiten.

Ein Reich auf diesen einen Felsen gründen,
Heißt selbst der Schöpfung treu'stes Abbild finden;
Und seine Säulen werden unter allen
Am letzten fallen.

Reimold.

Schon der Prophet Jeremias weissagte die bevorstehende Verwüstung des Judenlandes und Jerusalems Zerstörung. Ich will, so läßt er den Herrn der Heerschaaren sprechen, ich will diese

Stadt zum Gespötte und Schrecken machen; alle Vorübergehende sollen über ihre Unfälle staunen; ich will dieses Volk und diese Stadt vertilgen, wie man einen irdenen Topf zerschmettert, den man nicht mehr brauchen kann. Auf eine ähnliche Weise drückt sich der Prophet Daniel aus, wenn er sagt: Sion wird wie ein Feld gepflüget, Jerusalem zum Steinhaufen und der Tempelberg zum verwilderten Walde werden. Noch deutlicher verkündigt Jesus den bevorstehenden Verfall des jüdischen Staats und Jerusalems Zerstörung. Es wird eine Zeit kommen, spricht er mit Thränen im Auge, als er von einer nahen Anhöhe diese schöne, große und volkreiche Stadt erblickte, es wird eine Zeit kommen, wo deine Feinde um dich her einen Wall aufwerfen, dich von allen Seiten einschließen, dich ängstigen und dermassen zu Grunde richten werden, daß kein Stein auf dem andern bleiben wird. Er nennt diese Zerstörung, womit er Jerusalem bedrohet, einen Gräuel der Verwüstung. Und wirklich konnte es nicht gräulicher zugehen, als es damals im Judenlande und zu Jerusalem zugieng, als sich diese Weissagungen entwickelten. Die bloße Erzählung davon erwecket Furcht und Entsetzen. Im Innern des Landes wütheten Aufruhr und Bürgerkrieg; überall in Städten und auf dem Lande wurde geplündert, gebrennt und gemordet; man verübte alle nur erdenkliche Gräuelthaten, dergleichen die gewöhnliche Folge der Empörung sind. Diese Umstände waren den Römern günstig, welche keine Gelegenheit vorüber ließen, ihre Herrschaft zu erweitern. Titus, ihr Feldherr, rückt mit seinem Kriegsheere gegen Jerusalem vor, umgiebt diese volkreiche Hauptstadt mit einem Walle, damit ja Niemand entkommen möge; ängstiget ihre Einwohner mit der schrecklichsten Hungersnoth, durchbricht endlich die drei Ringmauren derselben, dringt überall vor, läßt die Stadt an mehrern Orten anzünden; selbst der prachtvolle Tempel ward ein Raub der verzehrenden Flamme. Fürchterlich war das Gemetzel in allen Gassen; nur auf Leichen und im Menschenblute konnte man einhergehen. Was dem Hungertode entgieng, fiel entweder unter dem Schwert des Siegers, oder wurde verkauft und gefangen weggeführt.

Warum hat doch Gott jenes Volk so hart gezüchtiget,

daß er doch ehevor so vorzüglich begünstigte? Jesus selbst giebt uns darüber Aufschluß. Bei allen Wohlthaten, welche dieses Volk aus Gottes Vaterhand empfieng, hatte es ein steinhartes Herz. Durch Wohlstand zum Uebermuth verleitet versank es immer tiefer in den Abgrund der Sittenlosigkeit, bis endlich keine Rettung mehr war. Jesus, der mit tiefem Blick in die Zukunft sah, sagte es bei jeder Gelegenheit, daß die Zerrüttung des Staates die unausbleibliche Folge dieser Sittenlosigkeit seyn werde, und daß sie nur durch Sinnesänderung und Lebensbesserung Gottes fürchterlichen Strafgerichten vorkommen könnten. Aber umsonst; er predigte tauben Ohren; die Unglücklichen hatten für seine liebvollen Ermahnungen und göttlichen Lehren keinen Sinn. Laßt uns durch ihr Unglück weise werden, und zu unserm Nutzen jene große Wahrheit beherzigen, welche ihnen Jesus so oft und so nachdrücklich vorpredigte: Mangel an sittlicher Bildung ist die Hauptursache der Zerrüttung der Staaten.

Wir schreiben dem Menschen sittliche Bildung zu, wenn sein freier Wille so gerichtet ist, daß er eine Fertigkeit besitzt nach Vernunftgesetzen zu handeln, und die sinnlichen Neigungen und Begierden denselben zu unterwerfen. Die Vernunft umfaßt allgemeine Wahrheiten, woraus sie Gesetze bildet, welche die Grundlage alles menschlichen Wollens und Verhaltens sind. Die vornehmsten derselben sind: handle recht, beleidige Niemand, gieb Jedem das Seine und mache dich um Menschenwohl verdient. Sey mäßig und enthaltsam, und werde täglich besser. Der freie Wille beschäftiget sich mit der Vollziehung dieser Gesetze oder mit der Wahl des Guten, und bestimmt die Denkungsart und Handlungsweise des Menschen.

Soll also der Mensch sittlich gebildet werden, so muß er vor allen Dingen seine Vernunft aufklären, und sich richtige Begriffe von dem, was wahr und falsch, gut und böse, edel und schlecht ist, bilden, diese Begriffe in Regeln und Grundsätze verwandeln, und sie auf die vorkommenden Fälle seines Lebens gehörig anwenden. Dieses geschieht, wenn er über den Zweck und die Bestimmung der Dinge nachdenkt, ihren Werth und ihr Verhältniß zu einander untersucht, und besonders sei-

nen eigenen Lebenszweck und seine Bestimmung als Mensch, seinen Werth und seine Verhältnisse zu den übrigen Dingen in der Welt erkennt. Dabei muß er aber nicht stehen bleiben; es kann ein Mensch viele Kenntnisse besitzen, und die genaueste Bekanntschaft mit sich selbst haben und doch sittlich ungebildet seyn. Dieß lehrt uns nicht nur die Geschichte, sondern auch unsere eigene Erfahrung. Wie viele berühmte Weltweise liefert uns nicht jene, die nicht Alle sittlich gute Menschen waren! und wie Manche giebt's nicht noch heut zu Tage, die wissenschaftlich gebildet sind, ohne sittlich gebildet zu seyn! Dazu gehört der freie Wille, welcher auf's Gute gerichtet seyn soll. Der Mensch, der sittlich gebildet werden will, muß vor allen Dingen sich mit seinen Pflichten gehörig bekannt machen, diese Pflichten auf sein Verhalten anwenden, und sich eine Fertigkeit darin erwerben, so, daß es ihm leicht wird, immer recht zu handeln. Diese sittliche Bildung erfordert viel Uebung, und wiederholte feste Entschließung, immer frei und nach vernünftiger Wahl zu handeln, und die Macht der Sinnlichkeit durch die Vernunft zu besiegen. Hierzu gehört, daß man jener nicht zu viel Nahrung gebe, sich an wenig Bedürfnisse gewöhne und manchem Vergnügen entsage, damit es nicht zur Leidenschaft werde, den Adel seiner Vernunft und Freiheit sich lebhaft vorstelle, erhabene Beispiele eines freien und standhaften Willens oft betrachte, besonders aber den hohen Werth der Tugend, und die Verbindlichkeit, seiner vernünftigen Natur gemäß zu leben, sich lebhaft denke, mit sittlich guten Menschen fleißig umgehe, sein sittliches Gefühl durch den Anblick schöner Handlungen und Vorstellung edler Beispiele schärfe und stärke, und dem Guten einen Geschmack abzugewinnen suche.

Von dieser sittlichen Bildung geht die religiöse aus, welche die Vernunftgesetze als Gottes Gesetze verehrt, und sich Gott selbst zum Muster nimmt, wodurch das Vernunftgesetz nicht nur mehr Ansehen und Gewicht, sondern auch der freie Wille mehr Anreizung und Kraft bekommt das Gute auszuüben. Die sittliche Bildung steht also mit der Erkenntniß Gottes und mit dem Glauben an ihn in der genauesten Verbindung. Und man kann in der That behaupten, daß ein tugendhafter Mensch auch

ein religiöser ist. Denn die Religion ist eine Frucht der Tugend. Ein sittlicher Mensch fühlt überdieß auch seine Schwäche und Unvollkommenheit in der Tugend, seine Unwürdigkeit und Strafbarkeit in seinem eigenen Gewissen, und ein Religiöser empfindet seine Abhängigkeit von Gott, und wünscht also Ermunterung und Verzeihung, und seiner wankenden Tugend eine Stütze, welches ihm der Glaube an Gott gewährt. Wem also an der Tugend gelegen ist, dem muß auch an der Religion gelegen seyn. Und da dieser sittlich-religiöse Sinn auch sichtbar gemacht werden muß, nicht nur durch Handlungen, sondern auch durch Worte und äußere Zeichen, so verehrt ein solcher Mensch die Gottheit auch äußerlich, durch öffentliche Anbethung und Lobpreisung, bei allen Gelegenheiten, um nicht nur durch eine vernünftige Andacht und Erbauung sich selbst, sondern auch Andere im Guten zu stärken.

Wohl dem Menschen, in welchem ein solcher Sinn herrscht! der wird immer edel denken und handeln, immer ruhig und zufrieden seyn und sich durch seinen eigenen stillen Beifall belohnen. Ja! wohl dem Volke, das eine sittlich-religiöse Bildung hat! unter diesem herrscht gewiß die größte Ruhe, Eintracht, Ordnung und der höchste Wohlstand. Denn seine sittlich-gute Denkungsart treibt es an alles nur mögliche Gute zu wirken, und seine religiöse stärkt und befestiget dieselbe, und sieht alle löbliche, menschliche Ordnung als Gottes Ordnung selbst an, und verehrt sie als göttlich, und unterwirft sich ihr als einer göttlichen. Aber wehe dem Menschen und dem Volke, wo diese Bildung mangelt! da sind alle nur möglichen menschlichen und bürgerliche Uebel zu befürchten, da ist Aufruhr oft die Loosung, und Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit, Unterdrückung und Ausschweifung sind ihre gewöhnliche Gefährten.

Ja, es ist zu behaupten, daß der Mangel einer solchen Bildung eine Hauptursache der Zerrüttung ganzer Staaten sey. Es lassen sich zwar hier mancherlei Ursachen denken: man kann auf der einen Seite den Druck der Obern und auf der andern Seite den Widerstand der Niedern dahin rechnen, woraus nicht selten Aufstand, Aufruhr und Verwirrung, Umwälzung und Zerrüttung ganzer Staaten entsteht. Denn der Mensch

kann zwar viel ertragen und dulden, er liebt von Natur die Ruhe und den Frieden, und setzt einen gegenwärtigen Zustand, wenn er nur einigermaßen zu erleiden ist, nicht leicht auf's ungewisse Spiel. Aber wenn der Druck zu groß ist, und er sich seiner Nahrung, seines Eigenthums und seiner Freiheit beraubt sieht, und noch überdieß auf mancherlei Art gemißhandelt wird, so erwacht in ihm das Gefühl der Selbsterhaltung und der Freiheit so lebhaft, und mit ihm das Gefühl seiner Kraft, daß er sich jenes Druckes oft mit vieler Wuth und Grausamkeit zu entledigen sucht. Er achtet dann weder göttliche noch menschliche Gesetze, und wirft gewaltsam alle bürgerliche Ordnung über den Haufen. Dieß war die Ursache der Empörung der Juden gegen die Römer, verbunden mit schwärmerischen Aussichten auf einen außerordentlichen Retter aus zeitlichen Drangsalen, den sie in ihrem Messias zu erhalten hofften, vor welchen schwärmerischen Hoffnungen Jesus seine Schüler im Evangelium oftmals warnte.

Was für eitle Hoffnungen spiegeln sich nicht gemeiniglich die Menschen vor, die sie oft zu kühnen Unternehmungen und zu großen Gewaltthätigkeiten hinreissen? — Mangelt nun dem Volke sittliche Bildung, sind die Menschen roh und unwissend, sind sie gewohnt blos nach sinnlichen Trieben und Absichten zu handeln, sind Pflicht und Tugend Dinge, welche ihm höchstens dem Namen nach bekannt sind, ist Leidenschaft die oberste Regel ihres ganzen Verhaltens, Ehrgeitz, Habsucht, Sinnenlust der Mittelpunkt, um den sich alle ihre Begierden drehen; wie kann bei einem solchen Volke, unter solchen Menschen Ruhe und Ordnung gehandhabt werden? welche Gesetze sind stark genug sie in Zaum zu halten, daß sie sich nicht durch plötzliche Aufwallungen ihrer Leidenschaften, oder durch blendende Vorspieglungen von Andern zu bedenklichen oder gefährlichen Schritten hinreissen lassen? wie bald ists geschehen, daß ein kühner und verschmitzter Kopf unter einem scheinbaren Vorwand solche Menschen zur Empörung aufhetze, und auf diesem Wege ein ganzes Land dem Verderben entgegen führe? Liebe, Eintracht und Friede sind die sichersten Stützen eines Staats; allein wie ist Eintracht und Friede unter Menschen möglich, die

sich unbedingt jeder Forderung ihrer Leidenschaften hingeben, und bei denen diese freien Spielraum haben, oder was gleich viel sagen will, dem es an sittlicher Bildung fehlet? —

Der sittlichgute Mensch schränkt dagegen seine Begierden ein; er ist mit seinem Zustande zufrieden, und strebt nicht nach glänzendem Glück; und was er nicht durch bescheidene Vorstellungen, unter dem Schutze der Gesetze erlangen kann, das verschafft er sich nie mit Gewalt. Kurz er ist ein ruhiger Bürger, der sich glücklich schätzt, wenn er dem Vaterland ein Opfer bringt, und dadurch zum gemeinsamen Wohl etwas beitragen kann.

Kann nun aber ohne sittliche Bildung ein Volk nicht bestehen, und ist Mangel daran die Hauptursache der Zerrüttung der Staaten, welche Lehre sollen wir daraus ziehen? — Wohl keine andere als diese: jeder gute Bürger, dem sein eigenes Wohl wie das gemeine Wohl lieb ist, strebe nach dieser Bildung. Jeder ehre die Vernunft und ihre Gesetze. Jeder bilde seinen Verstand durch gute Kenntnisse, und sein Herz durch gute Grundsätze. Jeder übe sich in Erfüllung seiner Pflicht, und ermuntere durch sein Beispiel Andere deßgleichen zu thun. Vorzüglich laßt uns allen Fleiß auf die Bildung der Jugend verwenden; denn von diesem jungen Geschlecht hoffen wir noch für die Zukunft Heil; und wenn die Menschen erst besser gebildet sind, dann können wir auch bessere Zeiten erwarten.

Allmächtiger!
Zu dir erhebt sich meine Seele,
Zu dir mein Auge mit vertrautem Blick,
Und fleht um Erleuchtung für das Leben,
Und für der ganzen Menschheit Wohl und Glück.
O gieße aus dem Füllhorn deiner Gnade
In alle Herzen Licht und Weisheit aus,
Und sende früh der Tugend Ehrenwache
An jeden Thron, in jedes Land und Haus:
Den weisen Frieden, die vertraute Liebe,
Die stille Güte, die sich selbst genießt,
Die unbelohnt auf edle Thaten sinnet,
Durch deren Huld die Thräne sanfter fließt;
Die unerschrockne Wahrheit, ernste Würde
Des freien Geistes, den gesetzten Muth,

Ein mäßig Leben, heilsam für die Seele,
Den strengsten Fleiß, ein unermüdet Wesen,
Das für das Wohl des Ganzen lebt und webt,
Und sich durch Arbeit, die dem Enkel nützet,
Ein unvergänglich Grabmal selbst erhebt;
Das gieb o Gott, den Völkern, deinen Kindern,
Das ist der Menschheit hohe Gnadenwahl;
Dann herrscht dein Frieden, deine Liebe waltet,
Und deine Erde ist kein Jammerthal.

Witschel.

187.

Alles vergänglich unter der Sonne.

Nur wo der Gottheit heh're Ebenbild
Aus Seelen strahlt und sich der Erd' entwendet,
Beharrt, so hoch die Flut des Todes schwillt,
Und leuchtet fort, wenn Sinnentrug verschwindet,
Und ew'ge Nacht der Tiefe Schein verhüllt.

Was ist das Göttliche, das nie zergeht?
Des Alters Kraft, die Krone rascher Jugend?
Das fest in allen Weltenstürmen steht? —
Es ist der Geist, ihr Menschen! und die Tugend,
Um die sich all sein wahres Leben dreht.

Sie ist's, sie ist's, die nicht in Fleisch und Blut
Ihr hohes, gotthaft reines Leben findet;
Den Schritt zum Ziele über Gräber thut,
Tief in sich selbst gewurzelt und gegründet,
Um's Höchste kämpft und einst vom Kampfe ruht.

Reimold.

Keine Wahrheit wird wie diese so sehr von der Erfahrung jeglichen Tages wie der Jahrhunderte bestätigt, und keine zugleich so geeignet einen so tiefen, heilsamen Eindruck auf den Sterblichen zu machen, der nicht gedankenlos dahinwandelt. Laßt uns daher dieselbe einer ernsten Betrachtung unterwerfen.

Das jüdische Reich — wie groß, wie mächtig, wie blühend war es einst! Der Tempel zu Jerusalem, wie prachtvoll, wie einzig in seiner Art! — Und wo sind sie jetzt? — Das jüdische Reich besteht schon seit mehr als achtzehnhundert

Jahren nicht mehr; der Tempel zu Jerusalem, der durch seine Festigkeit einer Ewigkeit zu trotzen schien, ist längstens von Grunde aus zerstört, und jede Spur davon ist vertilgt. Das ist das Schicksal aller menschlichen Dinge. Wie viele Völker, welche vor Jahrhunderten durch ihre Macht Ehrfurcht gebothen, sind heut zu Tage kaum noch ihrem Namen nach bekannt? Wie viele, welche ehedem zu herrschen gewohnt waren, sind zur entehrendsten Sklaverei herabgesunken? wie viele durch Gewalt der Waffen besiegt unter andere Nationen zerstreut worden, wovon sie in der Folge den Namen trugen? Wer findet noch in Italien jene edlen und tapfern Römer, ehedem der Schrecken benachbarter Völker? wer in Teutschland jene beherzten Allemanen, welche allein noch Muth hatten, es mit den sonst überall gefürchteten Römern aufzunehmen? wer in Griechenland das Vaterland der Künste und Wissenschaften, welche sich ehedem von da aus auf die übrigen Nationen verbreitet haben? Ach! wo ehedem berühmte Helden hausten, kreisen nun an Geist und Herzen verkrüppelte Sklaven! wo ehedem Freiheitssinn und Vaterlandsliebe eine unbezwingbare Schutzwehr gegen feindliche Einfälle bildeten, treibt engherzige Selbstsucht ihr Unwesen, stiftet Zwietracht, und löset die Bande des bürgerlichen Vereins; wo schon vor Jahrtausenden Künste und Wissenschaften blühten, schwingt nun rohe Unwissenheit, und ihre Tochter, wilde Barbarei, ihr eisernes Scepter.

Wie im Großen, so ists im Kleinen. Wie manche vornehme, edle Familie ist erloschen? wie manche vom Gipfel des Wohlstandes zur drückendsten Armuth herabgesunken? wie mancher war ehedem geehrt, angesehen, aber in der Folge ein allgemeiner Gegenstand des Spotts und der Verachtung? wie manchem schon hat unverschuldetes Unglück, wie manchem Neid und Arglist feindseliger Menschen, wie manchem eigene Unvorsichtigkeit und Ausschweifung eine traurige Zukunft bereitet? — Die Jahrbücher der Menschheit sind voll von Beispielen dieser Art. Doch wenn von der Vergänglichkeit der Dinge die Rede ist, haben wir eben nicht nöthig, die Beweise dafür in der grauen Vorzeit aufzusuchen. Wir finden sie noch fast täglich in der Nähe. Wer sich heute im blühendsten Wohlstand

befindet, und dem Glück recht eigentlich im Schooße sitzt, kann durch einen unvorgesehenen Unfall morgen der Aermste seyn; wer jetzt mit Recht allgemein geehrt und geachtet wird, kann über kurz, weil es seinem Neider gelungen ist ihn zu verläumden, von Jedermann gehaßt und verachtet werden. Unsere besten Freunde können plötzlich ihre Gesinnungen gegen uns ändern, und uns ihren Unwillen um so lebhafter fühlen lassen, je gefälliger und dienstfertiger sie vorher gegen uns waren; unsere Gesundheit kann ein unglücklicher Augenblick zerstören. Kurz: Leid und Freud, Glück und Unglück wechseln hier immer mit einander ab, bis endlich der Tod diesem Wechsel ein Ende macht.

Aber wohl uns, es ist doch nicht gar alles wandelbar und vergänglich. Er, der uns Daseyn und Leben gab, er unser Herr und Gott, er der beste Menschenvater, dessen liebvolle Vorsehung Alles umfaßt, er unser künftiger Richter und Vergelter, ist keiner Veränderung der Zeit, keiner Vergänglichkeit unterworfen. „Im Anfange, o Herr," bethet David Psalm 101. „hast du die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werke. Sie werden vergehen, aber du bleibst; sie werden wie ein Kleid veraltern, du aber bleibst, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende." Unveränderlich ist Gottes Gesetz; Himmel und Erde werden vergehen, aber das hl. Gesetz, das Gott dem Menschen ins Herz schrieb, und das sich durch die Lehre Jesu so deutlich ausspricht, bleibt unabänderlich ebendasselbe. Landesverordnungen können nach Zeit und Ortsumständen abgeändert oder ganz aufgehoben werden; indem etwas, was unter gewißen Umständen gut ist, aufhören kann gut zu seyn; selbst kirchliche Anordnungen, wodurch die öffentliche Gottesverehrung ihre Richtung erhält, sind wandelbar, weil die Bedürfnisse der Menschen nicht zu allen Zeiten einerlei sind. Nicht so ist es mit dem ewigen Gesetze Gottes; was da für einmal gilt, das gilt für immer. So gilt zum Beispiel das Gesetz: du sollst gerecht, keusch, mäßig seyn; du sollst andern das thun, was du vernünftig fordern kannst, daß sie dir thun sollen; handle so, daß du wünschen kannst, jeder andere soll eben so an deiner Stelle handeln, für alle Zeiten

und für alle Menschen. Da ist weder Milderung noch Abänderung denkbar. Wir haben also bei allem Unbestand menschlicher Dinge doch etwas, an dem wir uns festhalten können. Es ist Gott, es ist jenes heilige Sittengesetz, das er uns mit untilgbaren Zügen ins Herz schrieb. Mag alles um uns her verschwinden, mag die ganze Welt sich wider uns verschwören, mögen alle Stürme der Widerwärtigkeiten wider uns losbrechen, unser Strebeziel liegt außer den Gränzen der Gegenwart; so lang wir uns an unsern Vater im Himmel anschließen, so lang das unsere erste Sorge bleibt, zu vollziehen seinen heiligsten Willen, und zu streben nach jener Vollkommenheit, die wir an ihm selbst bewundern; so lang Pflichteifer die Seele ist, die alle unsere Handlungen belebt; so lang ist unser Heil gesichert, und nichts trübt unsere Aussicht in die Zukunft, wo jeder ärndten wird, was er hier gesäet hat.

Sind alle Güter der Erde unbeständig, wandelbar, vergänglich, so sollen wir uns um desto weniger im Wohlstande übernehmen. Wäre es nicht Thorheit, sich auf etwas viel einzubilden, das uns so leicht entrissen werden kann? dessen Besitz gar oft nicht von unserm Verdienste abhängt? Sind wir nicht alle nackt auf die Welt gekommen, und werden auch wieder nackt aus derselben hinausgehen? — Damit soll aber nicht gesagt seyn, als ob die Güter dieser Erde zu verachten seyen, und man ein Bedenken tragen solle, davon Gebrauch zu machen; genießen wir immerhin die Gaben, die uns Gott zu Theil werden läßt! seyen wir froh und munter, wenn wir noch jung, gesund und bei Kräften sind! freuen wir uns, wenn wir Freunde haben, denen wir es zutrauen dürfen, daß sie Leid und Freude mit uns theilen werden! Aber sehen wir zugleich darauf, daß wir die Güter dieser Erde nicht so genießen, als ob sie uns immer gewiß wären! bauen wir nicht zu viel auf unser Vermögen, das wir uns durch unsern Fleiß, durch unsere Betriebsamkeit erworben haben, oder das sonst durch günstige Umstände an uns gekommen ist! Wir dürfen nicht auf unsere Gesundheit, auf unsere Kräfte trotzen; durch Ausschweifung können wir auch die besten Kräfte zerstören, und schon in der Jugend schwache Greise werden. Alles hienieden

ist vergänglich, alles nimmt endlich ein Ende. Auch darauf wollen wir nicht zu viel bauen, daß wir Freunde haben, von denen wir glauben, daß wir uns auf sie in allen Stücken verlassen dürfen; sie sind Menschen, und wie veränderlich ist der Mensch? Hängen wir unser Herz überhaupt nie an die Güter dieser Erde, denn alles, was die Erde hat und uns geben kann, ist vergänglich, alles eitel, alles von der Art, daß es unser Herz nicht sättigen kann. O wenn wir das immer recht bedächten, wie viel Unordnungen, Thorheiten, Ausschweifungen würden unterbleiben! Aber eben darum, weil hier alles vergänglich ist, sollen wir auch im Unglück uns nicht unmäßig betrüben. Wir wollen hier die Erinnerung nicht anbringen, daß, so wie auf trübe Tage immer wieder heitere folgen, so auch auf böse Tage gewöhnlich wieder gute, oder doch minder böse, zu folgen pflegen. Gerne nehmen wir von euch Verunglückten unter den Menschen an, daß euer Leiden zuweilen recht groß, drückend, anhaltend ist — ist es darum nicht doch vergänglich? und wenn es vergänglich ist, warum wollet ihr darüber klagen, als ob es nicht vergänglich wäre? Bedenket dieß, ihr alle, die ihr unverschuldet in großer Noth und Armuth lebet, und ihr werdet ruhiger werden. Es kommt die Zeit, wo aller äußerliche Unterschied aufhören wird. In dem Grabe wird der Reiche das seyn, was ihr, und ihr werdet reicher seyn, als er, wenn ihr hier euer Tagwerk besser vollendet habt, als er. Bedenket das, ihr alle, die ihr von der Feindseligkeit bösgesinnter Menschen viel auszustehen oder sonst Kummer und Sorgen mancherlei Art auf eurem Herzen habt, bedenket das — und ihr werdet zufriedener werden. Das alles, was ihr hier zu dulden habt, wird vorübergehen; dort werden euch die Verfolgungen eurer Feinde nicht mehr erreichen, und die Thränen, die ihr hier geweint habt, werden euch für immer abgetrocknet werden. Bedenke das ein Jeder unter uns, daß hier alles vergänglich ist. — Auch der Kummer, der an eurem Herzen naget; auch der Schmerz, der in eurem Körper wüthet, auch die Verfolgung, die euch euer Feind bereitet, auch die Lästerung, mit der man euren guten Namen schändet — alles ist vergänglich, alles wird vorübergehen. Wie

sehr würde ein solches Nachdenken euren Muth stärken und eure Geduld erhöhen?

Ganz besonders aber soll uns eine solche Erinnerung, wie vergänglich hienieden alles sey, antreiben, für das zu sorgen, was allein unvergänglich ist, für die Vervollkommnung unsers Geistes, für die Veredlung unsers Herzens, für stetes Wachsthum in der Tugend. Wenn wir uns mit Wahrheit das Zeugniß geben können, daß wir recht gethan und unsere Pflicht erfüllt haben, fühlen wir da nicht etwas in uns, das unvergänglich ist? eine innere Würde, die uns keine Zeit, kein Mensch, kein Geschick rauben kann? ein inneres Gut, das über alles Erdenglück weit erhaben ist? Ja gewiß! wenn wir recht thun und tugendhaft sind, so besitzen wir ein unvergängliches Gut. Jede schöne That, die wir ausgeübt, jede redliche Gesinnung, die wir an uns genommen, jeder Sieg, den wir über eine böse Neigung erkämpfet, jedes Vergnügen, jede Bequemlichkeit, so wir der Pflicht und Tugend zum Opfer gebracht haben, wird uns als ein reicher Schatz dorthin begleiten, wo ein Jeder empfangen wird, was seine Thaten werth sind. Und wie gut und erfreulich ist es für uns, daß ein Jeder dieses einzig wahre und unvergängliche Gut erreichen kann, die Tugend! Nicht ein Jeder kann reich, vornehm, angesehen, gelehrt seyn: aber tugendhaft kann unter Gottes Beistand Jeder seyn, er mag vornehm oder gering, seine Lebenszeit mag von kurzer oder langer Dauer seyn.

Endlich wollen wir uns auch das noch zu Gemüthe führen, daß, so wie das Gesetz Gottes an sich unveränderlich ist, von dem Menschen auch in Beziehung auf dasselbe keine Ausnahme gemacht werden dürfe. Der Jüngling denkt da oft, ich bin noch zu jung, mit mir wird es Gott so genau nicht nehmen; der Alte: ich bin schon zu schwach, von mir wird der Herr nicht mehr so viel fordern; der Vermögliche: bei mir wird es so viel nicht zu bedeuten haben, wenn ich auch im Genusse der Speise und des Tranks zuweilen aus dem Geleise der Mäßigkeit trete, ich habe es ja; der Arme: ach! die Noth thut weh, wie sollte es da eine gar so große Sünde seyn, wenn ich mir zuweilen etwas zueigne, was mir nicht zugehört. Be-

trügen wir uns doch nicht selbst, wir dürfen das göttliche Gesetz nicht nach unsern Neigungen wenden und drehen; es ist wie Gott unveränderlich. Welch ein Gewinn wäre es für uns, wenn uns der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen antriebe vorzüglich zu streben nach dem, was unvergänglich ist, einzig uns der Tugend zu weihn, unser höchstes Glück allein in Gott zu suchen! O so thun wir das! sonst Alles, nur nicht die Tugend, kann uns entrissen werden.

Das Leben rinnt mit jedem Tag von hinnen,
Die Freude der Vergangenheit entflieht,
Der leichten Silberwolke ähnlich, welche
Durchs Flittergold der Abendröthe zieht.
Wo seyd ihr nun, ihr frohen Millionen,
Die einst der Schauplatz dieser Erde trug?
Jetzt schlafet ihr den langen Schlaf im Grabe
Und eure Hülle deckt der Aschenkrug.
So schwindet Alles, nur die Tugend bleibet,
Dem Felsen gleich im stürmevollen Meer.
Jahrtausende führt dort die Zeit vorüber;
Er steht, und trotzt dem lauten Wellenheer.
So steht die Tugend. Berg und Hügel weichen,
Die Kraft veraltet an dem Wanderstab,
Und eine Menschheit um die andre sinket
Hinab in's große mütterliche Grab.
Nur du allein, verklärte Himmelstochter
Hast in die Sonne deinen Thron gebaut.
Ihr Licht und deine Kraft ist unvergänglich;
Wohl dem, der dir mit festem Muth vertraut.
Er sieht am Schluße eine Abendröthe,
Er hört im Tod den Ruf der Ewigkeit,
Und findet in der schwarzen Nacht des Lebens
Den Stern der seligen Unsterblichkeit.

Witschel.

Inhalt.

Nro. Seite.

142. Auch im Kriege bleibt Gott groß und anbethungswürdig 1
143. Es ist noch nicht genug, gegen Andere nicht ungerecht zu seyn 8
144. Christlicher Edelsinn 14
145. Tugend ist nicht an gewiße Glaubensmeinungen gebunden 23
146. Reiz der Tugend 30
147. Undank der Welt Lohn 36
148. Gott unser Vater 41
149. Ueber ängstliches Sorgen fürs Irdische 47
150. Wunderbare Einrichtung zu unserm Unterhalt . . 54
151. Wie man stets einen heitern Sinn erhalten könne . 62
152. Ueber Selbstsucht 70
153. Ueber Bettelei 78
154. Ueber Todesfurcht 86
155. Wittwe, ehrwürdig 94
156. Das Gute nie der Ehre wegen thun 103
157. Gottesverehrung 109
158. Bescheidenheit 117
159. Selbstnachdenken 123
160. Menschenwürde und Menschenwerth 129
161. Selbstliebe 137
162. Die christliche Religion ist klar und einfach . . . 143
163. Auslegung der Reden und Handlungen 151
164. Aufschub, wie entehrend und gefahrvoll 157
165. Niemand hassen oder verachten 163
166. Wie traurig das Loos sey, unter bösen Menschen zu leben 172
167. Wann ist der Glaube an Jesum wahr und beseligend? 180
168. Das Laster hat keinen Muth 185
169. Das Christenthum beglückt die Völker 193
170. Wenige auserwählt, in welchem Sinne? 200
171. Religionssachen, ob stets beim Alten? 207
172. Todesart, Zeit, Folgen 214
173. Erkenntniß der Wahrheit 221
174. Eine fromme Familie, wie glücklich? 227
175. Fremden Guts Verletzung 233
176. Tugend und Laster; deren Anfang, Fortgang und Ende 239
177. Vergeben, aber doch daran denken, ist das christlich? . 246
178. Wahrheit und Aufrichtigkeit 252
179. Ein guter Bürger, ein guter Christ, und umgekehrt . 261
180. Der Christ bei religiösen Gährungen 267
181. Krankheiten leiten wieder zur Pflicht 276
182. Was ist der Glaube an Jesus, und was ist sein Zweck? 281
183. Bei Kranken und Sterbenden, wie sich verhalten? . 286
184. Was sind wir den Stürmen der Zeit schuldig? . . 295
185. Bedenkliche Zeiten 300
186. Mangel sittlicher Bildung ist die Ursache der Zerrüttung der Staaten 306
187. Alles vergänglich unter der Sonne 313

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keller, Georg,

Blätter der Erbauung und des Nachdenkens aus dem Nachlasse Victor Keller's
...

Bd.: 4

Freiburg im Breisgau (1833)

Asc. 2636 mh-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10264023-5